Peter Rosegger

Gesammelte Werke

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Vierzigster Band

Mein Weltleben

Erinnerungen eines Siebzigjährigen

Neue Folge

Zweiter Band

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Mein Weltleben

Neue Folge

Erinnerungen eines Siebzigjährigen

von

Peter Rosegger

Zweiter Band

Zweiundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Tausend

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von Günther, Kirstein & Wendler in Leipzig

Mein Arbeiten.

I.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!" sagte einst ein anmutiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Es sperrt sich, mein Kind, wenn mir jemand zuschaut."

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß gibt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir wäre sie damals nicht wahr gewesen.

Und so möge auch die Neugierde meiner schönen Leserin auf die ehrenhafteste Weise befriedigt werden. Wir Männer nehmen manchmal ja die Arbeit kaum minder ernst, als die Liebe.

„Also, wie man arbeitet und dichtet. — Bin ich für eine poetische Arbeit aufgelegt und in derselben befangen, dann kann mich jeder Zwischenfall wohl arg verwirren, aber keiner mich auf der Stelle für etwas anderes erwärmen. Und wenn in solchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: dein dankbares Vaterland hat in Erwägung deiner Verdienste und in Erwägung ferner, daß deine Füße dich nicht mehr so recht im Gebirge herumtragen wollen, dir einen Ehrenesel zum Geschenk gemacht — das höchste Ziel meiner Wünsche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Amtsbote, der mir die Steuer-

rückstände des Jahres vorführt. Es ist das eine wie das andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens ist dem Dichter das Dichten das Wichtigste auf der Welt.

Das Wichtigste und das Genußreichste, der einzige Zustand im Leben, der sich ganz entschieden des Lebens lohnt.

Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das in die Welt ging, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existiert. Existieren und dichten ist bei mir eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so atme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und unterhaltenden Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gärt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, das Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages, zumeist gegen Abend, wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit, und das Sprichwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei

einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das unfaßliche Ding im Kopfe sich verdichten hilft. Sätze und Wendungen, die mitunter früher ausgedacht wurden, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistige Zutun abgeschrieben werden, fast allemal hölzern und ungefügig aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird, kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr, geschwätzig und weitläufig zu werden, was erst später beim „Feilen" oder auch gar nicht bemerkt wird; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Komponieren, ja selbst ein bißchen physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lästiger das Schreiben, je kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, je weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Korrektur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Satzfehler nicht sieht, die später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend ins Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Angeregtheit. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im Vorhinein noch so sorgfältig durchdacht worden, erst während des Schreibens gliedert sich's und bekömmt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten vonstatten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber, wie erwähnt, des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, an der ich oft fünf bis sechs Stunden tätig sein konnte, ohne auch nur im geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je heftiger und schwungvoller die geistige Tätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nötigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnenlosen Fenster steht, so daß das ruhige Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblige Tag oder die finstere

Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Tür nicht aufgeht. Die Vorstellung, daß plötzlich jemand zu mir hereintreten könnte, lähmt mich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas anderes Sinn und Innerung gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge; was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Dichter — kleine wie große — werden oft genug befragt, wie sie denn das Ding angingen, daß ihnen was einfiele und daß da was entstünde? Hierin geht's nun aber jeder anders an, wie man in den Aussagen solcher Leute finden kann.

Ich werde häufig wegen der Entstehung meiner „Schriften des Waldschulmeisters" befragt. Es ist kein Grund, daraus ein Geheimnis zu machen und will ich zeigen, wie größere Werke doch ganz anders keimen, als kleine Geschichten und Aufsätze, die oft Gaben der Stimmung und der Stunde sind.

An einem nebligen Märztage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelheiten, die den meisten

Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, da müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beschriebe, sondern auch die großen, den Baum, die Steine und die Felsen, die Tautropfen und die Wildwässer, gleich den ganzen Wald. Und wenn er weiterginge und Tiere schilderte, kleine und große, die Ameise, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiterginge und auch den Naturmenschen beschriebe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weiterginge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zusammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weit ginge, daß er einen Mann beschriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß gibt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbste!

Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte. Was ich auch dichten und schreiben mochte, es bezog sich unwillkürlich auf den Wald und sein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der sie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die losen, scheinbar selbständigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber selbst noch unbekannten Werkes.

Endlich, im Hochsommer desselben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergestiegen war und ermüdet auf dem Baumstrunke eines tiefschattigen Waldes rastete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen; er weitete sich, vertiefte sich. Ich sah, daß er der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber so wichtig waren — der Tagebuchform entspreche, und plötzlich war der Titel da: „Die Schriften des Waldschulmeisters".

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab für's Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung: es wuchsen neue Teile und Episoden heraus, die, weil unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die teils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke manches, was ich anfänglich als nebensächlich betrachtete, zum Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Tautropfens usw. sehr untergeordneter Natur wurde.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, ins Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hineinverwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zutaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen; sie waren eben nicht orga-

nisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja, sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es literarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, begann sich mein Gedächtnis zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir Gespräche über Bauerntum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich ins Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne äußere Anregung sicher begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistestätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Pendel des Gehirns und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre. Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Blase gewesen.

Vieles, was ich schrieb, habe nicht ich gedichtet, hat sich vielmehr in mir selbst gedichtet, ohne sich leiten zu lassen

von Erwägungen und Absichten. Als ich begann, war es dieses, und als es fertig geworden, war es jenes.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur etwaigen Bearbeitung mitgeteilt wird und selbst wenn es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vorteile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in schmerzlichem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das manchmal nötige Nachschlagen in Handbüchern macht Schwierigkeiten, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine bescheidene literarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich selbst nicht, und wovon ich sie habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urteile des Publikums wirkten auf mich fast gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man naturverwandt ist, so daß man sich anfangs zu ihnen hingezogen fühlt und sie als Vorbilder wählt. Große Klassiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir ferneliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmutigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser machen zu können, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachahmen seiner Lieblingsschriftsteller zu

hüten hat, versteht sich. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Eigenart, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntnis, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rief sie an, sie hatte an mir immer noch manches zu vollbringen!

In früheren Jahren habe ich alles zwei- und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingeniestet. Heute schreibe ich kleinere Sachen nur einmal, lasse aber auf dem Blatte Papier Raum frei zum Feilen, Ausbessern und Einschalten, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen, über alles zu schreiben, und auch noch über einiges andere, sollten, meint man, eine große Auswahl an Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüt gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter lebhafter fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: beim letzteren. Die Einbildung wird manchmal

Erlebnis und beim Erwachen ins reale Sein findet man sich kaum zurecht im eigenen Zimmer.

Indes geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesszene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es mein Gefühl des andern nennen, wenn dieser Ausdruck nicht so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passieren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's, ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann. Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es ermutigend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Übrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur klingelt. Schlaflose Nächte wer-

den dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was fertig ist, nur immer auch vollendet wäre!

II.

Hier noch etwas von der Art und Weise, wie ich schreibe, feile und Verbesserungen anbringe. Sie meinen, Verehrteste, „es wäre alles so einfach und leicht hingeschrieben wie ein erster wohlgezielter Wurf", und als wandere gleich alles nach der ersten Niederschrift in die Druckerei. — Dem ist wohl bei größeren Arbeiten nicht so. Lassen Sie sich sagen, wie vielfach ich mich mit einem umfangreicheren Werke beschäftige. Nehmen wir zum Beispiel den Roman „Das ewige Licht". Wenn die Sache im Kopfe so weit fertig ist, daß ich anfangen kann an die Ausarbeitung zu denken, dann schneide ich mir Kanzleipapier in Quartblätter, deren etwa fünfhundert Stück. Das Blatt wird nur auf einer Seite beschrieben und links ein Rand freigelassen. Ich beginne die Schrift anfangs des Jahres 1894, und in drei Monaten ist das Werk fertig. Ach, fertig! Jetzt beginnt erst das schwere Arbeiten, die erste Niederschrift war ja nur ein freudiges Schaffen, ein fast leidenschaftliches Selbstgenießen dessen, was innerlich lebendig geworden. Allerdings war ich während der Zeit für alles andere nicht vorhanden. Wenig Eßlust, wenig Schlaf, nicht das mindeste Interesse für

äußere Eindrücke aus Gesellschaft, Natur oder Kunst, ganz unfähig für Geselligkeit — nur allein sein mit dem Gegenstande. Eine glückselige Zeit, aber man wird sehr mager dabei.

Nun ist die Rohschrift fertig, nun beginnt die weitere technische Arbeit. Durchlesen des Werkes, Feilen. Kaum ein Satz ist ganz ohne Fehler, oder er ist unklar, oder er steht nicht an der richtigen Stelle, oder er ist eine Banalität, verdirbt die Stimmung, stört den richtigen Eindruck des Ganzen; also diese Sätze streichen, neue hinschreiben links am Rande, ganze Seiten wegwerfen, neue einfügen. Das ist eine Arbeit von etwa vier Wochen. Dann kommt das Werk für den ersten Abdruck in die Druckerei. Nun wird in den Korrekturabzügen das Ganze noch einmal, und zwar genau, Buchstabe für Buchstabe, durchgelesen, es werden nicht bloß typographische Fehler korrigiert, es werden wieder Sätze gestrichen und neue eingefügt, es treten stilistische Mängel in den Vordergrund, die der Autor im Manuskript oft nicht gesehen hat, das alles wird verbessert.

Endlich ist „Das ewige Licht" in der Zeitschrift gedruckt, es scheint fertig zu sein. Welch ein Irrtum! Jetzt erst im Drucke wird das Werk gegenständlich, ich sehe es mit ganz anderen Augen als früher, ich sehe große Mängel und Fehler, ich sehe schöne Möglichkeiten, die Dichtung zu erweitern, zu vertiefen. Allerhand fällt mir ein, was dazugehört, um sie vollkommener zu machen. Durch Gespräche mit andern darüber wird mir auch manches klar, das Werk wächst neuerdings aus sich hervor. Ich setze mich hin, schneide wieder Quartblätter, aber mehr als fünfhundert, und beginne scheinbar, das gedruckte Werk abzuschreiben. Es ist aber durchaus kein Abschreiben, es ist eine völlig neue Bearbeitung. Gar selten ein Satz bleibt stehen in seiner ursprünglichen

Form, große neue Teile werden eingefügt, die Naturbeschreibung wird anschaulicher gemacht, die Personenschilderung plastischer gestaltet, die Ereignisse und Handlungen werden sorgfältiger begründet, persönliche Stimmungen des Verfassers, die sich ursprünglich so gerne vordrängen, werden in den Hintergrund geschoben, auffällige Tendenz wird gemildert. Es läßt sich ja nicht sagen, was da alles geändert wird. Ist nun das Werk dieses zweite Mal neugeschrieben, was längere Zeit als das erstemal in Anspruch nimmt, dann wird es durchgelesen und am Rande links werden Einschaltungen gemacht, wie das erstemal. — Ist das alles geschehen, dann kommt das Manuskript in die Druckerei, um es als Buch zu drucken. Ich bekomme zwei Korrekturen, eine in sogenannten Fahnen und eine in Buchform umbrochen. Das Werk wird jetzt also von mir noch zweimal gründlich durchgelesen und sorgfältig korrigiert, wobei es wieder ohne kleine Verbesserungen nicht abgeht. — Und so bei jedem späteren Neudruck, falls es sich nötig oder erwünscht zeigt. Ich betrachte es nicht allein als eine ernste Pflicht, die literarischen Werke so fehlerfrei und vollkommen als möglich in die Welt zu geben, es ist mir auch ein inneres Bedürfnis, das zu tun. Es ist nicht allein die Achtung vor der Lesewelt, es ist auch die Liebe zu meinen Schriften, die mich zwingt, sie mit allem Fleiße nach meinem Wissen und Können zu vollenden. Es bleibt immerhin noch genug zu wünschen übrig.

„Das ewige Licht" ist also zweimal geschrieben und fünfmal vom Verfasser gelesen und korrigiert worden, bevor es das erstemal als Buch erschien. — Ähnlich vollzieht es sich mit anderen meiner Romane; ja selbst bei Zeitungsabdrücken erbitte ich mir stets eine, manchmal auch zwei Korrekturen. Auf solche Weise ist manches meiner Werke

zehnmal, ja auch zwölfmal vom Autor gesichtet worden, und wie ich und andere glauben, nicht zu seinem Nachteil. Auch pflegen die Verleger solche Autorenrevisionen sehr zu wünschen, weil ihnen schon im Interesse ihrer Firma darum zu tun sein muß, ihre Verlagswerke möglichst fehlerfrei und formenrein in die Öffentlichkeit zu geben.

Der Laie wird es nicht begreifen, wie man etwas zehn- und zwölfmal lesen und doch immer noch Fehler übersehen kann. Und daß er's nicht begreift, begreife ich; ich begreife es ja selbst nicht.

Vielleicht gelingt's aber doch, die auffallende Tatsache einigermaßen begreiflich zu machen. Ich habe oben eigentlich nur die handwerksmäßige Seite der Sache besprochen und die inneren Vorgänge beim literarischen Produzieren zu wenig oder gar nicht ans Licht gehoben. Ich habe nicht gesagt, daß beim Dichten das Schreiben lediglich der Hand überlassen wird, ohne alle Aufsicht. Das Auge schaut zwar scheinbar hin auf die entstehenden Wörter und Zeilen, sieht sie aber kaum. In Wirklichkeit ist dieses Auge ganz nach innen gewendet, wo die Ereignisse vorgehen. Da sind alle Sinne zusammengelaufen, schauen und hören zu, tun mit und gehen gleichsam in Gestalten über, die draußen auf dem Papier in der Eile angemerkt werden müssen, ehe sie sich verflüchtigen. Das soll die Hand besorgen und sie tut, was sie mag, das eine Wort schreibt sie richtig, das andere gefehlt, je nachdem sie's in der Übung hat. So geht's wenigstens bei mir vor sich, bei dem die Absicht richtig zu schreiben zwar groß, aber der Drang richtig zu dichten, noch größer ist. Wenn ich bei einer poetischen Arbeit Zeit habe, auf die Korrektheit der Schreibung zu achten, dann mag ich das Zeug lieber in die Faust ballen und damit nach Spatzen werfen — es wird nichts.

Aber nachher beim Durchlesen wird der Verfasser die äußeren Fehler doch sehen! Nein, er sieht sie auch beim Durchlesen nicht. Er hat immer nur die Bilder der Seele vor seinem Auge. Es ist wie beim musikalischen Menschen, der mag ein Lied noch so fehlerhaft singen, er hört nicht die Fehler, er hört das Lied in seiner Vollendung. Es ist wie beim Redner, der hört nicht das Stottern, nicht die unrichtigen Ausdrücke seiner Rede, er hört das, was er sagen will.

Aber wenn es der Autor wiederholt liest, in der Absicht, die Fehler auszubessern? — Nun, der Dichter versteht unter Ausbessern sein Besonderes. Er versteht darunter nicht die Ausstreichung und Verbesserung von Schreib-, Sprach-, Druckfehlern, das kann jeder Korrektor, jeder Schulmeister. Er nimmt den Revisionsbogen seines Werkes zur Hand, in der Absicht, Fehler der Dichtung zu verbessern, neue Schönheiten und Wirkungen hineinzulegen, kurz, sie innerlich zu vervollkommnen. Dann treten die Bedenken, Erwägungen heran, Konflikte tauchen auf, ob das künstlerisch so oder anders, und wie zu machen sei. An alle Vermeidung von Widersprüchen muß gedacht werden, an Fernhaltung von Unwahrscheinlichkeiten, Geschmacklosigkeiten, wie sie in plötzlichem Einfall manchmal aus der Feder springen. Und wenn Bua und Dirndel selbander lustig durch Wald und Fluren laufen im Buch, da hat der wachsame Poet nicht Zeit, auf Druckfehler zu achten. — Bleibt doch einige Aufmerksamkeit übrig, so wäre sie auf den einfachen, klaren Sprachstil, auf Ausrottung von Fremdwörtern usw. zu richten. Lieber Himmel, wie kann man alles aufzählen, was in einem Poetenkopfe vorgeht, während er bei seinem Revisionsbogen sitzt! Sieht er zwischen all den krausen Dingen durch wirklich einmal ein umgekehrtes u, oder eine falsche Endung, oder ein fehlerhaft geschriebenes Wort, natür-

lich wird der Unhold sofort niedergestochen mit dem Bleistift — aber nebenbei drücken sich kichernd die anderen unsichtbaren Fehler und sie tanzen erst später keck vor den Augen des unglücklichen Autors, wenn sie durch die Presse auf Tausenden von Exemplaren festgenagelt sind.

Solange der Verfasser noch ein dichterisches Interesse an seinen Werken hat, so lange ist und bleibt er ein schlechter Korrektor äußerer Fehler. Er sieht sie nicht.

Wenn ich ein Buch von mir jahrelang nicht mehr revidiert habe, so wirkt es dann bei dem nächsten Durchlesen auf mich fast wie eine Neuheit. So schlecht ist mein Gedächtnis, daß ich bei mancher Novelle, die einst von mir selber geschrieben wurde, in der höchsten Spannung bin, wie sie ausgeht. Daß man in solchem Zustande die Jagd nach Druckfehlern leicht vergißt, ist begreiflich. Nun, findet schon der Verfasser die Fehler nicht, so findet sie gewiß nachher der Leser.

III.

Nun noch ein Wort über das für manchen so geheimnisvolle K, das früher in meinem Namen stak.

„Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben wie er will," sagt Hamerling. Er selber hatte seinen ursprünglichen Namen Rupert Johann Hammerling in Robert Hamerling verändert. In Ausnahmefällen und bis zu einem gewissen Grade geht das, im weiteren dürfte freilich auch die Behörde ein Wort dreinreden wollen. Ich habe meinem Namen schon in früher Jugend, als er noch sehr schwach war, ein f ausgebrochen und ein K eingesetzt. Das ist aber nicht aus Übermut geschehen, sowie es später wieder nicht aus Übermut geschah, wenn ihm das K weggenommen ward. Es hatte beides seine Gründe.

Mein Name ist Peter. Da gab es nun in meiner Heimatgegend nicht weniger als fünf oder gar sechs Leute, die Peter Roßegger hießen. Sie waren nachweisbar gar nicht alle verwandt miteinander und wir zankten uns weiter nicht um den Namen. Als ich aber ins Alter eingetreten war, wo man anhebt, mitzutun, hub die löbliche Post an, mir Briefe zu schicken. Da schrieb zum Beispiel ein Bauer, er müsse mich auf Wildschadenersatz klagen, denn die Hasen und Rehe fräßen ihm das Kraut. Eine Weibsperson ließ mir schreiben, daß ich nicht gar so stolz sein solle und mich doch wieder einmal anschau'n lassen möge. Ein Wirt teilte mir mit, daß er die Zechschuld, wenn sie nicht binnen acht Tagen bezahlt werde, dem Notare übergebe. Und ich war ganz unschuldig, ich war nicht der Peter Roßegger, der als herrschaftlicher Jäger die Wildschäden zu verhüten oder zu vergüten hatte; war nicht der Peter Roßegger, der in untreuem Stolze sich nicht mehr anschauen ließ, war nicht der Peter Roßegger, der beim Wirt auf dem Kerbholz stand. Ich war der einschichtige Waldbauernbub auf der Höhe, der dem Schullehrer in Kathrein manchmal um Bücher schrieb. Und wenn die Bücher geschickt wurden, so fanden sie mehrmals den Richtigen nicht, kamen an den Jäger oder an einen anderen Namensbruder, der sich über das Zeug ärgerte, weil der Mensch was besseres zu tun hat, als „büchelgucken wie ein Herrischer". „Der Waldbauern Peterl, der mag's tun, der ist halt ein anderer Leut," hieß es. Also mußte sich dieser andere Leut um einen anderen Namen umschauen.

Von dem einen Namensbruder hatte ich erfahren, daß er ein „Petri Stuhlfeier" war, der zweite war ein „Peter und Paul", der dritte ein „Peter Domianus". Ja, wenn das gilt, daß man sich nach seinem besonderen Kirchenkalenderheiligen oder Feste nennen darf, dann bin doch ich mit

meinem Namenstag am 1. August ein „Petri Kettenfeier"! — Gedacht, gesagt, geschrieben. Am 1. November 1862 erklärte ich feierlich in der damals von mir herausgegebenen Handschrift: „Fröhliche Stunden" (vierter Jahrgang), daß ich mich von diesem Tage an mit P. K. R., das ist Petri Kettenfeier Rosegger, unterschreiben würde.

Seither sind weit mehr Jahre vergangen, als das deutsche Kartenspiel Blätter hat. Ich habe das Spiel des Lebens tapfer mitgemacht und meinen Namen eingesetzt für Gutes und bisweilen auch für minder Gutes, im ganzen aber — wie mich dünkt — das Spiel nicht verloren. Und jene Namensvettern sind mir nicht mehr gefährlich. Größtenteils sind sie schon eingerückt beim heiligen Petrus, und wenn der Rest nachkommt, so wird der ehrwürdige Pförtner bei seinen Namensbrüdern sich nicht irren, wie einst der Briefträger von Sankt Kathrein, wird jedem seinen Platz anweisen, den er verdient. Der Grund für den Kettenfeier war also gefallen, hingegen waren allmählich Gründe gegen ihn aufgetreten. Lange Jahre hatte man sich um die zwei Buchstaben P. K. nicht viel gekümmert, endlich wollten sich die Leute dabei doch auch etwas denken und so erfuhren die beiden Zeichen verschiedenerlei Deutungen. Sie nannten mich Peter Karl, oder Peter Konrad, oder Professor Karl, oder Pater Karl. Das P. Karl Rosegger wiederholte sich auf den Briefumschlägen recht häufig, auch auf den Pastor Karl war mancher gekommen. Als die Leute endlich auf das Petri Kettenfeier verfielen, schienen sie über den wunderlichen Namen nicht wenig verwundert zu sein. Etliche meinten, ich hätte diesen Namen in Hinblick auf den schottischen Dichter Burns angenommen, der in einem seiner schönsten Gedichte den Petri Kettenfeier zu Ehren brachte. Daß der Name im Kalender der katholischen

Kirche zu suchen sei, fiel den wenigsten ein. Als ihnen aber das Wort einmal mundgerecht war, wollten sie es auch ordentlich ausnützen und jetzt hub der Kettenfeier an, den Rosegger zurückzudrängen. Der letztere Name wurde einfach ausgelassen. Der aber will sich das nicht gefallen lassen und beruft sich auf seine angestammten Vorrechte.

Mit Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres hatte sich manches geändert und wenn der Kettenfeier aus obigen Gründen verabschiedet ward, so sagte ich gleichzeitig manchem Jugendideale, aber auch mancher literarischen Jugendbeselei Lebewohl. Andererseits kehre ich mit Wiederaufnahme meines ursprünglichen Namens gleichsam auf die Scholle meiner Kindheit zurück. „Peter", unter diesem Namen, den die Mutter gab, fühl' ich mich heimlich. Liebe Freunde sollen mich bei diesem Namen rufen, auf den Titelblättern meiner neuen, reiferen Bücher soll er zu lesen sein.

Mein Heim.

Das Wohnzimmer in der Stadt.

Es ist immer gewagt, Menschenkenner zu sich zu Gaste zu laden, und es ist immer lohnend für Menschenkenner, in eines Nachbarn Haus zu treten. Völker wie Personen verkörpern in ihren Wohnräumen ihren Charakter. Der verweichlichte Türke spinnt sich ein in ein Nest von Teppichen. Der auf Pracht und Förmlichkeiten sein Heil setzende Romane liebt den prächtigen Rundbogenstil, liebt Samt und Seide oder die prunkhafte Verschnörkelung mit Goldzier. Der geradsinnige Germane baut sich seine Zimmereinrichtung aus hartem Holze mit geraden Linien.

So auch bei einzelnen Personen. Trete ich in ein Zimmer, das mit Tabakspfeifenreihen geschmückt ist, oder mit Schlägern und Säbeln und Fechtfäustlingen, oder mit Lotterbetten und Bildern, welche mangelhaft bekleidete Frauenzimmer darstellen, so werde ich — selbst wenn der Bewohner des Raumes persönlich sich versteckt und vergräbt — eine ganz bestimmte Meinung von ihm gewinnen. Ein Mensch, der seine Kleidung und Wohnung stets nach der neuesten Mode herrichtet, erscheint mir unbeständig und zerfahren. Wer einen bestimmten Charakter hat, der teilt denselben allmählich seiner Wohnung mit, die Gegenstände, die ihn umgeben, sind sozusagen aus ihm hervorgewachsen; es werden Dinge aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, ja selbst aus den Zeiten seiner Vorfahren und auch aus Zeiten seiner Kinder vorhanden sein, und sie werden doch untereinander harmonieren, weil sie eben zu ihrem

Mittelpunkte, dem Eigentümer, in einem natürlichen Verhältnisse stehen. Mancher trachtet sein innerstes Wesen vor den Mitmenschen zu verhüllen und ahnt nicht wie offen und geschwätzig es in seinem Wohnraume daliegt.

Der Poet, welcher die ganze Welt in seine tiefsten Herzensgeheimnisse blicken läßt, hat keinen Grund, seine Kammer zu verbergen, die sich, oberflächlich besehen, von einer gewöhnlichen Bürgerswohnung vielleicht nur durch den Mangel einer Wertheimerkasse unterscheidet. Genauer beschaut, ergeben sich auch andere Unterschiede.

Im Sommer ereignet sich's manchmal, daß fremde, neugierige und zugleich auch schöne Augen um mein Landhaus herumspähen und zu den Fenstern hineinlugen. Bei meiner Stadtwohnung geht das nicht, weil niemand in den dritten Stock emporreicht. So will ich die neugierigen Freundinnen und Freunde artig einladen, die Treppen hinaufzusteigen und mich mit ihrem sehr geschätzten Besuche zu beehren. Vielleicht verstehen wir uns dann noch um so besser. Denn auch diese Stube mit ihrem wertvollen Inhalte (die Goldrahmen sind aus Holz und die Marmorstatuen aus Gips) ist ein Denkmal meiner Vergangenheit, meiner Bestrebungen, Erfolge, Enttäuschungen, meines Glückes und auch meiner Fehler und Lächerlichkeiten. Auf die ganz unvermeidliche Gefahr hin, eitler Selbstbespiegelung geziehen zu werden, gehe ich unbefangen dran. Meine Meinung ist und bleibt, daß niemand seinen Mitmenschen etwas Besseres zu geben hat, als sich selbst.

Ich bitte einzutreten! Eine hübsch geräumige Stube, nicht wahr?*) Die beiden Fenster sind gegen den Stadt-

*) Das Vorstehende bezieht sich auf die Wohnung in der Burggasse Nr. 16 in Graz. Geschildert 1888.

park hinaus, schaut im Sommer viel Grünes, im Winter viel Schnee herein. Sie sehen keine glatten Parketten und Tapeten, auch keinen Majolikaofen und keinen kunstvoll gemalten Plafond. Braungefärbte Wände, ein braungewichster Fußboden und weiß angestrichene Flügeltüren machen die ganze Eleganz aus, die ich schon so vorfand. Hier spann ich mich also ein, hier habe ich herbe Stunden und glückliche Jahre verlebt und mit vielen Dingen, die mich in meinem Daheim umgeben, bin ich so sehr zusammengewachsen, als ob sie Glieder meines Leibes wären, oder treffender gesagt, Glieder meiner Seele.

Die Stube ist Wohn-, Arbeits-, Besuchs- und Schlafzimmer in einer Person. Zu den Türen herein kommt der Mensch, zu den Fenstern herein kommt der Tag; weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern verleihen dem Zimmer die Stimmung des Lichten und Luftigen. So wollen wir's uns bequem machen und die einzelnen Gegenstände ein wenig betrachten. Wertvoll im Sinne des Marktes sind sie nicht, aber unschätzbar sind sie für den, der nach langem Bemühen und Erwarten sie erworben und gesammelt oder aus lieber Freundeshand erhalten hat.

Das älteste Stück, das in der Stube steht, ist ein dunkelpolierter Schreibtisch. Ich bitte nicht zu lebhaft an ihm zu rütteln, der alte Herr steht nicht mehr auf sehr strammen Füßen. Er wurde erworben für das Honorar einer drolligen Dorfgeschichte im Jahre 1872, und zwar bei einem Trödler als altes Stück. Zur Stunde, wie er damals in meine Stube gekommen war, schrieb ich einen gut empfundenen und schlecht geratenen Vers, der heute noch an seiner inneren Schubladewand klebt.

Mit meinem ersten Namenszuge auf diesem Tische unterschrieb ich den Empfangsschein einer Depesche. Die Depesche

zeigte mir den Tod meiner Mutter an. — Auf dem so traurig eingeweihten Tisch ist die größere Anzahl meiner bisherigen Werke entstanden, die ersteren und intimsten derselben „Heidepeters Gabriel" und teils auch die „Schriften des Waldschulmeisters". Das Möbel hat in meiner Stube noch heute den Ehrenplatz, obzwar es aus seinem ursprünglichen Winkel von einem stattlichen Schreibtische in altdeutscher Renaissance verdrängt worden ist, welcher mir gegenwärtig zur Werkstatt dient. Der alte Herr genießt seinen Ruheplatz unter dem stets feierlich dreinblickenden Wandspiegel. Auf ihm stehen die Gipsbüsten zweier guter Freunde: Karl von Holtei und Anastasius Grün, dann die Porträts meiner alten Führer Adalbert Svoboda und Robert Hamerling, und ein größeres Bild der Erzherzogin Stephanie, das die hohe Frau noch in den Tagen ihres Glückes mir gespendet hat. — Unterhalb steht ein niedlicher Holzscheiterstoß, der zwei kleine geheime Laden birgt; ein Andenken an meinen Jugendfreund August Brunlechner; bei dem Anblicke dieses Gegenstandes steigt in meiner Erinnerung eine Welt aus dem Studentenferienleben im Oberlande auf. Wenn Sie wüßten, meine Herrschaften, wie viel Burschenlust und Dichterwehmut und Jugendtorheit in diesen geheimen Laden verborgen liegt! — Daneben auf dem alten Schreibtische steht eine andere Botschaft aus dem Walde. Sie ist ein Tintengefäß in Form eines abgeschnittenen Eichbaumstrunkes, der noch fest auf den Wurzeln steht und einige Seitenarme, an denen noch Laub ist, ausstreckt. Das Gewurzel dieses Baumstockes ist von Flechten und Pilzen umwuchert; am Stammstrunke hängt als Martertaferl ein Muttergottesbild, unter welchem ein winziger Eichlaubkranz prangt. Zwischen den Ästen ist ein Spinngewebe gespannt, an der halben Höhe des Strunkes läuft ein natürliches Marien-

käferchen, daneben in die Rinde sind die Buchstaben: P. R. eingeschnitten. Das Ganze ist kaum eine Spanne hoch und von großer Feinheit in der Ausführung. Es kam mir von einem Freunde aus Fürth bei Nürnberg zu.

Das alles und noch vielerlei anderes, was meinem Leben nahesteht, trägt der pensionierte Sekretär. Außerdem macht er sich noch nützlich durch die Hut, welche er in seinen tiefen Laden den Heimgartenhandschriften, den Korrekturbogen, den großen Päcken der gesammelten Privatbriefe und anderen Blättern gewährt.

Auch der neue, gegenwärtig benützte Schreibtisch, ein kräftiger Bursche mit deutscher Eckigkeit, hat sich schon vollkommen eingebürgert, obzwar er noch keine andere Geschichte aufweist, als daß „Jakob der Letzte", „Martin der Mann", „Die Weiberpeitschen" und einige andere Bosheiten darauf entstanden sind. Seine Kästlein und Laden sind ganz der Arbeit und ihren Erzeugnissen gewidmet. Der mir werteste Gegenstand auf diesem Arbeitstische ist eine alte, rostbraune Schere, mit welcher ich einst das Lodentuch geschnitten und den Faden abgezwickt habe. Gleich daneben liegt eine goldene Feder als Andenken an ein großes Schriftstellerfest in Wien.

Seit kurzem besitze ich drei altdeutsche Bücherkästen, einen Büchertisch — der mitten in der Stube steht — und eine Bilderlade in gleichem Stile. Diese einfachen aber geschmackvollen Stücke aus Nußbaumholz entstammen Grazer Werkstätten und bereiten mir durch ihre ruhige Kräftigkeit und freundliche Würde, sowie durch ihre Bequemlichkeit etwelche Freude. Einer dieser Kästen dient lediglich zur Aufbewahrung von literarischen Erzeugnissen, Bildern, Diplomen, Albums und sonstigen Ehrenzeichen. Wer dieses

Möbel etwa den Kasten der Eitelkeit nennen wollte, dem möchte ich nicht mit einem Wörtlein widersprechen.

Weil wir miteinander schon vertraut geworden sind, so will ich die geschätzten Besucher auch ein wenig in die übrigen Bücherkästen gucken lassen. Die Sammlung ist nicht groß. Ich bin ein Freund vom Buche, aber nicht von Büchern; ich pflege nur wenig zu lesen und dann lieber die alten Lieblinge zu wiederholen, als neue Bekanntschaften zu suchen. An schöner Literatur finden Sie bei mir außer den deutschen Klassikern und wenigen Freunden der Gegenwart nichts Nennenswertes. Besser steht es mit Geschichtswerken, naturhistorischen, länder- und völkerbeschreibenden Schriften und mit volksmundartlicher Literatur. Am liebsten habe ich Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen; aus solchen — meine ich — lernt man am meisten. Die neuen Philosophen sind nur in einzelnen zufälligen Bänden vertreten, ich bin kein Freund von ihnen. Zahlreicher vorhanden sind Bilderwerke und Karten; auf letzteren verfolge ich stets die Länder- und Reisebeschreibungen, die mir eine Lieblingslektüre sind. Unter den Bildern befindet sich eine Anzahl großer Photographien Defreggerscher Gemälde, von dem Meister selbst mir gewidmet. Zu den mir besonders werten Bilderspenden gehören vier große Alpenlandschaftsbilder aus der Schweiz, die Porträts zahlreicher Dichter und Künstler mit persönlicher Widmung, von solchen auch Handzeichnungen und Gemälde zu einzelnen Teilen meiner Schriften. Reich an Interesse dürfte die Sammlung von Handschriften bedeutender Zeitgenossen sein, mit denen brieflich zu verkehren ich das Glück habe. In einem besonderen Gelasse des Bücherkastens befindet sich noch eine Anzahl jener an sich unbedeutender Bücher, die ich in meiner Jugend gelesen und die über Bord zu werfen man nicht so leicht übers Herz bringt; darunter

sind auch jene vergilbten Schulbücher, aus denen ich lesen und schreiben gelernt habe, ferner eine alte Bibel und ein Gebetbuch meiner Mutter.

Neben einem der Bücherkästen versteckt sich ein rundes leichtbewegliches Tischchen, in dessen Lade Zigarren verborgen sind. Solche rauche ich bloß ausnahmsweise und dann nur — um meine Zimmerluft zu schonen — außer Hause, meist in froher Gesellschaft. Über seiner angedeuteten Heimlichkeit prahlt sich das Tischchen mit einer hellroten Mappe, die auf ihm lehnt und in welcher vier Zeichnungen von A. Hendschel zu meinem Gedichtchen: „Därf ih's Dirndl liabn?" sich befinden.

Da die Stube gleichzeitig das Redaktionszimmer des „Heimgarten" ausmacht, so ist auch ein geräumiger Papierkorb und ein stattlicher Ofen vorhanden, in welchen die eingelaufenen „Versuche" Raum finden. Da die Stube auch den Empfangssalon bildet, so fehlen etliche Holzsessel und eine weichgepolsterte Sitzbank nicht, unter welcher ein Fußteppich die Achtung ausdrückt, die man vor den Besuchern zu empfinden hat. Da sie endlich auch das Schlafgemach ist, so kann ich das Bett nicht verschweigen, dessen Gestell jene bekannte Form hat, die zwischen Barock und Renaissance ratlos hin und her schwankt.

Nun noch von den Erinnerungen, den Spenden lieber Menschen, sofern dieselben nicht im Sommerhäuschen zu Krieglach aufbewahrt sind.

Links des im Dienste stehenden Schreibtisches an der Wand ist eine Photographie meines Geburtshauses in Krieglach-Alpel; daneben hängt ein Porzellanteller, auf welchem derselbe Gegenstand als Winterlandschaft gemalt ist. Darüber im dünnen Rahmen eine Bleistiftzeichnung von eigener unbehilflicher Hand, das liebe Bergkirchlein zu

Kathrein am Hauenstein darstellend. Ferner finden sich an den Wänden teils in Photographien, teils in Aquarellen, teils in Ölgemälden, der Ort Krieglach, das alte Gasthaus „zum Bürscher" daselbst, das alte Bürgershaus Mitteregger usw., welche zu meinen Jugendjahren in Beziehung stehen; dann das Gut Rainhof bei Krieglach und mein Sommerhaus. Auf dem Tische stehen die trauten Bilder meiner Frau, der Kinder (und jetzt auch Enkel) in ihren verschiedenen Lebensjahren, und eine große Handzeichnung (Blumenstrauß) meiner Frau aus ihrer Schulzeit. Dann die kleinen Bildnisse meiner Eltern, wovon das der Mutter das einzige, welches existiert, leider keinen richtigen Begriff von ihren Zügen gibt. In dieser Gruppe sind auch zwei niedliche Ölbilder, welche ich ebenfalls dem Freunde in Fürth zu verdanken habe. Das eine stellt Krieglach in Schnee dar, das andere auf photographischem Grunde ist das Bild meiner Wenigkeit aus der Zeit des Handwerkerlebens. Es soll sehr wohlgetroffen sein. Noch zu erwähnen sind (nachträglich) die Bilder meiner Freunde Peter von Reininghaus, Doktor Wilhelm Kienzl, Karl Morre, Hans Grasberger, Alfred Staackmann, Friedrich von Hausegger, Emil Ertl, Adolf von Bachofen, Franz von Defregger usw.

An der gegenüberstehenden Wand hängt ein großes Farbendruckbild nach Defreggers herrlichem Gemälde: „Die Brüder", bekanntlich die überaus herzige Familienszene darstellend, wie ein Studentlein auf die Ferien heimkehrt ins Vaterhaus und dort ungeahnt ein kleines Brüderchen findet. Ein weiteres großes Farbenbild stellt den Heiland dar, wie er in Begleitung von Petrus und Johannes ausgeht, um die Armen und Bresthaften, die an der Straße kauern, zu trösten. Dieses mein Lieblingsbild ist über einer Art von Altartischchen so gestellt, daß ich — im Bette oder auf dem

Sofa ruhend — es vor Augen habe*). Ein kleines Bild: „Maria mit dem Kinde" hängt am Fenster; dasselbe wird alljährlich unter den Christbaum gestellt, der auch in dieser Stube sein Heim hat. — Auf dem Ofen und den Bücherkästen stehen die lebensgroßen weißen Büsten von Goethe, Schiller und Hamerling. Endlich ist an der Wand noch das Bild eines jungen Weibes, darunter ein kleines, aus Holz geschnitztes Grabmal, welches Reliquien von der so frühe Heimgegangenen birgt. — Das Monumentchen im romanischen Stil ist eine Arbeit Hans Brandstetters aus der Zeit, da er in Graz Holzschnitzerlehrling war.

In der Lade, die unter dem Monumentchen ist, ruht die Zither, auf deren Saiten kundige Finger einst so viele Liebesinnigkeit und süße Wehmut erklingen ließen. Sie schweigt seit langem. — Daneben ist ein kleiner Trinkbecher, aus welchem ich Gleichenberger Constantinsquelle getrunken habe vor Jahren, da die Leute hinter meinem Rücken von mir sagten: „Mit dem ist es vorbei". — In derselben Lade liegt auch ein Ölzweig, den ein Freund einst auf dem Ölberge bei Jerusalem für mich abgeschnitten und heimgebracht hat.

An einzelnen Stellen der Wände hängen noch Lorbeer- und Edelweißkränze, auch Schleifen und Bänder. Vor wenigen Jahren hatten die Lorbeerkränze eine schlimme Zeit. Eine neu angekommene Küchenmeisterin freute sich sehr darüber, daß bei uns gewürzhaftes Suppenkraut nett in Kränzen gebunden vorrätig sei, sowie man in ordentlichen Häusern auch Feigen- und Zwiebelkränze an den Nägeln hängen hat. Sie rupfte die Blätter allmählich aus und als ich endlich

*) In späteren Jahren wurde dieses Bild der nach dem Brande erneuten Kirche von St. Kathrein am Hauenstein gespendet.

von einer Reise heimgekehrt dahinter kam, wies es sich, daß wir meinen ganzen Ruhm mit der Brühe gegessen hatten. Vielleicht auch ist er so am allerbesten verwertet worden.

Etwa vor einem Jahre hat mir der Prunkteufel einen Kronleuchter ins Haus geschleppt, der mit seinen roten Kerzen, die gewunden wie ein Strick sind, das Poetenzimmer mit unerhörter Pracht erfüllt. Das Christkind brachte auch ein paar metallene Armleuchter, und so ist des Glanzes und der Herrlichkeit kein Ende*).

Wenn die Morgensonne kommt, die Glasprismen des Kronleuchters gleich Diamanten funkeln und in roten, grünen und blauen Feuern an den Wänden glühen, da ist's wie ein blühender, leuchtender Frühling in der Stube, und die Menschenseele hebt sich vor Freude. Sie freut sich auch darüber, daß sie sich über derlei noch zu freuen vermag.

Ein andermal lasse ich die Fensterrollen herab, auf denen in hellen Farben ländliche Idyllen gemalt sind. Dann herrscht in der Stube eine warme Dämmerung, in welcher die Goldrahmen der Bilder mildrötlich leuchten. Dann schlage ich vielleicht das Buch eines hochgemuten Dichters oder Denkers auf und bin mit ihm in seinen Welten und in seinen Himmeln.

Das fröhliche Lachen der Kinder im Nebenzimmer bringt mich wieder zu mir selbst. Nun geht leise die Türe auf und der Hausfrau sorgender Sinn prüft die Wärme der Luft und auch die Flächen der Geräte, ob sie wohl blank und frei von Staub sind und ob nicht sonst etwas vorhanden, was die Stimmung stören könnte, die ein Poet für sein Gedeihen bedarf. — Das ist ja eben auch eine Kleinlichkeit

*) In späterer Zeit vermehrten sich natürlich derlei Dinge, aber nicht alle erfreuten mich in dem Maße, als sie mich belasteten.

an mir, daß ich mich in meiner Stube alsbald unbehaglich fühle, sobald ein Gegenstand nicht ganz an seinem bestimmten Platze steht, ein Buch, ein Blatt müßig herumliegt oder sonst etwas nicht in Ordnung ist. Das geniale Durcheinander, wie man es bei Dichtern und Gelehrten zu finden pflegt, mangelt dieser Poetenstube. Was ich will und brauche, das ist Sonntagsstimmung in mir und um mich.

Ich vermied es bisher, meine Herrschaften, Ihren Blick auf die Uhr zu lenken, aus Besorgnis, Sie könnten das für eine Anspielung halten. Es ist wahrlich noch nicht spät und die Uhr geht gut. Es ist eine ehrliche Schwarzwälderin, zu der ich mir vor kurzem erst einen Uhrkasten aus Eichenholz machen ließ, wie man sie in alten Bauernhöfen findet. Diese Uhr in diesem Kasten verleiht der Stube erst die richtige Heimlichkeit; ihr sangsames, leiseklingendes Ticken bringt einem so recht den Frieden des Hauses zum Bewußtsein. Das weiße Zifferblatt schaut freundlich-ernst herab; ihr Zeiger ist wie ein Finger, der sich immer wieder sachte und bedeutungsvoll hebt, mahnend: Denke daran, o Freund, wie rasch die Stunden, die Tage, die Jahre fliehen! Des Menschen Wohnhaus auf Erden ist nur ein Zelt in der Wüste, dem Pilger zur kurzen Rast. Du wirst in einem dunklen Kämmerlein wohnen; die Gegenstände, an denen heute dein Herz hängt, werden zerstreut sein oder zerbrochen, fremde Menschen werden in diesem Raume leben und wohl kaum des Mannes gedenken, der hier einmal so kindisch und so froh gewesen ist.

Das Sommerhaus.

Wer hätte in seinem Stadt- und Weltleben nicht manchmal das Gefühl tiefer Ermüdung und Verstimmung, ohne eigentlich die Ursache davon zu kennen! Ich leide gar manch-

mal unter solchen Stunden der Abspannung und des Unbefriedigtseins, habe dagegen aber einen Talisman. Ich öffne ein Kästchen an meinem Schreibtische, in ihm liegt ein eiserner Schlüssel. Er ist nicht etwa aus Stahl fein gearbeitet, sondern schier plump aus Schmiedeeisen vom Dorfschmied verfertigt. Der Anblick dieses Schlüssels erquickt mich, er erinnert mich an köstliche Zeiten und verspricht mir wieder solche, er ist mir ein Anker, an den ich mich anhake, wenn beim Schwimmen im Meere des Weltlebens meine Kraft erlahmen, mein Mut sinken will — es ist der Schlüssel zu meinem Sommerhause in der Waldheimat.

Das Haus steht zur Stunde vielleicht halb versunken im Schnee, Winterstürme umbrausen seine Giebel, kein Pfad führt an seine Tür, die Fensterläden sind verschlossen und kalte Starrnis liegt in den finsteren Räumen. Längst sind auch die letzten Mäuse ausgewandert, denn ihre Naturen sind nicht ideal genug, um einen ganzen Winter über an den deutschen Klassikern und hehren Werken der Philosophen zu nagen. Es ist ein armes inhaltsloses Haus für den, der nach Speck ausgeht. Und doch tut es mir wohl, den Schlüssel in der Hand zu halten und mich in ihm gleichsam des lieben Landsitzes zu freuen, den mir das freundliche Geschick gegeben hat.

Als ich im Jahre 1869 für mein erstes Büchlein „Zither und Hackbrett" das Honorar von hundert Gulden erhalten hatte, legte ich die Hälfte dieses Betrages in die Sparkasse. Das war der Grundstein zum eigenen Hause. Acht Jahre später, nachdem ich durch meinen hochherzigen Verleger Heckenast manche Bücher in die Welt geschickt, hatte mein Ersparnis mit Einschluß der Zinsen die Höhe von 4000 Gulden erreicht. Nun ging ich dran. Nur wenige Stunden von der Tummelstätte meines Kindes- und Jugend-

lebens, im Dorfe Krieglach, an der Ostseite desselben, erwarb ich einen zwischen Feldern und Wiesen gelegenen Grundstreifen von nahezu einem Joch in der Ausdehnung, und auf demselben ließ ich mir von dem wackeren Dorfzimmermeister Johann Katzenberger ein Haus bauen. Den Plan dazu hatte ich mir recht und schlecht selbst entworfen. Man warnte mich vor dem Unternehmen, es würde mir Ärger und Unannehmlichkeiten bringen und am Ende würde der dafür festgesetzte Betrag um ein Großes überschritten sein. Das traf nicht zu; der Bau, das langsame Erstehen des neuen Heims hatte mich im Gegenteile höchst wohltätig angeregt, jeden Tag ging ich hin und freute mich an dem Aufsteigen der Mauern, an dem Einzimmern der Türen und Fenster, an dem Errichten des Dachstuhles, und endlich an dem Fertigstellen des Inneren. Und die bestimmte Bausumme ist nicht um einen Kreuzer überschritten worden.

Der Hausbau begann anfangs Juni 1877. Am ersten September waren im Arbeitszimmer bereits die Wände übertüncht und die Fenster eingeglast. Brennend vor Verlangen, in meinem eigenen Hause zu sein, zog ich sofort noch an demselben Tage mit ein paar Büchern und der Schreibmappe in das Zimmer. Die Leute warnten mich und erinnerten an das Sprichwort: Ist ein gemauertes Haus fertig geworden, so nimmt man im ersten Jahre seinen Feind, im zweiten seinen Freund in die Wohnung, im dritten zieht man erst selber ein. Ich fand aber die Mauern nach dem schönen Sommer so ausgetrocknet, daß ich ungeachtet der Warnungen tagsüber, während in den Nebenzimmern noch die Tischler und die Schlosser hämmerten, im neuen Hause arbeitete, wobei freilich durch die offenen Fenster freie sonnige Luft zu mir hereinkam. Das Freudegefühl dieser Tage war unbeschreiblich, aber, wie ich glaube,

die Folgen davon stellten sich bald ein. Ein heftiger Schnupfen begann, der sich wöchentlich mehrmals wiederholte, sich jahrelang hinzog und endlich in einen chronischen Brustkatarrh ausartete, von dem ich heute noch nicht befreit bin.

Das war die erste Gabe meines neuen Hauses. Dann kamen freilich bessere. Das größte Gut erwies es meinen Kindern, denen nun ein ländlicher Tummelplatz gegeben war, auf welchem sie die schönsten Jahre ihres Lebens in heller Lust verleben konnten. Die Kinder weihten mir das Haus, wie ich es ihnen geweiht hatte. Mein Herz ist sehr mit demselben verwachsen und es ist mir weh, wenn ich bedenke, was mit ihm geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin und es meinen Überlebenden der Beruf nicht gönnen wird, in ihm zu wohnen.

Es sind manchmal fremde Leute gekommen, um den Sommersitz zu sehen, sie suchten eine Villa im Schweizerstile, so einen architektonischen Salontiroler, und gingen an meinem Dache vorüber.

Das Haus hat nach außen nicht viel Zierliches, mit seinen dicken Mauern steht es ziemlich derb und vierschrötig da, gar keinen andern Zweck verfolgend, als den, seinen sieben kleinen Wohnräumen mit Zugehör ein solider Burgfried zu sein. Hinter dem Hause ein Gemüse- und Obstgarten, in welchen ich eine schmucke Bretterzelle stellen ließ; vor dem Hause ein Wildgarten, dessen gepflanzte Bäumchen jahrelang nicht wußten, sollten sie in die Erde hinein, oder aus derselben hervorwachsen, die sich aber fast plötzlich für letzteres entschieden und heute stattlich und üppig den Bau vor der auf naher Eisenbahn vorüberrauschenden Welt zu verdecken trachten*). Die ganze Besitzung ist mit einem Holzzaune um-

*) Geschrieben 1890.

plankt, welcher freilich alljährlich vervollständigt werden muß, weil manche arme Dorfleute aus ihm ihr Brennholz zu holen pflegen. Ich spüre nicht nach, wer es tut, denn „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß". Jenen aber macht es warm, und so soll darob keine Feindschaft sein.

Seit vielen Jahren bewohne ich mit meiner Familie das Haus Sommer für Sommer. Der Wildgarten gibt seinen süßen Blütenduft, seinen trauten Schatten, sein Säuseln und Vogelsingen; der Gemüsegarten wird den ganzen Sommer über nicht müde, das beste Grünzeug in die Küche zu schicken, und die Obstbäume geben uns im Herbst, wenn wir mit den Schwalben davonziehen, manchen Korb voll köstlicher Äpfel mit in die Stadt. Das Anwesen ist sehr klein, und doch schafft das Bewußtsein, es selbst gegründet zu haben, ein gutes Behagen.

Es hat sich auch schon angelassen, als ob das Haus tatsächlich zu klein werden wollte, aber ich hütete mich wohl, es zu vergrößern und dadurch den Kreis der Bedürfnisse zu erweitern. Im Gegenteile, ein einziges lichtes Zimmerchen, das meine Habseligkeiten leicht und ordentlich unterbrächte, wäre das Ideal für meine Person. Gehört ja doch alles mein, was die Natur ausgebreitet hat im weiten Rund.

Als Aufenthalt der Glücklichen in der Bibel ist das Paradies und die Stadt Zion bezeichnet worden. Letztere konnte nie so recht volkstümlich werden, selbst die goldene Stadt ist über den Garten des Paradieses nicht aufgekommen. Mir gab das gütige Geschick alljährlich sechs Monate Erdenleben in der Stadt und sechs Monate Paradies auf dem Lande.

Kaum daß der Winter seinen Höhepunkt überschritten hat, werden schon die Monate, die Wochen und endlich die Tage gezählt, bis das Landhaus zu beziehen ist. Die Stadt

wird lästig und lästiger, die Menge und der Verkehr mit ihr unbehaglicher und das Aufgrünen im Stadtpark und in der Umgebung ist für mich nur dazu da, um die Sehnsucht nach dem wirklichen Lande mächtig zu entfachen. Ich fühle mich welk, abgehetzt, stumpfsinnig, langweilig, ich empfinde eine Abneigung gegen mich selbst, und der Verkehr mit Leuten macht diese Empfindung nur noch ärger. Es ist keine Arbeitslust, keine Warmherzigkeit mehr in mir; ein grämiger, lederner Geselle, liege und sitze ich in der Stadtwohnung noch einige Zeit herum oder schleiche unlustig und halb verloren durch die lärmenden Gassen, in denen der Aprilwind den Staub aufwirbelt. — Und eines Tages packe ich urplötzlich meinen Handkoffer und übersiedle aufs Land ins Sommerhaus, wo durch die Vorsorge der wackeren Gattin alles in guter Bereitschaft steht. Die Familie bleibt einstweilen noch in der Stadt, die Kinder werden noch monatelang in den Schulen zurückbehalten und ergötzen sich im Gedanken, wie gut es dem Vater sein mag.

Dem Vater ist es wirklich gut. Die leibliche Atzung findet er im Gasthause Höbenreich, dann zieht er sich in sein stilles Haus zurück oder streicht über die Fluren, durch die Wälder. Er kann das alte Glück kaum fassen, das nun wieder wie ein neues Leben über ihn gekommen ist.

In der Stadt, die an allen Enden und Ecken von schönen Sentenzen trieft, ist mancher gute Spruch gehört und gelesen worden, aber einer erdrückt den andern. An mein Landhaus habe ich nur einen einzigen altdeutschen Spruch schreiben lassen, der aber mahnt mich und alle, die eintreten, um so eindringlicher:

„Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort.“

Unser Ziel sei der Frieden des Herzens! Nie lebendiger wird mir dieser Gedanke, als wenn ich im Frühjahre das kühle Haus betrete. Anfangs sind die Zeitungen, die mir folgen, noch Unruhstifter, bald bleiben sie unter ihren Adreßschleifen in einem Winkel der Stube liegen, bis der Leseverein des Dorfes mich mitleidig von den Papierlasten befreit. Trete ich hinaus, so sehe ich weder Tschechen noch Franzosen, weder Heiden noch Christen, weder Juden noch Antisemiten, sondern nur Menschen, die einen gesunden Egoismus haben, neben demselben auch ein gutes Herz, und beides ehrlich bekennen. Was mich anbelangt, so höre ich weder Lob noch Tadel, die Welt kann mich nicht erreichen und das Dorf läßt mich in Ruh. So ist der liebe, erquickende, versöhnende Friede da und in solcher Stimmung wird das Leben fast überirdisch, fast wunschlos. Nur „daß ich angesichts der heiligen Wunder Gottes mich meines Lebens freue, sonst will ich nichts".

Da sitze ich im Stübchen und blicke hinaus auf die Felder, die vor dem Hause weithin ausgebreitet liegen bis zu den blauenden Waldbergen; oder ich schaue in der andern Richtung auf den uralten Dorfkirchturm, den die Schwalben umkreisen. Ein Buch halte ich vielleicht in der Hand, aber ich kann nicht lesen, ich bin zu glücklich, ich kann nicht denken, ich kann nur träumen und die himmlische Ruhe empfinden, die um mich und in mir ist. — Dann wieder sitze ich am Waldrand und betrachte den allerwärts aufkeimenden Frühling und die lichten sommerlichen Wolken am Himmel. Ich sehe dort einen Landmann, der Korn säet; dieses Korn wird grünen und ich werde seinen köstlichen Blütenduft genießen in den langen Frühsommertagen. Es wird in goldener Reife stehen, der Mohn und die Rade und die Kornblume werden in ihm leuchten, die Schnitter werden kommen

mit klingenden Sicheln, Hochsommergewitter werden aufsteigen, und ich werde da sein. Auf den Feldern werden in langen Reihen die Garbenhäuschen stehen, dazwischen wird der Pflug schon wieder die Furchen ziehen, die lichtgrünen Fächer der Rübe werden darauf zittern im kühlen Winde, daneben auf dem Wiesenrand die Herbstzeitlose, und ich werde noch da sein. Endlich werden die gilbenden Blätter von den Bäumen fallen, im Grase wird Reif, auf den Bergen Schnee liegen, auf den Feldern und Gärten wird man die letzten Früchte einheimen, und ich werde immer noch dasein. Ich sehe den Sommer aufstehen und sehe ihn schlafen gehen, und abgewendet von dem schalen Treiben der Menschen habe ich einen Blick frei in Gottes Weltenuhr.

Regt sich dann auch einmal der Hang nach Geselligkeit, so finde ich im Dorfe Genossen, die vielleicht einen engeren, doch nicht verschwommeneren Gesichtskreis haben als jene, denen sich das Weltleben zwar geweitet, aber auch verflacht hat. Der Verkehr mit den Menschen auf dem Dorfe ist mir stets anregend und meinen literarischen Arbeiten förderlich; von den Stadtkreisen läßt sich das bei mir nur beziehungsweise sagen. Meine erzählenden Werke sind größtenteils auf dem Lande oder durch dessen Befruchtung entstanden, die nachdenklichen und räsonierenden fast alle in der Stadt und durch deren Einfluß. Und doch muß ich gestehen, daß mir für zeitweiligen Aufenthalt die Stadt unentbehrlich geworden ist. Nicht allein wegen äußerer Bequemlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten in den scharfen Wintermonaten, sondern auch wegen der geistigen Regsamkeit, die wie gesagt nicht eigentlich befruchtend auf meine Arbeiten wirkt, mir aber persönlich wohlbekommt, wenn sie einen gewissen Grad nicht überschreitet und nicht nervös macht.

Das Ländliche schlichtet geistige Unpäßlichkeiten auf das Trefflichste. Die im Frühjahre fast elementar gewaltige Abneigung gegen das Stadtleben beginnt gegen den Hochsommer hin die Spannung zu verlieren. Zur Zeit, wenn die Kinder mit ihren Schulerfolgen kommen und ich mit ihnen über Berg und Tal wandere, ist die Wage zwischen Stadt und Land fast ausgeglichen. Zum Beginne des neuen Schuljahres werden, ohne daß das Behagen am Landleben auch nur im geringsten abgenommen hätte, mit der Stadt neue Beziehungen angebahnt, und im späten Herbste, wenn die Wege grundlos werden und der Frost in die Mauern des Sommerhauses bringt, versucht man's neuerdings mit der Stadt. Die erste Empfindung in ihr ist die der Behaglichkeit. Der Sinn für Theater, Kunst und feinere Geselligkeit ist wieder rege, mit einem frischen Verlangen schaut man in die Welt hinein. Man wird bald enttäuscht. Ich habe, fast scheint es, das Mißgeschick, auf dem Lande in geistiger Beziehung anspruchsvoller zu werden. Der Verkehr mit der großen Natur, das Sichvertiefen in die literarischen Werke bedeutender Geister, das eigene Nachdenken auf einsamen Wegen erweitert die Seele, man schaut gleichsam von einem erhöhten Standpunkte aus auf das Menschenleben nieder. Nun ist man plötzlich wieder in der Misere der Welt. Der hohle Prunk, der geistige Hochmut, der Tratsch im großen Stile, unfruchtbare, herzvergiftende politische Gehetze und soziale Gezänke, die Modetorheiten, die Impotenz der Kunst, die sich nur noch zur Verhöhnung der Sitte zu erheben vermag — alles das und viel anderes noch widert mich an, wenn ich vom Lande komme.

Man ergibt sich indes bald und hat nur sehr auf der Hut zu sein, daß man nicht selbst von solchen Früchten der Hochkultur angesteckt wird. Ein Rückzug in seine vier Mauern steht auch in der Stadt frei und in diesen vier Mauern ver-

mag die Erinnerung wieder eine schöne sommerliche Welt hervorzuzaubern. In der Seele ist Sonnenschein und Blumenblühen und Vogelsang und der ländliche Friede. Und geht's einmal schief, so nehme ich den Talisman aus dem Kästlein und schwelge in dem Bewußtsein des Sommerhauses und seiner reineren Freuden.

Dieser Schilderung aus früherer Zeit ist wenig nachzutragen. Das Haus hat sich unter Ausnahme eines kleinen Zubaues seither kaum verändert. Im Garten ist ein Holzhaus mit drei Stuben, das Almhaus, gebaut worden, wegen Vergrößerung der Familie. Wir kommen noch Sommer für Sommer her, aber die ländliche Ruhe ist hin. Ich spreche nicht von den Kindern und Enkeln, deren fröhliche Ruhelosigkeit nur belebend auf mich wirkt; aber die unzähligen Besuche aller Art, die Tag für Tag zumeist ungeladen eindringen mit ihren höflichen Lobsprüchen, kleineren Bitten und großen Anliegen, das Umschlichen- und Umlauertwerden von neugierigen Fremden, die keine Dichterschonzeit kennen — derlei hat mir die Behaglichkeit meines Sommersitzes verleidet. Von solchen „Verehrern" abgehetzt, bleibt dann zu wenig Seelenfrische für liebe Freundesbesuche und für Stimmung zur Arbeit und Naturfreude.

Der Wildgarten.

Wenn man von Krieglach aus gegen Osten hin an der Reichsstraße wandert, so fällt an der rechten Seite eine langgestreckte Baumpartie auf, die sich südlich ins Land hinzieht. Ein unscheinbares Tor führt zwischen Buschwerk hinein und einen Sandweg entlang. Die landschaftliche Stimmung ist fast plötzlich eine düstere geworden, träumend streift man über taufeuchte Wiesengründe hin, die mit Birken-, Lärchen- und Kieferngruppen bewachsen sind und sich links in die

Dunkelheit üppiger Fichtenbestände verlieren. Hie und da blauen links zwischen Gestämme die östlichen Alpenhöhen des Mürztales durch, während rechts das Auge auf junge Waldanpflanzungen fällt. An einer Linde vorüber streift unser Weg über die frischgrüne Au bis zu einer Stelle, wo rechts von ihm ein Fußsteig abzweigt, der zwischen Flieder- und Haselnußgebüsche sachte bergwärts steigt. Die Würze der kühlen Luft ist köstlich. Man kommt zu einem Birkenwäldchen, wo sich eine Ruhebank befindet, von der man einen großen Teil des Wildparkes überschauen kann. Weiter hin stößt der Fußsteig wieder zum Kiesweg, der sich neben Fichten, Ameishaufen und Wildstrupp heranzieht, vorüber an zwei besonders auffallenden, stattlichen Lärchen, die ihre Kronen hoch über alles andere Gewipfel gegen Himmel erheben.

Man kommt zu einem breiten beschotterten Platz, und hier ist die Wegscheide. Der eine Weg biegt scharf ab gegen den nahen Holzpavillon, der fast verborgen in einer Kastaniengruppe steht. Vor uns erhebt sich die Nordfront des Herrenhauses mit ihrer glänzenden Fensterreihe, im Vordergrunde von einem blühenden Rosenhaine besäumt. Wenn wir den Weg verfolgen dem Herrenhause entlang, so öffnet sich uns über grüne Matten hin eine Fernsicht auf den Ort Krieglach und auf den Hohen Gölk, der sich steil und dunkel im Hintergrunde erhebt. Wir hören das Rauschen eines Wasserfalles. Wir stehen still und horchen. Es ist der sprudelnde Quell einer Wasserleitung, wir stehen am Forum. Hier die Freitreppe zur Pforte des Herrenhauses, hier der Tummelplatz mit allerlei wirtschaftlichen Vorrichtungen. Unter dem Schatten einer Linde Tisch mit Rundbank, daneben ein Brunnenwerk aus der Vorzeit. — Wir wenden uns etwas gegen Südwesten, eine kurze Strecke talwärts, dann gerade-

aus. Rechts grüne, blühende Matten mit jungen Baumpflanzungen, links junges Heckengebüsch, welches die Flächen eines Nutzgartens nur halb verdeckt. Der Weg steigt wieder leicht an, immer gegen Süden in der Richtung des Gebirges hin. Auf dieser ganzen Strecke genießt man die Aussicht ins weite Land, anfangs nach Westen, später auch nach Osten hin. Vor unseren Augen taucht ein leuchtender Holzbau auf, genannt das „Almhaus", dem wir zuwandern, um an der kunstvoll durchbrochenen Veranda emporzusteigen zum Eingange. Sollten wir diesen verschlossen finden, da ein Einsiedler drin wohnt, so biegen wir etwa rechts um die Ecke, an jungen Fichtenbeständen vorüber, und gelangen nach kurzem zum idyllischen Gartenhause, das unter einem uralten Apfelbaum hingeschmiegt ruht. Wenden wir unsere Schritte gegen Osten, so erschließt sich plötzlich vor unseren Augen ein grüner Plan, von Kieswegen durchzogen. Von hier aus kann man auch die Grenzlinie erblicken, die die Besitzung im Süden und Osten abschließt. Stundenlang kann man sich ergehen in diesen Anlagen...

Wem gehört der herrliche Besitz? Der herrliche Besitz gehört einem Poeten, der ihn soeben wahrheitsgetreu beschrieben hat. Er vergaß in vorstehender Beschreibung nur zu sagen, daß das Flächenmaß dieses Wildparkes, mit allem was drin und drauf steht, nicht ganz ein Joch beträgt, welches er vor Jahren selber bepflanzt hat, daß der Bäume, die da angedeutet, kaum mehr als sechzig Stämme sind, die vom Dorfe und von fremden Feldern begrenzt werden; daß das Brunnenwerk aus der Vorzeit nichts als ein gewöhnlicher Pumpbrunnen ist, den er einst graben ließ; daß das „Herrenhaus" nur von einem vorübergehenden Witzbolde so genannt wurde, in der Tat aber das bescheidene Sommerhaus ist, welches der Poet einst sich erbaut hat, und endlich, daß

das „Almhaus“ ein Blockhäuschen ist, das den Familienrest beherbergen soll, der im ersteren Hause nicht mehr Platz findet.

Dieses alles hat der Poet vergessen zu sagen, das übrige stimmt genau, besonders das frische Grün, die würzige Luft und die herrliche Aussicht auf den Ort und auf den Hohen Göll, die selbst Rothschild, wenn er hier einen Palast gebaut hätte, nicht besser haben könnte.

Da sieht man wieder einmal, wie es diese Herren Dichter machen; das, was sie sagen, ist oft nur schön durch das, was sie verschweigen. Und im Grunde können sie nichts dafür, daß der Leser unwillkürlich so fleißig mitdichtet. Übrigens mag letzterer sich den flüchtig skizzierten Landsitz noch so großartig gedacht haben, der Tatsache kommt er schwerlich nahe. Die Landgüter und Schlösser des Poeten liegen im Reiche seiner Phantasie, und während er sich auf seinem wirklichen Erdenraum von 1500 Geviertklaftern stundenlang ergeht, durchstreift er im Geiste Besitztümer, die alle Maße übersteigen, die vom Neide der Mitmenschen selten, vom Steuerboten niemals heimgesucht werden.

Nein, das letztere will ich nicht gesagt haben. Das wäre ja gerade, als ob man sich selbst denunzieren wollte! Wie leicht könnte der Finanzminister auf schlechte Gedanken kommen! Warum den größten Luxus, die Phantasie, nicht besteuern? Sie wird zwar besteuert, sobald sie sich in Druckerschwärze oder sonstwie öffentlich zeigt. Aber die egoistische Phantasie, in der jemand allein für sich und ganz heimlich schwelgt, die geht frei aus, die gibt zwar Gott, was Gottes ist, aber nicht dem Staate, was des Staates ist. Ein Millionär zahlt Tausende von Steuern, und recht ist's. Der Phantast übertrumpft den Millionär an Reichtum und Genuß bei weitem, und den läßt das Steueramt laufen wie

einen Landstreicher. Ist das in Ordnung? — So könnte ein vernünftiger Finanzmann denken. Und bums — wären morgen auch die Luftschlösser besteuert.

Beseelte Sachen.

Zu den vielen Schwächen, die im Kampf ums Dasein mir ein wenig abträglich sind, gehört meine Anhänglichkeit an leblose Dinge. Wenn man sein Herz an ein Pferd, einen Hund, eine Katze, einen Vogel hängt, so begreift sich das; wir wissen in dem Tiere ein Gefühl, sehen in ihm eine Gegenneigung, ahnen an ihm sogar etwas wie Liebe und Dankbarkeit. Hat man eine Blume gerne, oder einen Fluß, oder einen See, oder ein Felsengebirge, so kann die höchst natürliche Ursache im Schönheitsgefühl liegen. Liebt man ein Bild, ein Blatt Papier von teuerer Hand, eine Haarlocke, einen Ring, so spielen da die Gewalten der Erinnerung mit. Schließt man sich an ein Feld, an einen Wald, an einen Garten, so kann das der Nützlichkeitssinn machen. Wenn man im Gemüte aber an einem alten Kleidungsstücke, an einem halbvermoderten Schrank, an bestimmter Ecke eines Zimmers hängt, so scheint das wohl zweck- und sinnlos und eine manchmal sogar lächerliche Schwäche zu sein.

Ich schäme mich dieser Schwäche kaum, sie bedeutet für mich ein Talent, mit Dingen glücklich zu sein, mit denen viele andere nichts anzufangen wissen. Seelenlose Gegenstände kann man ja beseelen, fast zu einer lebendigen Person machen, oder, sie beseelen sich im Laufe der Zeit und der Geschicke selbst. Jedes der alten Möbel, die in meinem Zimmer stehen, hat für mich eine bestimmte Physiognomie bekommen, mit der es entweder ernst dreinschaut, wie der Uhrkasten mit der Uhr, oder einnehmend lächelt, wie die Schublade, oder schalkhaft blinzelt, wie der Spiegel, oder

beschaulich dalehnt wie der Sessel, oder bereitwillig mitarbeitet wie der Schreibtisch, oder friedlich schlummert, wie das Bett, oder ein dummgutmütiges Bedientengesicht macht, wie der Stiefelknecht.

Mein alter Schreibtisch, er steht sehr unbeholfen und ungefüg da in der Stube, er zerstört den „Stil" der Einrichtung; gute Bekannte beschwören mich, dieses Möbel zu entfernen. Ich kann es nicht, ich will es nicht. — Manchmal, wenn ich in traulich einsamen Stunden in der Stube auf- und abgehe, trete ich zu diesem Schreibtische, und wie ein alter Krieger sein invalides Pferd streichelt, mit dem er Schlachten geschlagen, so streichle ich das alte Möbel.

Vor Antritt einer Reise verabschiede ich mich förmlich von einzelnen Einrichtungsstücken und Bildern, bei der Heimkehr grüße ich sie ebenso herzlich. Und bin sogar eifersüchtig. Die Wanduhr darf in meiner Abwesenheit nicht ihr Ticktack schlagen, ich stelle sie früher ab. Mir ist auch nicht darum, daß der Zeiger richtig die alltägliche Zeit anzeige, die Uhr mag Mitternacht haben, wenn ich mein Morgenbrot einnehme, oder Abend, wenn ich Mittag esse, ganz wie es ihr beliebt, sie wie ich richten uns nach keiner Stunde. Ich brauche auch ihr aufdringliches Ausrufen der Stunde nicht — sie sei die richtige oder unrichtige — darum habe ich ihr den Mund verboten, das heißt, das Schlagwerk gesperrt. Nur ihren ernstgemütlichen Pendelschlag will ich stets hören, der des Tages mir das Gefühl der Einsamkeit verscheucht und in der Nacht manchen unwirtlichen Traum löst. Wenn ich fremd im Eisenbahnzuge sitze, mein Gepäck, meine Fahrkarte nicht weiß, höchst spärlich bekleidet bin und im nächsten Augenblick aussteigen soll, so ist das eine unangenehme Sache, aus der den Träumenden das Ticktack der Uhr end-

lich weckt. Also ist es auch, wenn ich auf hohem Gebirge, auf einem Felsvorsprung liege, jeden Augenblick in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, meine Kameraden verloren habe, sie für verunglückt halten muß, da sagt die Uhr: Ticktack, wach' auf, du liegst daheim wohlgeborgen in deinem Bette.

Der Gewandkasten, der Bücherschrank, der verräucherte Kupferstich an der Wand, das Kreuz aus Lärchenholz meines Heimatswaldes, ganz schlecht geschnitzt, es sind nichts weniger als Zierden, sie machen die Wohnung nicht schön, aber sie machen sie heimlich. Sie sind bei mir gewesen in den Zeiten der Armut, in den Tagen des Leides, in Jahren anspruchsloser Jugendlust — und jetzt, da es mir besser geht, soll ich sie verabschieden? In die Rumpelkammer stecken oder gar dem Trödler verkaufen? Der Mensch darf sich auch gegen leblose Dinge einer Art von Dankbarkeit befleißigen, damit er sie um so leichter übe gegen lebendige Wesen, gegen Tiere, die ihm gedient, gegen Menschen, die ihm Gutes getan haben. Die Pietätlosigkeit gegen Sachen, die auf langen Lebenswegen uns begleitet haben, ist mitunter das Zeichen eines eigennützigen, dankloſen Herzens. Auch ich habe mich anzuklagen in manchem. Ein Eckkästchen aus meinem Vaterhause, in das der Vater einst die geweihte Wachskerze, das Steuerbüchel und den Bauernkalender getan, in das die kranke Mutter ihre Medizin, ihr Eßlöffelchen, ihr Gebetbuch zu legen pflegte, war mir viel zu rußig und wurmstichig gewesen für die Stadtwohnung, ich verschenkte es. Nach einiger Zeit wollte ich das alte Kästchen zurückkaufen, aber es war nicht mehr zu finden, es war mit Verachtung zertrümmert und in den Ofen geworfen worden.

Ich kann mir sonder Herzweh vorstellen, wie sie einst meinen gestorbenen Leib ohne viel Umstände hinaustragen und irgendwo vergraben werden; aber wie nach meinem

Tode die Tröbler kommen und meine „Sachen" verschleppen, auf den Fetzenmarkt werfen, die Leute darum ein bißchen feilschen und dann mit Wegwerfung vorübergehen werden, das darf ich mir nicht lebhaft vorstellen, ohne in Traurigkeit zu verfallen. Und es ist ja wahr, ein Menschenleib, der gestorben, ist ganz seelenlos, kann nichts mehr wirken, kann niemandem mehr gefällig sein und niemandem zur Freude; ein Kasten, ein Bild, ein Tisch, für so leblos es auch gilt, kann immer wieder etwas leisten, den Menschen dienen, ihnen Behaglichkeit oder Vergnügen bereiten. Also lebt mancher „leblose" Schrank jahrhundertelang, erlebt eine Weltgeschichte und eine eigene, eine Schrankgeschichte, könnte seiner treuen Dienste wegen in den Adelsstand erhoben werden, wie das ja gleichsam der Fall ist in aristokratischen Häusern, wo solche Gegenstände sorgfältig bewahrt werden von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Wappen aufgedrückt haben, und endlich, wenn sie ganz unbrauchbar geworden, in einem alten Schlosse ihre Pension genießen, bis sie vollends in Moder zerfallen.

In einem Hause, das ganz nach der Mode eingerichtet ist, wo man kein altes Stück und nicht die geringste „Stillosigkeit" findet, leben Parvenus, und noch dazu solche, die nicht gemütlich sind, nicht herzbeschaulich, denn sonst müßte sich ein oder das andere Andenken an Eltern, Geschwister oder Familienereignisse immerhin finden. Ganz so gleichgültig, wie sie die Sachen angekauft, können sie dieselben wieder weggeben, sie bleiben fremd in ihrer eigenen Wohnung, oder mit einem praktischerem Worte, sie bleiben unabhängig gegenüber den Kanapees, Fauteuils, Kommodeurs, Etagères, Sekretärs usw. — Und es ist ganz klug das.

Im Speisezimmer meines Sommerhauses steht ein un-

geschlachter Tisch. Er ist alt, massiv, so schwer, daß zwei Personen dazu gehören, um ihn von der Stelle zu rücken, und hat bloß Platz für acht Personen. Unser sind zwölf und oft noch mehr, aber wir müssen uns an den Tisch zwängen und allerlei Unbequemlichkeit leiden; doch, die einfache Kost, die daraufgesetzt wird, schmeckt, denn es ist der Tisch aus meinem alten Vaterhause, auf dem ich den ersten guten Knödel gegessen und den ersten schlechten Vers geschrieben habe.

In meinem Bücherkasten befindet sich eine alte Scharteke, dickbauchig und unförmig, die Blätter vergilbt, der Einband von abgestandenem Schweinsleder, welches seit den unzähligen Jahren, da ich es kenne, riecht wie angebranntes Horn. In diesem Buche — es ist mehrere hundert Jahre alt — stehen kuriose Sachen, aber ich brauche gar nicht darin zu lesen, schon durch sein Dasein erzählt es mir allerhand Geschichten; ich wüßte keine Verbindung herzustellen zwischen den zwei Dingen: Tatsache aber ist, daß, sooft ich dieses alte Buch ansehe, mir mein erstes — wohl ziemlich harmloses — Liebesabenteuer einfällt.

In einem sehr geheimen Fache — so steht's im Tagebuch von 1888 — verwahre ich ein paar Dukaten. Sie sind das Taufpatengeschenk für meinen ältesten Sohn. Nun sollte ich euch einmal beschreiben können, was diese Goldmünzen für Augen machen! — Genau solche, wie ein kleines Kind, welches mit kirschrunden, munteren Äuglein in die Welt blickt. Wenn ich eines dieser Dukatlein vorwitzig einmal ein wenig in den Rand kneipen wollte, ich bin überzeugt, daß es aufschrie wie ein gekneiptes Kind.

Im Winkel des Uhrkastens lehnt ein altes Stück Holz. Es sieht aus, wie ein morschender, halbentrindeter Baumast.

Ein neues Stubenmädchen, das wir ins Haus ge-

nommen, traf ich gerade, wie es im Begriffe war, diesen dürren Ast übers Knie abzubrechen und in den Ofen zu stecken. Noch zum Glücke konnte ich es verhindern; hätte sie mir dieses Holz vernichtet, so würde ich sie wahrscheinlich ermordet haben. Es ist ein Stock, den ich mir einst als junger Mensch in den Urwäldern der Insel Rügen geschnitten, mit dem ich damals meine Reisen durch die germanischen Länder gemacht hatte, mit welchem ich alljährlich froh erregten Herzens den Christbaum anzünde und den sie mir einst in den Sarg mitgeben müssen, weil unsereiner halt auch noch in der Truhe sein Pläsierchen haben will.

Meine Frau.

In meinen Lebensbüchern stehen viele Grabmäler. Gott sei Dank, daß ich doch einmal wieder von jemandem reden kann, der noch da ist und ohne dessen Dasein ich für mein Leben nicht fünf Groschen gäbe. Ich spreche von der Frau, die seit 34 Jahren meine Gefährtin ist. Sie muß sich gefallen lassen, mir zuliebe, daß in diesen Erinnerungsblättern angedeutet wird, was sie mir geworden.

In dem Aufsatze „Mein Weib" (Weltleben I) habe ich erzählt von der längst Entschwundenen und wie das Andenken an sie mit mir in stummer Pietät so schön und edel hochgehalten wird von der, die der Himmel mir an ihrer Statt zugeführt. Beispiele von solcher Frauenhoheit und solchem Herzensadel wird man nicht oft finden.

Einige Jahre nach jenem Verluste war ich zu Gaste gewesen im Sommerhause einer Wiener Familie Knaur bei Krieglach. Ich suchte mich mit allerlei Arbeiten zu zerstreuen; so gab ich zur selben Zeit, vom Magdeburger Buchhändler Baensch veranlaßt, die Schriften des Tiroler Dichters F. J. Lentner neu heraus. Da geschah es nun, daß bei Besorgung der Korrekturbogen mir das kaum erwachsene Haustöchterlein Anna behilflich war, indem sie mir das Manuskript vorlas, während ich den Satz prüfte. Sie las so ausdrucksvoll, daß ich ihr daraufhin einmal ins Auge schaute. Übrigens ging es dabei gar kühl und förmlich her, und es war kein dämmernd Ahnen, daß wir zwei ein paar Jahre später ein Ehepaar sein würden. Am 1. Mai 1879 in der Pfarrkirche zu Krieglach hat Anna Knaur sich mir fürs Leben anvertraut. Ein neunzehn Jahre junges Mädchen einem sechsunddreißig Jahre alten Witwer mit zwei Kindern von fünf und vier

Jahren! Hat sie es bedacht, habe ich es bedacht, welche Möglichkeiten für Konflikt und Leid in diesen Tatsachen liegen können? Dazu kam, daß Anna von der reichlicheren Lebensführung eines Wiener Bürgerhauses herabstieg in die einfache, allem Luxus abgewandte Häuslichkeit eines deutschen Poeten. Dazu kam ferner ein hochgespannter Idealismus, ein bewegsames Temperament des zarten Wesens, das jede Unebenheit, jede Enttäuschung besonders heftig empfinden mußte. Es war ein Wagestück! — Die Zeit der Prüfung kam bald, die junge Frau war tapfer und voller Pflichteifer, ich merkte, wie sie heimlich litt, ich litt mit ihr und konnte nichts ändern. Aber die Liebe, die echte, mit der das Mitleid ist, die alles überwindet, sie hat gesiegt.

Die Herzens- und Geisteseigenschaften dieser Frau liegen nicht auf der Oberfläche. Da zeigt sich eher ein herbes, sensitives Wesen, das die Widerwärtigkeiten des Tages doppelt grell fühlt und leidenschaftlich darauf reagiert. Man muß sie in unterschiedlichen Lebenslagen gesehen haben, um das Goldherz zu erkennen, die Güte, die Verläßlichkeit, die Opferbereitschaft, deren diese Frauenseele fähig ist. Wenn ich — der sooft als „gut" gepriesene Mensch — auch nur annähernd so gut wäre, wie meine Frau Anna! Sie zankt wacker, wenn es sein muß oder auch nicht sein muß, aber sie hilft, wo es sein kann oder manchmal auch fast nicht sein kann. Hierin mutet sie sich und muten andere ihr oft mehr Kraft und Möglichkeit zu, als billig ist, das Fazit hat sie manchmal mit ihrer Gesundheit zu zahlen. Sie ist den Stimmungen der Sympathien und Antipathien unterworfen, aber im entscheidenden Augenblick siegt das Rechtsgefühl — eine bei Frauen nicht allzuhäufig vorkommende Eigenschaft.

Wie radikal und gediegen hat Frau Anna meine Häuslichkeit gebaut. Viele Jahre lang allerdings hat sie dazu

gebraucht, Drängen und Liste waren nötig, mir Gewohntes gegen Geschmackvolleres zu vertauschen, bis eine einfache aber stilrichtige Einrichtung des Hauses die Bewohner erfreute. Ein paar alte, bewußte Ölfarbendruckbilder haben sich freilich bis heute an der Wand behauptet als Zeugen einer frugalen Jugend. Frau Annas Regime wäre geeignet ein Rittergut zu beherrschen, um so gründlicher und umsichtiger versorgt sie Poetenhaus und Garten. Und auch das nicht zu vergessen, daß sie mir bei manchen gemeinnützigen Vornehmungen ein beratender und ermutigender Kamerad gewesen ist. Und daß sie, mich völlig entlastend, alle häuslichen Sorgen allein trägt, mir das Heim so schön und behaglich als möglich macht, das ist ihre kräftige Mitarbeit an meinem Beruf, der Losgelöstsein vom Alltag und geistiger Sammlung bedarf. Unermüdlich ist sie tätig. Solange sie nicht weiß, daß in allen Ecken des Hauses, des Gartens usw. alles, auch das Kleinste, in Ordnung ist, hat sie nicht Rast und Ruh. Manche Geringfügigkeit dünkt mich nicht wert der Sorge und Energie, die sie dafür aufwendet. Heimlich ist es schon in einem solchen Hause.

Ihr feiner Geschmack in Kunstdingen, ihr Interesse für Altertümer einerseits und moderne Entwicklung anderseits hätten etwa größere Reisen bedingt; sie sind leider nicht gemacht worden. Der Gesundheitszustand, der bei mir zumeist elend, bei ihr nicht fest war, hat uns die Anstrengungen und Widerwärtigkeiten größerer Fahrten und zweifelhafter Unterkünfte nicht wagen lassen. Eine Reise durch Oberitalien und Tirol, ein paar Seefahrten auf dem Adriatischen Meere, eine schnelle Vorlesetour durch Böhmen und Norddeutschland, ein vierzehntägiger Aufenthalt in Tirol, Alpenfahrten und Bergwanderungen in Steiermark und Kärnten — das war so ziemlich alles, wodurch wir gemeinsam die weite Welt an-

geschaut haben. Ich hätte unterwegs an Kunstverständnis und Geschmack von meiner Begleiterin schon was lernen können, wenn es überhaupt möglich wäre, solche Sachen von außen in eine Seele zu schütten, die mit anderen Dingen vollgerüttelt ist. Doch genieße ich ja täglich mit dankbarer Freude eine Häuslichkeit, die von dem feinen Sinn der Hausfrau so freundlich ausgeschmückt und so musterhaft in Ordnung gehalten wird. Mir ersetzt das die große Welt, während meine geistesrege Anna freilich nicht davon gesättigt ist. Aber auch sie findet ihr Genügen an dem nimmermüden häuslichen Schaffen und Sorgen im kleinen wie im großen, in musterhafter Verwaltung dessen, was ich in meinem Berufe erwarb und womit sie den Haushalt zu decken verstand. Ein bißchen weniger Schaffenseifer ihrerseits, ein bißchen mehr Sich-gehen-lassen zu ruhiger Erholung, besonders im Freien, könnte in unserem Leben jene Seelenharmonie krönen, von der die Kunstwerke aus Menschenhand nur Symbole sind.

Aber auch diese gemeinsamen Erholungsstunden auf dem stillen Lande wollen uns nicht gegönnt sein. Es kam jene unlustige Zeit, da ich — um meines Brustleidens wegen alles Sprechen zu vermeiden — meine Spaziergänge und Landfahrten allein machen mußte. So habe ich frühzeitig auf das Glück, mit Weib und Kind Natur zu kneipen, verzichten müssen. Anfangs empfand ich die Vereinsamung bitter hart, aber es gewöhnt sich alles, und der Lieben aus kleiner Ferne zu denken ist oft fast noch süßer, als sie mit allen ihren bewegsamen Sonderneigungen an der Seite zu haben.

Unsere seelischen Verschiedenheiten sind ungefähr so, daß sie zusammen eine Einheit geben. Das merke ich allemal besonders dann, wenn mir etwas auf dem Herzen liegt, ob Schweres, ob Frohes. Gerade bei letzterem muß ich schnurstracks zu Frau Anna laufen und es ihr mitteilen, und erst

dann, wenn sie dasselbe mitdenkt und wenn sie sich mitfreut, wird es ganz mein eigen. Kummer bei ihr ablasten können, ist freilich auch gut, aber ist es auch edel, den geliebten Menschen zum Leide einzuladen?

Frau Anna verstand es stets besser, mich mit Angelegenheiten zu verschonen, die eher zu beleiden als zu beheben sind. Der schaffende Poet mochte ihr dafür Dank wissen, der Gatte und Freund aber hatte darob manche Stimmung der Abgegrenztheit, ja fast der Vereinsamung zu bekämpfen.

Heldenhaft hat Frau Anna sich in Tagen meiner schweren Krankheiten bewiesen. Da war sie nicht etwa bloß die liebevolle Trösterin, die lächelnd am Bette sitzt, den Kranken an der Hand hält und ihren Kummer zu verbergen weiß; da war sie die nimmer ruhende, sich aufopfernde Pflegerin, die stark und klug Tag für Tag das Richtige tat und veranlaßte, um das Leiden zu mindern, die Heilung zu fördern. Ich merkte wohl, wie schwer sie trug, aber ihr Mut hob mich der Genesung zu; in ihrer Nähe, so war mir, könne mir nichts geschehen. — Kleine Widerwärtigkeiten können diese Frau leicht erregen und nervös machen, in wirklicher Not und Bedrängnis hat sie nie den Kopf verloren, hat mit zielbewußter ruhiger Entschlossenheit angepackt und stets das Richtige durchgeführt. Da ist sie einfach bewundernswürdig; in diesen Zeilen das erstemal habe ich den Mut, ihr das zu sagen — jede sentimentale Note vermeidend, denn damit würde ich bei Frau Anna schlecht ankommen.

Nicht anders aufopfernd ist sie für die Kinder, wobei sie in wichtigen Dingen das Wohl der beiden älteren ebenso gewissenhaft wahrt, als das ihrer eigenen drei. Nicht selten ist es geschehen, daß auch diese älteren Kinder sich hinter die Mutter steckten, wenn sie bei dem nicht immer willfährigen Vater was erreichen wollten, und daß die Mutter mit der-

selben Wärme, wie für die jüngeren, ihre Fürsprecherin war, wie sie ja überhaupt an deren Geschicken den gleichen liebreichen und beständigen Anteil nimmt. (Wie diese Frau sich zum Andenken an die Frühverstorbenen verhält, das ist im ersten Bande von „Mein Weltleben" schon gesagt worden.) Es hat ja wohl auch Gewitter gegeben, wovon der schönste Sommer nicht verschont sein kann, aber es ist nicht ein einziges Mal geschehen, daß etwa der älteren eines bei mir über die „Stiefmutter" geklagt hätte. Das Wort ist niemals ausgesprochen worden. Ein Glück für mich, wofür ich dem Himmel nicht genug danken kann, daß die fünf Geschwister untereinander in treuer Neigung zusammenhalten und miteinander ebenso zur Mutter stehen. Auch darüber wird nicht geredet. Wie die älteste Tochter bestrebt ist, im Haushalt der Mutter eine Stütze zu sein, so trachtet die jüngste mit kluger Beiordnung, Lernensfleiß und ihrem heiteren Sonnenschein der Mutter Gesicht zu erhellen.

Vielleicht, daß man Frau Anna für solches Familienglück, wie es uns seit vielen Jahren beschieden ist (o Gott, erhalte es uns!), ein bißchen von stimmungsmilder Beschaulichkeit wünschen dürfte. Denn dazu fehlt ihr einigermaßen das Talent. Sie ist eben ein Mann der Tat, der im Leben deutlicher die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit sieht, als die oft mehr versteckten Vorzüge, und der gerade darin die Notwendigkeit erkennt, das Ungenügende zu verbessern. Ohne diese kritische Ruhelosigkeit würde wenig Tüchtiges geschaffen werden. Aber diese schöpferische Bewegsamkeit ist es auch, die manchen eine friedliche, behaglichere Schönheit des Daseins versäumen läßt. Redlicher als Frau Anna hätte selten jemand Ursache, sich des Dankes zu freuen, den sie um Gatten und Kind, um die Familie im weiten Kreise, um zahllose andere, denen sie in ihrer Weise Gutes getan, erworben hat.

Eins von den Kindern.

Über meine fünf Kinder, über die Enkel und ihre Art in den kindlichen Jahren habe ich viel geschrieben in dem „Buch von den Kleinen" (Gesammelte Werke, 37. Band.) Dann lag in meiner Mappe noch ein Stück etwa aus dem Jahre 1898, „Die Himmelfahrt" genannt, in dem ein paar bezeichnende Unterschiedlichkeiten und Eigenarten der heranwachsenden Jugend zwar ein wenig phantastisch, aber sonst nicht übel angedeutet sind. Es kann hier beigelegt werden.

Die Himmelfahrt.

Wir saßen im dunklen Zimmer ganz nahe beisammen, meine kleine Martha und ich. Im Hause war's still, wir waren allein. Wir hatten mancherlei besprochen von heute und von gestern. Dann schwiegen wir. Jedes hatte, wie es in der Dämmerstunde manchmal vorkommt, ein zitterndes Herz.

Plötzlich rückte die kleine Martha noch ein bißchen näher und sagte: „Weißt du, Vater, was mir am liebsten wäre?"

„Ah, du hast wieder ein besonderes Wünschlein. Heraus damit."

„Wenn wir, ich, du, die Mutter, die Anna, die Grethel, der Sepp und der Hans, alle auf einmal sterben täten!"

„Das wäre dir am liebsten? — Aber wieso kommst du denn jetzt aufs Sterben?"

„Ich denke immer ans Sterben, Vater, seit wir die gestorbene Frau haben gesehen, wo das Mädel so weh geweint hat. Ich möchte schon die gestorbene Frau sein, aber das Mädel möchte ich nicht sein."

Wenn ich's genau bedenke — mir ginge es auch nicht anders.

„So könnten wir ja den lieben Gott darum bitten, daß er uns alle zugleich sterben läßt," meinte die Kleine.

„Das könnten wir freilich. Er tut's aber nicht gern. Es

müssen immer einige zurückbleiben, um zu spüren, wie sehr sie die anderen liebgehabt haben."

„Aber, Vater, das spüren wir ja auch so," sagte die Martha.

In mir war bei diesem kindlichen Gespräch wieder einmal etwas wach geworden. Und ich wollte das diesmal so ernsthafte Dirndl auf demselben Wege zu etwas Heiterem führen.

„Du!" rief ich lustig, „das möchte kein schlechter Schreck sein beim heiligen Petrus vor der Himmelstür, wenn auf einmal die ganze Sippe angerückt käme!"

„Was täte er dazu sagen?" fragte die Kleine, denn jetzt hatte sie mich dort, wo sie mich haben wollte — beim Fabulieren. Und mein Rädchen schnurrte.

„Oho! täte er sagen, was kommt denn da für eine wunderliche Bande daher! Klein und Groß. Werden doch keine Zigeuner sein!"

„Aber, Vater, der heilige Petrus wird dich doch kennen!"

„Mag sein. Doch hat er was anderes zu tun, als sich um steirische Dichter zu kümmern."

„Mich kennt er."

„Der Tausend hinein! Woher denn diese Bekanntschaft?"

„Ich bete jeden Tag zu ihm, weil er dein Namenspatron ist."

„So, so! Beten tust für mich. Na, dann will ich es schon glauben, daß wir eine gute Aufnahme finden. — Da müssen wir aber auch in guter Ordnung anmarschieren. Und die Jüngste voran, schon der Fürbitt' wegen; die Alten hinten drein. — Kleine, wird er sagen, du bist ja die Martha! Du hast ein frommes Herzel und bist ein kluges Mädel. Aber das Fäustlein brauchtest nicht immer so fest zusammenzuhalten, wenn ein Kreuzer drin ist! (Siehst du, wie er alles weiß, der alte Weißbart!) Na, na, Dirndl, fürcht' dich nicht. Mit einem so munteren Blondköpfel werden wir keine Geschichten machen. Komm herein!"

„— Sind Kinder drinnen?"

„— Aber freilich. Mehr als Große. Da muß man den Gottvater kennen. Ein reiner Kindernarr!"

Martha: „Und dann macht er die große Tür auf?"

Ich: „Ob es gerade die große sein wird, weiß ich nicht. Jedenfalls eine, durch die so ein Knirpsel bequem hinein kann.

Also, eine wäre gut aufgehoben, nun kommt die zweite dran, die Grethel."

Martha (sich die Händchen reibend): „Na, das wird lustig werden!"

Ich: „Laß es gut sein. Sie tritt ganz anständig vor. Mit halb gebogenem Ellbogen, wie ein rechter Student, faßt sie seine Hand und drückt sie fest.

— Au! ruft der Petrus! du quetschest mir ja die Finger.

Du bist so liab, Petrus! sagt sie voller Freude.

— Und diese Baßstimme. Du bist wohl die Grethel, die von ihrer Mutter nach Dresden ins Pensionat geschickt worden ist, damit sie sich das dalkerte Steirischsprechen abgewöhnen soll. Nun, und hast du dir bei den Instituts-Fräulein das Stoansteirisch abgewöhnt?

— Na, de hobn von mirs Stoansteirisch g'lernt! — Ober wos hilft mas Steirischredn, wan ih nit — da hebt das Mädel auch schon an zu schluchzen.

— Ich weiß es, Kind, ich weiß es, sagt der Petrus gütig, Heimweh! Was hilft dir das Steirischsprechen, wenn du nicht in Steiermark sein kannst! Das ist schon die richtige Gattung, das! Komm herein. Im zweiten Gang rechts sind die Steirer. Aber halt! tu' mir den Gefallen und putze vorher deine Schuhe ab!"

Martha: „Aha, da ist sie gewiß just wieder vom Kuhstall gekommen."

Ich: „Allerdings, wo sie der alten Magd beim Melken geholfen hat. Nun also, die wäre auch drinnen. Kommt der Hans dran.

— Heil! ruft er dem Petrus zu.

Der alte Herr schmunzelt und sagt: Das ist der Vorzugsschüler. Ein kritisches Köpfel, wie man hört. Dem muß man schon neben dem weisen Salomon Platz anweisen.

— Danke! antwortet der Hans, neben Juden sitze ich nicht.

— Nicht. Na, dann bei einem heiligen Priester. Deiner strammen Überzeugungstreue wegen magst du dich zum heiligen Johannes von Nepomuk setzen.

Der Hans blickte dem Petrus offen ins Gesicht und antwortet ganz höflich: Ich mag auch neben Tschechen nicht sitzen.

Jetzt zwinkert der heilige Petrus mit den Augen, als wäre ihm eine Mücke hineingeflogen: Du! Du! Du! — Na, ich weiß

ja, die Studenten! Was aber den Himmel betrifft, du entschuldigst schon, junger Freund — der ist international."

Martha: „Was ist das, international?"

Das hat mich etwas aufgeweckt aus meinem redenden Traume. Kinder sind ja noch ganze Menschen, die für Schlagworte der Parteien kein Verständnis haben. — Ich spinne weiter:

„Als der heilige Petrus so gesprochen hat, schiebt sich der Hans auf den Schuhabsätzen um und schreitet die Wolkentreppen hinab zur Erde. Der Petrus blickt ihm nach, schüttelt den Kopf und murmelt: merkwürdig! —

Also, nun kommt die Große.

— Bitte, ein bißchen rascher voran! Mein Fräulein, darf ich bitten?

Die Annerl, sie geht ganz langsam, als hätte sie Angst. Dann macht sie ihre Verneigung und sie käme lieber ein andersmal.

Ei, Närrchen! sagt er, wirst den weiten Weg zweimal machen. Was finge die kleine Martha mit dem Himmel an, wenn ihre Annerl nicht drinnen wäre! Zudem bedürfen wir einer Hausdichterin, die alten Herren Poeten sind lauter Heiden, und die jungen tun bei so was gar nicht mehr mit. An lustigem Stoff soll's dir bei uns nicht fehlen. Komm, Mädel, und mache es dir bequem."

Martha: „Hat er denn gewußt, daß sie dichtet?"

Ich: „Das sieht man jemandem schon an den Augen an. Die Annerl steht immer noch unentschlossen da — und sie täte auf einen Grafen warten.

Du, sagt der Petrus zu ihr, wir haben eine lange Ewigkeit, aber dazu, fürchte ich, wird sie zu kurz werden.

Da legt sie den Zwicker auf die Nase, schaut ringsum und geht hinein.

Na, sind's endlich alle? Noch immer nicht!

Der Sepp.

Sapperlot! ruft der Petrus, dem Alten wachsen sie über die Achseln! Aus dem könnte man ja schon bald drei machen: einen Musiker, einen Bildhauer und einen Mimen!

Mediziner Sepp! stellt sich dieser vor.

Mediziner, so, so! Da hätte man ja in deiner irdischen Praxis nicht stören, hingegen dich zum himmlischen Hoflieferanten ernennen sollen!

Der Sepp lacht, versteht Späße, weil er ihrer selber macht. Dann will er sich gemütlich eine Zigarette drehen.

— Was machest du denn da? fragt der Petrus ernsthaft, dann allerdings müßte ich dir sagen: das Rauchkupee ist weiter unten — ganz tief — ganz tief — verstehst du?!

Wie der Sepp merkt, der Alte spiele auf die Hölle an, sagt er schnell: richtig, daß ich nicht vergesse, eine Empfehlungskarte habe ich abzugeben. — Er sucht im rechten Rocksack, sucht im linken, sucht in der Westentasche.

Der Petrus schaut ihm zu und sagt im singenden Ton: Schlampert sein mer?

— Richtig, da ist sie.

Der Petrus nimmt die Karte, wendet sie, hält sie an die Stirn, weil er kurzsichtig ist. Paula! — Ah schön! ruft er, das freut mich. Geh nur gleich hinein, Sepp, links hinter den Ofen.

Sie kommt halt auch nach....

Aber natürlich!

Und damit sind sie fertig.

Nun zieht der Petrus sein himmelblaues Sacktuch heraus, schneuzt sich kräftig hinein und schaut um sich. Da sieht er die Mutter.

— Darf ich ersuchen, meine Gnädige? Womit kann ich dienen? Wünschen Sie einen Platz zweiter Güte?

— Pardon, mein Herr, ich bin erste Güte gewohnt.

— Schön. Dann bitte ich die Dame nur geradeaus —.

— Sie verkennen sich. Ich bin keine Dame. Ich bin eine Mutter. Und Sie werden wissen, daß eine Mutter im Himmel keine Freude hat, solange eins ihrer Kinder noch draußen ist.

Der Petrus blickt sie treuherzig an und sagt: Kränken Sie sich nicht darüber, daß Ihr Hans den Rückweg angetreten hat. Er wird schon wiederkommen, ich versichere. Und derweil lasse ich ein Guckloch aufmachen, durch das Mama von hier aus stets beobachten kann, was er treibt und wie es ihm geht. Auch einer allfälligen Fürbitte für ihn werden wir gerne Gewicht beilegen. Bitte höflichst!

Er schiebt die Tür auf. — Die Sezessionisten sind im siebenten Gang um die Ecke.

— Gott sei Dank! ruft die Mutter aus, daß man wenigstens etwas hat! Dann geht sie hinein.

Nun ist noch der letzte da, der Vater.

Er ist bei dem langen Stehen müde geworden und hat sich an eine Schneewolke gelehnt, an der etliche Engel Flocken zupften.

— Also, das wäre der Poet! redet ihn der Petrus gemütlich an. Wir kennen uns. Du hast mich ja schon etlichemal ein bißchen gehänselt. Laß es gut sein. Anders tut ihr's ja nicht mehr, ihr Volksdichter selbander. Seit Hans Sachs glaubt jeder, sein Häuflein Leser mit Anekdoten von Sankt Peter belustigen zu sollen. Na nun, wenn euch nichts anderes mehr einfällt, als der Alte mit dem weißen Bart und dem Himmelsschlüssel, dann ist es allerdings Zeit, euch in unserem Versorgungshause zur Einlegerschaft zu bequemen. Sage mir einmal, alter Freund, seit wann hast du dein Jägerhemd schon an?

— Nach Gustav Jäger könne man solche Wollenhemden sechs Wochen lang am Leibe tragen.

Sankt Peter rümpft die Nase, daß sie ganz klein und runzelig ins Gesicht hineinschlieft.

— So weit gehe ich nicht, verbessert sich der Vater.

Hast du Verdienste mit?

Der Vater erschrickt, schaut nach rechts und nach links um, als ob ihm ein Bündel gestohlen worden wäre. — Das einzige, stottert er dann, was sich etwa zu meinen Gunsten sagen ließe, nämlich, daß ich stets bemüht gewesen bin, meinen Dichtungen einen sittlichen Kern zu geben.

Darauf der heilige Petrus: Das war recht schön von dir. Allein wenn du als Dichter anstatt auf Ethik, etwas mehr auf Ästhetik gehalten hättest, wäre es mir noch lieber. Du hast dir es künstlerisch häufig ziemlich leicht gemacht, wahllos, gesetzlos, rücksichtslos so hinschreiben, was einem just durch den Kopf läuft — allzuhoch findet sich das bei uns nicht angeschrieben. Übrigens bist du, soviel ich weiß, auch tüchtig gezaust worden. Also nur hinein in Gottes Namen, an der Tür die zweite Bank von rückwärts.

Der Vater sagt seinen tiefgefühlten Dank, humpelt hinein und setzt sich ganz hinten im Winkel auf ein Brett. Dort ist er schön allein und hat endlich die ewige Ruhe. —

Der Petrus schaut umher, ob niemand mehr da ist. Dann zieht er sich in seine Pförtnersloge und schreibt ins Ankunftsbuch: Heute sieben Personen, alle von einer Familie. Sah stellenweise etwas windig aus, habe sie aber passieren lassen bis auf einen, der wollte nicht. —

Wir sind noch nicht ganz fertig. Was sie im Himmel drin treiben? Das rechnet ihnen niemand mehr nach. Nur von der Mutter ist zu sagen, daß sie ihre Lieblingssachen, die Sezessionisten, das Zweirad und die Tennisklapper ganz unbeachtet läßt. Nicht einmal die Krebsen wollen ihr schmecken. Immer sitzt sie an ihrem Guckerl und schaut hinab auf die Erde, was der Hans macht — der arme Hani—ni!

Der Hans, nun, der hat mutig weiter studiert und bei sich immer Pläne gemacht zur Verbesserung der Verhältnisse des deutschen Volkes. Durch die Technik hoffte er einen Sieg. Vielleicht konnte man eine ungeheure Kriegswaffe erfinden, durch die die deutsche Nation zum Herrn der Erde werden sollte. Wenigstens regte er den Bau einer Eisenbahn über östliche Heiden an, um gegebenenfalls auf einmal das nötige Militär gegen die Slawen zu werfen. Er erwartete auch, daß ihm die Leitung des Baues übertragen werden würde, da bekam im letzten Augenblick dieses Geschäft ein Jude. Das verdroß den Hans, und er begann die Rechtswissenschaft zu studieren. Auf diesem Wege kommt man am leichtesten in den gesetzgebenden Körper. Er wurde Advokat, wurde Abgeordneter, hatte Aussicht, ein Parteiministerportefeuille zu erhalten, da saß auf diesem Ministerposten eines Tages ein Tscheche.

Hol' euch all miteinander der Kuckuck! dachte sich der Hans und wanderte aus, über das Weltmeer hin, um in Amerika sein Glück zu versuchen. Unterwegs gab es Schiffbruch. In größter Not rettete er sich wie Robinson — den er einst so gern gelesen — durch einen Balken auf eine wüste, unbewohnte Insel. — Dort findet ihn das suchende Mutterauge, wie er in furchtbarer Einsamkeit, Tag für Tag bedrängt von der wilden Natur, kummervoll sein Leben fristet. Es vergeht manches Jahr, er weiß nichts von den Himmlischen, und die Sehnsucht nach einem Menschenantlitz macht ihn krank. Da bekommt er — welch unnennbares Glück — plötzlich Gesellschaft. Zwei Männer aus Europa, ebenfalls Schiffbrüchige, retten sich auf die Insel. Sie umarmen sich wie Brüder alle drei. Und wie sie sich vertraulich näher kommen und kennen lernen, ist einer der Ankömmlinge ein Jude, der andere ein Tscheche. — Aber das hat jetzt nichts mehr zu sagen. Menschen sind es, und das ist genug. Sie leben in Arbeit und Eintracht nebeneinander hin, keiner Herr und keiner Knecht. Sie beginnen gemeinsam zu roden, das

Land zu bebauen und gründen eine feste Wohnstätte, aus der sich — als nach und nach Ansiedler kommen — eine blühende Stadt entwickelt. Das Gemeinwesen ordnet sich allmählich nach den Plänen des Hans, die nun freilich ganz andere sind, als jene in jungen Jahren. Man nennt das Eiland die Friedensinsel.

Als schlichter Bürger lebt Hans zufrieden und in gemeinnützigem Wirken dahin. Als er endlich, ein uralter Greis, stirbt, legen sie den Leib prunklos, wie er es gewünscht, zur Ruhe unter den Felsen des Strandes. Um ihn zu holen, kommen drei Engel vom Himmel und tragen ihn hinauf. Da läuten alle Glocken in der himmlischen Stadt, — die halb eingeschlummerten Eltern und Geschwister, sie schrecken auf und fragen, was sie denn läuten?

Da eilt zur Pforte der weißbärtige Petrus herein und mit heller, fast jauchzender Stimme ruft er ihnen zu: Der Hans kommt! — Er hat geirrt, gekämpft und gesiegt. Er ist größer, als ihr in stetem Frieden des Herzens Vollendeten. — — —"

Nun weiß ich es nicht.

Ich weiß es nicht, war während dieser Erzählung meine kleine Martha eingeschlafen neben mir im dunklen Zimmer, oder war ich in der Dämmerstunde eingeschlafen und hatte die ganze Geschichte nur geträumt. Wahrscheinlich wohl das letztere, denn die Geschichte hatte sich nicht so entwickelt, wie sie für ein Kinderköpflein paßt, sondern eher so, wie ein zitterndes Vaterherz insgeheim hofft und betet für die Seinen.

Das Dirndl hatte sich auch gar nicht weiter gemeldet, und am nächsten Tage ist die Sache mit keinem Worte berührt worden. So daß mir Traum und Wirklichkeit gar nicht mehr unterscheidbar ist und ich tatsächlich nicht weiß, sind wir alle miteinander schon im Himmel, oder sind wir's nicht.

Jener schöne Traum des Vaters hat sich bisher gottlob nicht erfüllt. Zu dieser späten Stunde — mir bebt das Herz vor Dankgefühl — sind wir noch alle beisammen auf Erden.

Sepp, der Älteste, hat seine Paula genommen, hat von ihr bald zwei Buben bekommen und sich beeilt, ihnen ein Haus zu gründen. Als hochgestiefelter Landarzt hat er sich

festgestellt in der Waldheimat seines Vaters, von
nicht fort mag und die er seinen Söhnen vererben wi
ernsten Beruf hat sich die heitere Muse beigesellt, die
die ihm ein Heiland ist, damit er gestärkt und froh ei
Leidenden sei. — Tochter Anna, die zweitälteste,
sich und uns auch, wenn zwar selten, mit den sch
Künsten und hat schon auf den Gletschern Spitzbe
steirisch gejodelt. Aber noch lieber betätigt sie sich hi
lande im Dienste der Charitas. (Neuestens hat sie un
österreichischer Marineoffizier weggenommen.) — Hans,
drittälteste, hat sich beizeiten dem Garn der Abhäng
entwunden, ist freier Schriftsteller geworden und erfreut
mit seiner kleinen Frau ebenfalls einer schlichten Häusl
keit. Mir hat er die Last „des Heimgartens" abgenomme
aber nicht die Freude daran. Er hat der Schule auf d
Robinsoninsel nicht bedurft, um einzusehen, daß der Man
zwar zu seinem Volke stehen muß, daß sein Geist aber de
ganzen Welt bedarf, um sich rein menschlich zu entfalten
— Tochter Gretl ist ebenfalls die resolute Frau eines öste
reichischen Marineoffiziers, ihre zwei Kinder stehen sich gan
gut mit der italienischen und der kroatischen Jugend Pola
oder den Großstadtkindern Wiens, begehren aber stets in di
grünen Berge der Waldheimat zurück, wo wir uns jeden
Sommer auf ein paar Monate lang alle wiederhaben. —
Martha, die jüngste, endlich ist die Erwählte eines jungen
strebsamen Musikers und sie scheint durchaus nicht die Absicht
zu haben, den alten Herrn an der Himmelspforte zu ersuchen, für sie und die Ihrigen das große Tor aufzumachen.
Einstweilen, meint sie, sei es auch auf dieser Erde noch schön,
und ihr Gatte ist derselben Ansicht. (Nachtrag: Sie haben
schon einen Buben.)

Meine Verleger.

In bäuerlicher Hausbackenheit hatte ich mir's gleich anfangs gesagt: Dichten mußt du. Aber schriftstellern und drucken lassen nur, wenn du mit den Deinen davon leben kannst. Wenn nicht, denn nicht. Dein Bestes sollst du leisten, dann aber auch nicht blöde sein im Zugreifen um dein redlich Teil. Poeten und Künstler sollen sich hüten, den Leuten je zur Last zu fallen. Betteln müssen ist nicht ästhetisch. — Gesellschaftlich frei sein! Du erlangst dieses Gut nur auf wirtschaftlicher Grundlage. Aber du verstehst nichts vom Geschäft, denn deine handelsakademische Bildung ist flöten gegangen, und diese Musikantin gäbe zur Lyra ein abscheuliches Konzert.

Also der Geschäftsfreund, der Verleger. Man findet ihn manchmal, ohne viel zu suchen. Im Laufe der Zeit werden ihrer mehrere und unterschiedliche.

Begonnen sei die flüchtige Übersicht mit dem Verlage meines „Heimgarten". Das ist die alte, für Steiermark vielfach verdiente Grazer Firma „Leykam", bei der im Jahre 1864 mein erstes Gedicht erschienen ist. Später übernahm sie den Verlag meiner Schriften in steirischer Mundart, deren erstes Bändchen „Zither und Hackbrett" im Jahre 1869 beim wackeren Josef Pock in Graz aufgelegt worden war. Pock hatte bald hernach sein Geschäft an Leykam verkauft und dafür eine Champagnerfabrik gegründet. Mit diesem Geiste konnte er des Dankes der Mitbürger sicherer sein, als mit dem literarischen. Im Jahre 1876 begann ich bei „Leykam" den „Heimgarten" herauszugeben und stehe mit diesem Hause seit nahezu fünfzig Jahren in angenehmem Verkehr.

Den Buchverlag meiner hochdeutschen Schriften hat mein Geschick im Laufe der Zeit auf drei andere Häuser übertragen, und zwar von 1870—1878 auf Gustav Heckenast in Pest, von 1880—1893 auf A. Hartleben in Wien, und seit 1893 auf Ludwig Staackmann in Leipzig.

Am Ende der sechziger Jahre war's, als ich über meinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter einen schwärmerischen Aufsatz veröffentlicht hatte. Daraufhin ließ mir der Verleger Stifters, Gustav Heckenast in Pest, ein warmes Schreiben zugehen, aus dem zu ersehen war, daß dem Pester Großverleger, dem die deutsche Literatur viel und die ungarische noch mehr verdankte, der neugebackene Schriftsteller aus den steirischen Bergen nicht mehr unbekannt war. Und er schrieb, falls ich ein neues Buch unter der Feder hätte, für welches etwa noch keine Bestimmung getroffen wäre, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Wann hat ein junger Dichter ein neues Buch nicht unter der Feder? Ein Band „Geschichten aus Steiermark" lag da, wegen der großen Kriegsunruhen des Jahres Siebzig verzichtete „Leykam" recht gerne auf mein hochdeutsches Werk, und so ist mir Heckenasts Einladung sehr gelegen gekommen. Innerhalb der neun Jahre sind bei Heckenast von mir neun Werke in dreizehn Buchbänden und acht Jahrgänge des von ihm angeregten und von mir redigierten, größtenteils auch selbst geschriebenen Volkskalenders „Das neue Jahr", nebst einer Jugendausgabe erschienen. Aber höher noch als den werktätigen Verleger, unter dessen Ägide mein Name bekannt wurde, und dessen Fürsorge für den Autor mir schon nach wenigen Jahren den Bau eines Wohnhauses in Krieglach ermöglichte, schätze ich die persönliche Freundschaft des ausgezeichneten Mannes. Er war dem ungeschickten, leichtbeweglichen Geschichtenschreiber, der arglos in einer lockenden Welt stand,

Ratgeber und Führer. Schon im Jahre 1871 schrieb der Chef des berühmten Verlagshauses an den schüchternen Menschen aus dem Waldlande: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in aller Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle, und darin möge jeder trachten, es dem anderen gleichzutun." Und in einem nächsten Briefe heißt es: „Meinem Gemüte tut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüt, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundlichen Anschluß erhellen will."

Man kann sich denken, wie erhebend und ermutigend solche Worte auf den oft zagenden und an sich zweifelnden Burschen gewirkt haben. Bestrebt habe ich mich stets, dieser vertrauenden Hingabe würdig zu werden, aber nie konnte ich ihm das sein, was er mir gewesen. — An meinen Produkten war wohl mancherlei auszustellen, er tat es mit tiefem Verständnisse und mit größter Zartheit. Er hat mich vielfach vor literarischen Abwegen behütet, vor Versuchungen, die damals mit klingenden Schmeicheleien von allen Seiten auf den anstrebenden Literaten herankamen. Stets suchte er den edelsten Regungen Nahrung zu geben. So schrieb er eines Tages: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen die Dichtkunst ge-

rade so empfinden wie ich! Wie wohltuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Teil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja, die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt. O, lassen Sie sich doch ja nicht irremachen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist, werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht." — Ist das die Sprache eines Geschäftsmannes? Nein, das sind Worte des Lehrers. Wo er an den ersteren meiner Bücher zu tadeln fand, da war er doch auch wieder nicht so rechthaberisch, um seine Änderungsvorschläge für maßgebend zu halten. „Ich verlege Ihnen das Werk ja selbstverständlich unter allen Umständen," schrieb er, „auch wenn Sie meine Ratschläge nicht befolgen, denn am Ende ist der Instinkt des Schaffenden immer noch bedeutsamer, als das Sehen des Kritikers, der ich obendrein gar nicht bin und auch nicht sein will." „Die Schriften des Waldschulmeisters" waren das erste Werk, in welchem Heckenast mich für selbständig hielt und seit diesem hat er, wie er später schrieb, sich ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen. — Dagegen erwies er mir die Ehre, bei neuen Stifter-Ausgaben meinen Beirat zu heischen, so besonders bei der Kürzung des „Nachsommers", den wir zusammen im Sinne des heimgegangenen Dichters durchgeführt haben.

Ich besitze von Gustav Heckenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit atmen. Er freute sich an meinen literarischen Erfolgen, die von Band zu Band weitere Kreise zogen. Er nahm innigen Anteil an meinen persönlichen Geschicken und an seinen Briefen besitze ich ein mitlebendes Tagebuch über meine Bestrebungen, Lebensereignisse, Freuden und Leiden jener Zeit. Wie herrlich sind die Briefe, die er mir nach dem Tode meiner Mutter im Jahre 1872 schrieb, die er mir ein Jahr später zu meiner Verlobung und Vermählung sandte, und wie edel, tröstend und stützend die Worte, die er mir zwei Jahre später zugerufen hatte, als der schwerste Schlag meines Lebens mich getroffen! — So verwuchs ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn in Pest, auf seinem Landgute Maroth bei Gran, bei seinen jeweiligen Aufenthalten in Wien und endlich in Preßburg, wohin er, sich vom großen Geschäfte zurückziehend, im Jahre 1875 übersiedelt war. Mehrmals ist er auch nach Steiermark gekommen, wir machten zusammen Gebirgspartien, wobei ich immer neue Vorzüge an ihm wahrnahm. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als auch in seinem Wirken und Genüssen. Er war gleich empfänglich und verständnisvoll für Naturschönheit, für Musik und Malerei, wie für Literatur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises war ihm noch Zeit und Herz für seine Freunde geblieben. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten Sinne, es war ein behagliches, sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen und Guten.

Im Jahre 1878 begann der alternde Freund zu siechen. Er rief mich nach Preßburg, ich fand den sonst so stattlichen

Mann körperlich gebrochen, aber sein Gemüt war noch frisch. Er widmete mir den Abend ganz allein, er hatte mancherlei Pläne für neue Ausgaben meiner Schriften. Aber als ich ihn in später Nachtstunde verließ, um am nächsten Frühmorgen nach Graz zurückzureisen, hielt er lange meine Hand und sprach mit seltsamem Nachdruck: „Was Sie, mein teurer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das reinste Glück auf Erden!" — Ein paar Wochen später, am 11. April, die Nachricht von seinem Tode.

Wer mehr von der Persönlichkeit dieses Mannes wissen will, der lese die in drei Bänden gedruckten Briefe von Adalbert Stifter. Der größte Teil dieser Briefe ist an Gustav Heckenast gerichtet, als rührendes Denkmal, das ein großer Dichter einem edlen Verleger gesetzt!

Nach dem Tode Heckenasts kam der Verlag in fremde Hände. Mir waren schon früher die Verlagsfirmen George Westermann in Braunschweig und Otto Janke in Berlin freundlich genaht, nun kamen Duncker & Humblot in Leipzig und Hermann Manz in Wien, bei welchen ich einzelne Bände erscheinen ließ. An die Stelle all dieser Firmen ist dann die rührige Buchhandlung A. Hartleben in Wien getreten. Letzterer ist eine große Vertriebstätigkeit nachzurühmen, die bei meinen Werken besonders in Österreich von Erfolg war. Die Verbindung mit Hartleben (Eugen Marx) hatte sich dreizehn Jahre lang recht freundlich entwickelt, da traten im Frühjahre 1893 geschäftliche und autorrechtliche Differenzen ein, die zu einer öffentlichen Polemik, zur Anrufung von Schiedsgerichten, endlich zum gerichtlichen Rechtswege führten, bis durch einen Ausgleich die Lösung unseres Geschäftsverhältnisses zur Zufriedenheit beider Teile zustande kam.

Um diese Zeit, im Jahre 1893, machte ich durch

Freundesvermittlung die Bekanntschaft mit Ludwig Staackmann in Leipzig, dem Verleger Spielhagens. Dieser Mann hatte sein persönliches warmes Interesse schon früher meinen Schriften zugewendet. Nun wurde er mein Verleger für die neuen und künftigen Werke, um dieselben nicht bloß literarisch zu verwerten, sondern auch für den Verfasser ertragsfähiger zu machen, durch Verbreitung in der weiten Welt. Ich fand an Ludwig Staackmann mehr als einen noblen Geschäftsmann, ich fand wieder einen persönlichen Freund im edelsten Sinne des Wortes. —

Das Glück ist sehr wankelmütig, ich habe es oft erfahren müssen. In diesen Jahren des Wohlbehagens habe ich manchmal bangend gefragt: Wie lange wird das dauern? Während im Dezember 1896 der vorstehende Aufsatz geschrieben wurde, kamen aus Leipzig zwei Nachrichten. Die eine: Ludwig Staackmann ist an einer Lungenentzündung erkrankt! Die andere zeigte seinen Tod an.

Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Gustav Heckenast wieder erstanden war. Tatsächlich alles, was über diesen gesagt wurde, paßt auch auf Staackmann. Doch hätte sich hier zwischen Mann und Mann ein noch innigeres Verhältnis bilden können, als dort, wo ein größerer Altersunterschied vorhanden war. Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, da Staackmann dahinging. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Er hätte nie erlaubt, es zu sagen, aber dem Überlebenden muß ein Wort des Dankes frei sein. Die zahlreichen Briefe Staackmanns an mich sind mir ein wahrer Schatz, sie sind wieder voller Güte und Milde, immer klar, verläßlich, fein in der Form, und in Gehalt oft von wahrer

literarischer Tiefe. Eine gleiche Gesinnung bei den verschiedensten Lebenserfahrungen, ein gegenseitiges Verstehen und Achten der Interessen des anderen hatte uns so nahe gebracht. Allerdings war in unserer Kindheit und Jugend sich manches ähnlich gewesen. Auch sein ursprünglicher Lebensweg lag der geistigen Welt, der Literatur, weit ab, auch er hat sich in mühevoller Selbsterziehung zu einem schönen Beruf emporgearbeitet. In schon vorgerückten Jahren hatte er den Beruf des Buchhändlers gewählt, den er stets von seiner edelsten Seite aufgefaßt hat und in dem er, was Rechtschaffenheit und genialen Fachblick anbelangt, bald ein allgeehrtes Vorbild werden sollte. Ein großes Kommissionsgeschäft ließ ihm Zeit und Stimmung, die Werke von zweien seiner Lieblingsdichter freundschaftlich zu fördern und selbst zu verlegen. Nie hat er den Wert eines Buches nach dessen Ertragsfähigkeit bemessen, ein schöner Gegensatz zu jenen Verlegern, die ein Werk, das geschäftlich sich nicht bewährt, nachgerade zu hassen beginnen, und wäre es sonst noch so gehalt- und wertvoll. Staackmann stellte sich vorerst in ein persönliches Verhältnis zum Inhalte seines Verlagswerkes, um so natürlicher und glücklicher ergab sich dann das Protektorat für das gute Fortkommen des Buches.

Wiederholt haben wir einander besucht — ich ihn in seinem schlichtvornehmen Patrizierhause zu Leipzig, inmitten seiner Familie, er mich in meinem steierischen Sommerhause, von wo aus kleinere und größere Partien unternommen wurden. Er war als erster Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in den Bergen wohl daheim, von der Schweiz bis Steiermark, und noch immer pulsierte dem mehr als sechzigjährigen Manne frisches Touristenblut in den Adern. Auf einer Anhöhe bei Krieglach gab's

bald eine Staackmannbank, auf der wir in Sommernachmittagen saßen und in lebhaften Anregungen die halbe Weltgeschichte durchsprachen. Gerne stieg er mit mir hinauf ins alte Gehege des Waldbauernbuben; auf den Hochmatten rasteten wir und schauten hinaus ins weite freie Bergland. Als ich ihm daselbst einmal anvertraute, daß die Waldheimat mich wehmütig stimme, rief er fröhlich drein: „Aber Freund, den Verleger stimmt sie nicht wehmütig, den stimmt sie wohlmütig!“ Er meinte das Buch, als dessen Fortsetzung soeben der Band: „Als ich jung noch war“ in die Welt ging. — „Sie sehen,“ fuhr er fort, „daß die Geschicke Ihrer Jugend zum Segen Ihres späteren Lebens geworden sind, und daß das Leben eines einzelnen, und sei es auch in aller Verborgenheit der Armut, ganz wunderbar zum Gemeingut vieler werden kann.“ Seine Fürsorge für mein und meiner Familie Wohl war überall vorhanden ohne daß sie sich dankheischend jemals vorgedrängt hätte. Den Poeten betrachtete er als einen Menschen, der Besseres zu tun hat, als praktisch zu sein. Darum müßten andere für ihn sorgen. „Ich komme ja auch nicht zu kurz,“ pflegte er in Geschäftssachen zu sagen, „Sie erhalten von mir nichts geschenkt, nur das, was Ihnen gebührt.“ Er hatte die Absicht, alle meine hochdeutschen Schriften unter einen Hut zu vereinigen, sollte das aber nicht erleben. Sein Sohn und Geschäftsnachfolger Alfred hat diesen Wunsch ausgeführt.

Friedrich Spielhagen, dessen ältester intimer Freund Ludwig Staackmann gewesen, hat in seiner Selbstbiographie mit wenigen Zeilen ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das alle bestätigen, die den treuen Mann gekannt haben. In einem Schreiben an mich sagt Spielhagen: „Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines

Mißverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Seine Herzensgüte konnte nicht übertroffen werden. Und er war noch mehr als ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist. Ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berater in poetischen Dingen gehabt." — Schlichter und besser kann man den Heimgegangenen nicht kennzeichnen.

Nach Ludwig Staackmanns Tod überging der Verlag auf seine Söhne, in denen die Eigenschaften des Vaters sich wiederfanden. Den geschäftlichen Verkehr hatte ich stets mit Alfred Staackmann zu führen; er veredelte sich bald zur schönen innigen Freundschaft, wie sie zwischen Verleger und Autor so gedeihlich, aber nicht oft sich entwickelt. Alfreds geniale, buchhändlerische, mit strengstem Rechtssinn verbundene Begabung baute aus meinen Werken einen bürgerlichen Wohlstand, der mir die völlige Unabhängigkeit gab. Er erwarb von A. Hartleben alle früher bei diesem erschienenen „Roseggerbücher", und trotzdem ich keinerlei geschäftliche Rechte mehr daran hatte, bot Alfred Staackmann ganz aus eigenem Anlaß mir Jahr für Jahr einen Teil seines Reinertrags auch aus diesen älteren Büchern. Der Zartsinn, mit dem das stets geschah, die vornehme Art, in der er mir geschäftlich und persönlich so viele Vorteile und Freude bereitete, hat mir die letzten Jahrzehnte verschönt. Wir haben uns bei der geraumen Entfernung, die zwischen uns lag, Tausende von vertraulichen Briefen geschrieben und uns einmal im Jahre auch persönlich gesehen. Es war allemal ein Fest für mein ganzes Haus, wenn Alfred mit seiner geliebten, uns allen so überaus sympathischen Frau Klara uns in Krieglach besuchte. Bei einem solchen Besuche (1912) war es auch, daß Staackmann mir den Vorschlag zur neu redigierten Ausgabe meiner „Gesammelten Werke" machte,

die mir die längst ersehnte Gelegenheit zur Revision und teilweisen Bearbeitung meiner Schriften gebracht hat und deren Zustandekommen ein persönliches Glück für mich bedeutet.

Also sind die vielen Jahre im Zeichen Staackmanns mir eine köstliche und erfolgreiche Zeit meines Schaffens geworden.

Meine lieben Feinde.

Über das Selbstverständliche ist stets zu schweigen. Sonst müßte der alte Waldbauernbub, der „herrisch" gewordene, denn doch auch des langen und breiten erzählen, daß er weitere Freunde gehabt. Viele derselben sind ja schon tot und ihre „Marterln" stehen im Buch „Gute Kameraden". Jeder hat sein Kreuzlein auf dem Hügel. Der Lebendigen sind gottlob noch manche, aber sie wollen nicht genannt sein.

Mit um so größerer Pietät kann ich mich also mit meinen lieben Feinden abgeben, die allerdings auch nicht genannt sein wollen, weshalb ich sie lieber in ganzen Körperschaften vorführe, wo einer sich hinter dem andern verstecken kann. —

Wie hast du's mit der Religion?

Die Klerikalen.

Fausts Antwort auf diese Frage Gretchens dürfte wohl keines unserer gesetzlich anerkannten Glaubensbekenntnisse befriedigen. Und ein bißchen Faustnatur steckt in sehr vielen Menschen, ich gestehe es, auch in mir; da hat man keine Wahl und Absicht, das ist Natur.

Wer wissen will, wie ich es mit der Religion halte, der findet in meinen Schriften eine Antwort.

Dem Bekenntnisse meiner Väter bleibe ich treu, ohne darum andere Konfessionen zu verachten. Im ganzen bin ich der Überzeugung, daß unsere Ideale von Humanismus und Sittlichkeit im Christentume am ehesten Erfüllung finden können. Die Vorzüge der Konfessionen preise ich, wo ich sie finde; Dinge aber, die mit meiner Vernunft, wie sie

Gott dem Menschen verlieh, oder mit meinem Gefühle, oder mit meinen ethischen Grundsätzen nicht übereinstimmen, lehne ich für mich ab, und wenn mir dieselben auch obendrein für das Allgemeine nachteilig zu sein scheinen, so bekämpfe ich sie. Nur hat mich das Leben gelehrt, in der Form der Beurteilung rücksichtsvoller zu werden. Wir sind nicht Wissende, wir sind Suchende.

Nebst diesem subjektiven Standpunkt der eigenen Überzeugung und des persönlichen Gefühles — Dinge, die ja nicht unfehlbar sind — habe ich als Schriftsteller und Dichter auch den objektiven einzuhalten, d. h. ich habe religiöse oder konfessionelle Gegenstände nicht immer durch mein persönliches Auge, sondern oft auch durch das Auge anderer zu sehen. Ich habe das Leben, die Eigenschaften, Meinungen und Taten der verschiedenartigsten Menschen darzustellen und es kann doch unmöglich von dem Dichter verlangt werden, daß er nur solche Personen reden und handeln lasse, die seine eigene Meinung ausrichten.

In mir ist ein unbezähmbarer Drang, über alles, was mich berührt, meine Meinung zu sagen. Stets bedauere ich, wenn Personen oder Parteirichtungen sich dadurch verletzt fühlen, allein nie bereue ich, meine von keiner Rücksicht beeinflußte, aber auch keine Person anschuldigende, einzig nur die Sache erwägende Meinung ausgesprochen zu haben, so lange ich sie für richtig halten muß.

Diese hier angeführten Tatsachen, die eigentlich ganz selbstverständlich sind, hatten mir eine große Gegnerschaft hervorgerufen. Meine Schriften konnten weder dem landläufigen Liberalen behagen, noch dem Atheisten gefallen, noch dem Radikalen und Naturalisten angenehm sein, ebenso wenig vermochten sie dem Pietisten zu entsprechen. Das tut mir auch gar nicht leid. Befremdlicher war mir, daß der Klerus

sich von allem Anfange an ablehnend gegen mich verhalten hatte, was wohl darin liegen mochte, daß ich als armer Student in die Obhut seiner politischen Gegner gekommen war. Ich hatte mich freilich auch von diesen nicht beeinflussen lassen; meine Weltanschauung brachte ich schon so ziemlich fertig als 22jähriger Junge aus dem Waldlande mit, sie hat sich geklärt, aber im wesentlichen bis heute nicht geändert.

Als ich mit dem ersten Büchlein in die Öffentlichkeit getreten war, wurde selbes allerorts wohlwollend aufgenommen, nur ein paar klerikale Blätter neckten mich und ich neckte sie dann wieder. Es war kindisch von mir, aber ich war ja überhaupt damals noch ein Kind in literarischen Dingen. Der Spaß wurde Ernst, allmählich sah ich mich auf einen Standplatz gedrängt, von welchem aus das klerikale Lager mit schärferem Auge zu beobachten war, ich sah mich ihm gegenübergestellt. Ich konnte nun mit größerer Unbefangenheit Ungemach und seelische Leiden bedenken, welche so vielen aus dem Volke, so auch mehreren meiner Blutsverwandten, durch klerikalen Einfluß erwachsen sind, und derentwegen mir Konflikte geschaffen wurden, die darzustellen nicht an der Zeit ist.

Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, einzelner Fälle wegen der ganzen großen Institution entgegenzutreten; was mir das Herz zu sehr drückte, das sprach ich offen aus, dann war es wieder gut. Ich hatte Neigung zur Geistlichkeit; auf dem Lande viel mit ihr im Verkehr, kann man wohl auch ihre Vorzüge kennen lernen. Ich habe diese Vorzüge auch unzählige Male in meinen Schriften darzustellen gesucht. Keiner meiner weltlichen Berufsgenossen von heute wird den echten Priester so vom Herzen erhoben, keiner den religiösen Sinn des Menschen so begeistert gefeiert haben, als ich vermöge

meiner innersten Überzeugung zu tun mich bestrebe. Andererseits schone ich freilich auch in diesen Kreisen das Verwerfliche nicht; das schone ich in gar keinem Stande, bei gar keiner Partei, auch an mir selbst nicht.

Im Bewußtsein meiner ehrlichen Absichten bin ich nun zwar sicher, daß der wahrhaft religiösdenkende Teil des Klerus meinen Standpunkt würdigt, ja, ich habe Beweise davon. Im Grunde predigen wir ja doch das gleiche, der Priester auf der Kanzel, ich in meinen Schriften: die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Klugheit, die Starkmut und die Menschenliebe. Immerhin aber war es mir bedauerlich, daß die klerikale Presse ihre Feindseligkeiten gegen mich fort und fort gesteigert hatte.

Welcher Schriftsteller, der nicht stets den rein kirchlichdogmatischen Standpunkt bekennt, ist den Klerikalen überhaupt recht? Keiner. Aber man ignoriert solche Schriftsteller. Warum bei mir der Lärm?

Wenn man den Krieg gegen mich noch völkerrechtlich geführt hätte, das heißt ehrlich und anständig und auf Grund des Tatsächlichen. Aber das war nicht immer der Fall. Zu entschuldigen wären die oft sehr bösartigen und tückischen Angriffe kirchlicher Blätter nicht gewesen, wenn sie — wie sie zwar behaupten — im Namen der Religion gestritten; zu entschuldigen waren sie nur, weil sie für ihre Partei auftraten, und Parteitaktik — man weiß ja.

Meinen Aufzeichnungen entnehme ich einige Beispiele der liebenswürdigen Behandlung, die ich mir von einem Teile der klerikalen Presse gefallen lassen mußte, und endlich auch — die Macht der Gewohnheit! — ruhig gefallen ließ. Ich habe, um das noch vorher zu sagen, die dreiste Eigenschaft, daß jedes Unrecht, welches mir zugefügt wird, mein Selbstgefühl steigert. Schmeichelei drückt mich, Lob

erfreut mich, Tadel bessert mich, Schimpf beleidigt mich, des Guten willen Unrecht leiden stärkt mich. So entstehen die folgenden Zeilen durchaus nicht in nervösem Zustande verletzter Eitelkeit oder tieferer Kränkung, und sobald der Gegner den Speer wegwirft, um mir die Hand zu reichen, so ist ihm auch verziehen.

Selten griff die klerikale Presse unmittelbar eine meiner Schriften an; hatte man es mit einem bestimmten Buche zu tun, so berief man sich auf andere Bücher von mir, die noch viel schlechter wären, als das vorliegende, die man aber nicht nannte. Am liebsten suchte man zur Kritik des Buches dem Verfasser als ehemaligen „Schneidergesellen" eines am Zeug zu flicken, was sich manchmal recht spaßig ausnahm, aber nicht anständig war. Mit großem Witzaufwande schrieb eines Tages ein Herr in seinem klerikalen Leibblatt: „R. soll statt des Pegasus lieber den Ziegenbock reiten und ‚meck, meck!' rufen." Ein anderer erfand für den Alpengeschichten-Erzähler den Titel: „Lederhosen-Dichter" und bedauerte ebenfalls, daß der Mann nicht Schneider geblieben. Es mag ja sein, daß meine Hosen stichhältiger gewesen wären als meine Dichtungen, allein, wenn ein Kämpe der Kirche dem vermeintlichen Antichrist nicht anders als durch die Lederhosen beizukommen weiß, so leistet er kein Beispiel von göttlicher Erleuchtung.

Das „Kremser Wochenblatt", welches sich einst durch seine leidenschaftliche Entrüstung über mein Sprüchel, „daß der Herrgott die Priester, der Teufel die Pfaffen erschaffen habe," so tragikomisch selbst verriet, war auch der Meinung, daß meine Hosen besser ausgefallen wären, als meine in Krems gehaltene Vorlesung, „die dazu noch zu kurz gewesen". Ich aber meine, besser zu kurze Vorlesungen, als zu kurze Hosen. Die schlechte und obendrein noch zu kurze

Vorlesung erinnert mich auch an jenen Mann, der mein Gedichtchen: „Därf ih 's Dirndl liabn?" sich ins Taschenbuch abschrieb, bevor er in Entrüstung das Original verbrannte.

Ein besonders Eifriger suchte die Idee praktisch zu verwerten und wollte einige Bauernbursche zu einer Art von Religionsübung auf der „Lederhose" des Poeten verpflichten; sie antworteten ihm: Wenn in der Hose ein anderer stäke, so wären sie gerne dazu bereit.

Etwas ernster war eine andere Gruppe von Kritikern zu nehmen, welche wohl die zu vernichtenden Werke anführte, dieselben aber mißdeutete, ihnen absichtlich einen falschen Sinn, eine schlimme Absicht unterschob, um solche dann vor dem gläubigen Publikum zu verketzern. Oder es ward der Ausspruch irgendeiner im Buche vorkommenden Person als die Meinung des Verfassers hingestellt, ein Verfahren, wodurch man aus dem Dichter machen kann, was man will. So stellte es ein oberösterreichischer Korrespondent im klerikalen „Österreichischen Reichsboten" an. Behauptete der Schelm, daß in meinem „Gottsucher" alle positive Religion geleugnet werde. Wie fatal er's traf! Denn gerade in diesem Werke suchte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft zu zeigen, daß ein Volk ohne positive Religion nie und nimmer leben könne. Habe es eine alte verloren, so mache es sich eine neue, und sei diese eine grundfalsche, wie etwa die in dem Werke geschilderte Vergötterung des Feuers, so gehe es daran zugrunde. So laut und beständig dieser Gedanke im „Gottsucher" betont wird, so wollte ihn doch manch klerikales Blatt nicht verstehen, und die Ursache dessen, weil im Roman ein fanatischer Schwärmer den harten und weltlich gesinnten Pfarrherrn erschlägt. Daß der Täter und die ganze von ihm mißleitete Gemeinde den verhängnisvollen

Irrtum mit dem Untergange büßen muß, wurde von solchen Kritikern einfach vertuscht.

Der gewöhnliche Kunstgriff klerikaler Blätter war die absichtliche Verwechslung des Christentums im allgemeinen mit dem Katholizismus im besonderen. Auf solcher Grundlage brachte die „Salzburger Chronik" einmal einen giftigen Artikel gegen meine Erzählung: „Empor zu Gott". In demselben wurde der Verfasser genannter Erzählung als Giftmischer für das Volk angeklagt, und zwar, weil er das Heiligtum in Brotesgestalt „als das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden" bezeichnet hatte. — „Die Hostie ist kein Symbol, ist der wirkliche Gott," wurde entgegengehalten. So wurde mein harmloses Wort auf einen andern Kampfsplan gezerrt, wo es — schließlich siegen mußte. — Dogmatik sollte nicht auf Streit ausgehen. Es erhellt, daß ein ängstlicher Dichter sich hüte vor dem Ausdrucke kirchlicher Stimmungen, denn er könnte es dem Kleriker doch nie und nimmer recht machen. Nun sind aber die Poeten einmal keine Leute, die nach dogmatischen Vorschriften dichten, ihr Wort hat den natürlichen Empfindungen des Menschen zu entspringen.

Der Dichter lebt in einer gewissen Vertraulichkeit auch mit den Himmlischen und verkehrt mit ihnen häufig in jener menschlichen Unmittelbarkeit, die das Übernatürliche in das Bereich des Sinnlichen setzt. Da gibt's manchen warmherzig humoristischen Vergleich, manch naiven Ausdruck, da nimmt der Mensch seinen Gott bei der Hand, dankt ihm jauchzend für diese schöne Welt, oder fragt ihn wohl auch einmal treuherzig nach einer besseren, und warum er dieses und jenes gerade so und nicht anders gemacht habe? Das ist ja eine durchaus volkstümliche Art, durch welche die Religion nicht erniedrigt wird, welche vielmehr zeigt, daß die religiöse

Vorstellung besonders dem Gebirgsvolke im Blute liegt. Aber mancher Kritikus schien solchen unmittelbaren Verkehr ohne Zwischenperson nicht gerne zu sehen. Doch bleibe ich dabei: Wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so erschafft der Mensch sich Gott nach des Menschen Ebenbilde. Da demnach der Älpler manchmal etwas menschlich mit seinem Gott umgeht, so mag der Volksschilderer das ebenso machen. Und wenn dieser Schilderer wohl gar selbst einmal in die Art seiner Landsleute fällt, so schadet das nicht und ist gewiß nicht so schlecht gemeint, als es einige gern auslegen möchten. Ich habe mich freilich auch an die Bibel gemacht, habe Noahs Weinseligkeit, Jakobs Schlauheit, Davids Minnehuld und des starken Absalons Schwäche geschildert, habe gegen Judas Ischariot und den linken Schächer mir Ehrenbeleidigungen zuschulden kommen lassen — lauter Sachen, die übel vermerkt worden sind. Wenn mir heute ein unbefangener Mensch sagen kann, daß ich mit derlei wirklich gegen den christlichen Sinn und das religiöse Gefühl verstoßen, so überantworte ich — ohne eine Anspielung machen zu wollen — meine Bücher dem Scheiterhaufen.

Das „Linzer Volksblatt", welches jahrelang bestrebt war, in Oberösterreich Haß gegen mich zu säen, behauptete gelegentlich schlechtweg, R. sei dem christlichen Glauben feindlich gesinnt, weil in manchen seiner Geschichten der Pfarrer mit der Köchin in Verbindung gebracht werde — und fragte naiv, ob derlei das Volk zu wissen brauche? Dann sei es kein Wunder, wenn die Lehrlinge und Gesellen nicht beten, nicht in die Kirche gehen wollten, die Mädchen überspannt würden, vor der Geistlichkeit keine Achtung hätten, die Kinder verrohten, ungehorsam und genußsüchtig würden. Das machten die Bücher von R. — Sollte das dem Manne

wirklich Ernst gewesen sein? Viele behaupten es, ich aber halte ihn für einen verkappten Humoristen.

Merkwürdig wohlwollend und einfältig zugleich war ein orthodoxes Blatt der nicht unierten Kirche; dasselbe sagte: „R. wäre ein ganz guter Volksdichter, wenn er sich nur etwas mehr der Aristokratie und der Kirche anschließen möchte!" Das kommt mir vor wie das Wort meines philosophischen Schneidergesellen von dazumal: Der Spatz wäre ein ganz hübscher Vogel, wenn er nur vom Adler den Schnabel, vom Häher die Federn und von der Nachtigall den Gesang hätte!"

Das „Literaturblatt für katholische Erzieher" behauptete einmal, daß die Propaganda, die für mich in Deutschland gemacht werde, von der Freimaurerloge ausgehe, und knüpfte daran Folgerungen, bei denen es einem eiskalt über den Rücken gehen könnte. Die Freimaurer, das sind Verführer, Seelenmörder, Teufelsknechte usw.

Am knappesten verstand es ein junger Katechet in Kärnten, sein Urteil und seine Wünsche über mich zusammenzufassen: derselbe teilte seinen Schülern mit, daß R., der Verfasser des „Volkslebens in Steiermark" und des „Waldschulmeisters", einfach für die Hölle reif sei.

Sehr schlau half sich ein heimisches Blatt, welches zu beobachten ich zufällig Gelegenheit hatte. Das besprach nur solche Schriften von mir, mit denen es prinzipiell nicht einverstanden war, während es die Werke, gegen die es nichts einwenden konnte, wie ein Geheimnis des Beichtsiegels verschwieg. Von solchen Blättern kann man auch lernen, wie der mißgünstige Kritiker Teile des Textes aus dem Zusammenhang reißen, sie mißdeuten, ändern oder unrichtig machen kann, um sie hernach als unrichtig tadeln zu können. Ein etwas unrichtiges aber nicht ganz unpraktisches Verfahren.

Das sind nur wenige, mir ganz zufällig in die Hand gekommene Beispiele, wie die klerikale Presse zu schäkern liebte.

Von der Kanzel wurde in manchen Ländern so anregend und beständig gegen mich gepredigt, daß der Verleger die Reklamekosten ersparte. Im Volke ging der Same auf, aber anders, als sie wollten.

In einem obersteirischen Dorfe war eines Sonntags im Freien Christenlehre gewesen. Sie war würdig und handelte von den Torheiten des Aberglaubens. Nach der Christenlehre pflegten die versammelten Dorfburschen der Geselligkeit, sie sangen muntere Volkslieder, gegen welche der Pfarrer nichts einzuwenden hatte. Unter anderem wurde auch mein Liedchen: „Därf ih 's Dirndl liabn?" gesungen. Das regte den anwesenden Kirchendiener, genannt „der Sakristei-Wastel", auf, er fühlte sich verpflichtet, einzuschreiten. Er winkte mit der Hand und rief: „sie sollten das Schandlied nicht singen!" — Als die Burschen lachten und weitersangen, sprang der Wastel auf ein hohles Faß und rief mit wütenden Gebärden: „Der Herrgott wird dem Buben das Mensch nie erlauben, nie! Wird nit lachen zu der Unzucht! Weinen wird er! — dem Petrus," — damit meinte er den Verfasser des Liedchens — „dem ist überhaupt nit zu trauen. Petrus, Petrus! Du bist ein Wolf im Schafspelz!"

„Wastel, Wastel!" rief jetzt ein Bursche, „du bist ein Schaf im Wolfspelz!"

Das Gelächter, welches hierauf entstand, hat dem guten Küster alles verdorben.

Hinter solchen Partei-Kasperln stand freilich immer die geschlossene Front ernster Widersacher.

So war ich den Mucker- und Junkerblättern ein Dorn im Auge, deshalb, weil ich mit meinen Schriften für die Verlassenen der Menschheit, besonders für das Bauerntum eintrete. Jene Blätter witterten in solcher Neigung zu den Armen und Geringen einen Haß gegen die Reichen und Hochstehenden, fanden aber für diesen Vorwurf keinen rechten Anhaltspunkt. Da kam mein Buch: „Martin der Mann". Und siehe, der Hochverräter war fertig! In dem Buche wird eine Revolution und ein Fürstenmord geschildert. Ist denn derlei nicht schon vorgekommen? Freilich motiviert mein Fürstenmörder „Martin" seine Tat, denn wenn er sie nicht vor sich selbst rechtfertigen würde, wie könnte er sie begehen? Die Begründung einer Tat ist ja die erste Notwendigkeit in der darstellenden Dichtung. Kommt in Martin nicht später die Reue zu lebhaftestem Ausdruck, geht er und alles, was er liebt, nicht an seinem Verbrechen zugrunde? Und das soll revolutionär sein!? Doch einige Mucker- und Junkerblätter behaupteten steif und dreist, Martin der Mann wage sich an die Person des Herrschers, predige nichts Geringeres als den Fürstenmord. Und dann kam wieder der ungebildete „Schneidergesell", der „Giftmischer", der „Volksverführer", der „Antichrist", den man wenigstens mundtot machen müsse.

So und ähnlich ging es viele Jahre lang.

Ursprünglich verlästerten mich diese Herren unter dem Vorwande, ich sei als Volksdichter nicht katholisch genug. Später zeigte es sich, daß auch jene meiner Werke, in denen alles Konfessionelle vollständig vermieden wird, wie in „Jakob der Letzte", „Martin der Mann" usw., ihnen höchst zuwider waren. Nicht so sehr die ästhetische Seite meiner Dichtungen griffen sie an, das könnten sie oft mit recht gutem Grunde tun, als vielmehr immer nur die „Tendenz". Na, was habe ich denn eigentlich für eine vertrackte

Tendenz? — Nach längst bekanntem Vorbilde predige ich die Liebe, nehme mich der Armen an, speise mit Sündern.

Ich hasse niemanden, alles was Mensch heißt, steht mir nahe. Die Absicht zu beleidigen liegt meiner Natur fern. Wie es in mir ist, so schreibe ich es heraus, wie ich das Leben sehe, so gebe ich es wieder. Obzwar im allgemeinen die ernstliche Absicht hegend, als Schriftsteller Gutes zu wirken, denke ich doch während der Arbeit nicht an die Folgen dessen, was ich schreibe. Wäre ich ein bißchen praktisch, ich würde bei der Prüfung des Geschriebenen mich fragen: Wird das den Lesern auch recht sein? Werden sie das auch so verstehen, wie ich's meine? Kann das für einzelne nicht Anlaß zum Ärgernisse geben? — Werden sie mich darüber nicht verfolgen? — Aber ich möchte lieber fragen: Wenn der Dichter aus solchen Rücksichten einmal anfinge zu streichen, wo sollte er aufhören? oder: was bliebe dann noch übrig von seiner Meinung, von seiner Eigenart?

Seit einiger Zeit nun sind die gegnerischen Stimmen kleinlauter und seltener geworden. Der Chefredakteur eines Blattes, das mir seit vielen Jahren in treuer Feindschaft ergeben gewesen, äußerte gelegentlich: „Wir haben uns vorgenommen, den R. nicht mehr anzugreifen."

Nun also! Warum hat man uns dieses Kapitel nicht überhaupt erspart?

Absichtlicher, als die Kirchen, habe ich die Sozialdemokratie bekämpft, weil sie das bisher festständige und zufriedenere Bauernvolk in die zigeunerhafte Heimatlosigkeit hinauslockt. Die Sozialdemokratie antwortete: Rosegger hat zwar unrecht, aber wir verstehen ihn, er ist eine konservative Natur und kann nicht anders.

Die Antisemiten.

Als in meinem Vaterlande die Hochflut der antisemitischen Bewegung tobte, hat sie auch mich für ein Weilchen mit in den Strom gerissen. Anzengruber hatte mich noch gewarnt: „Sehen wir uns von oben das Götterschauspiel an, wie die zwei Bestien sich auffressen bis auf den Schwanz.“ Er meinte die beiden sich blindwütig zerfleischenden Parteien.

Als Poet bin ich den „Bestien“ zwar aus dem Wege gegangen. Kann man aber als Mensch, als Sohn seines Volkes, als Staatsbürger gleichgültig bleiben in einem Kampf, der den Boden erschüttert und die Herzen verwüstet! Hätte ich mich derweil auf einem Baumwipfel meines Waldlandes schaukeln und jodeln sollen? Ich hatte eine Zunge, ich hatte Hörer, die bange aushorchten nach einem guten Wort. Und ich redete. Besänftigen wollte ich. Nicht verschweigen konnte ich die Gefahren, die unserem alten deutschen Leben durch das Judentum drohten, die Schäden, die in Handel und Wandel und in der Presse abscheulich zutage traten. Tatkräftige und redliche Bekämpfung der fremden Übermacht auf gesetzlichem Wege. Aber Schonung des Menschen im Juden! Ein braver Jude muß uns so wert sein, wie ein braver Romane oder Germane. — Das war mein Wort, es war ja gewiß kein neues, andere riefen es eindringlicher als ich. Aber ich setzte ein zweites hinzu: Volksgenossen! Wenn ihr dem Judentum unterliegt, so sitzt die Schuld größtenteils in euch selbst. Ihr seid geldgierig — der Jude kauft. Ihr seid genußsüchtig — der Jude vermittelt. Ihr schnappt nach jedem Luxusköder, den der angelnde Jude auswirft. Ihr sitzt im Wirtshaus, der Jude im Geschäft. Ihr seid unklug, der Jude ist schlau. Ihr seid unter euch uneinig, der Jude hält es mit den Seinen.

Das sind die Hauptursachen, wenn der Jude euer Herr wird! — So und nicht anders habe ich es gesehen und so habe ich gesprochen.

Wie? hieß es, der so redet, das will ein Deutscher sein? Das ist ein Judenknecht. Ein von Juden bestochener Lump! Und nun hub — es war im Sommer 1885 — gegen mich ein wahres Haberfeldtreiben an, mitten in meiner Heimat. Allerdings zuerst nur von zugezogenen Fremden angezettelt, aber sie waren rührig, besonders in ihrer Presse, und die anderen traten ängstlich zur Seite, eingeschüchtert von der Gewaltherrschaft der Antisemiten. Wer mich verteidigt haben würde, der hätte auch sein Teil bekommen... Ich mag mir jene Zeit nicht mehr näher ins Gedächtnis rufen, sie war die leidensreichste meines Lebens. Gar so kindisch war ich noch. Ich kränkte mich unsäglich darüber, daß eine jeweilige politische Partei mich für einen Verräter meines Volkes hielt. Daß solche Beschimpfungen, Verdächtigungen und Verleumdungen nur Parteiwitze sind, mit denen die besten Freunde sich gelegentlich necken — das habe ich damals noch nicht gewußt.

Ich war als Christ und Deutscher selbst ein geborener Antisemit, aber es ist wohl kein Wunder, daß in mir damals eine Abneigung gegen die schlechte, brutale Gebahrungsweise der Partei-Antisemiten aufstand, die kaum mehr zu überwinden war. Und wenn es möglich gewesen wäre, dem Judentume mich in die Arme zu hetzen — die Antisemiten hätten es zuwege gebracht.

In ihren Blättern stand es immer wieder zu lesen, daß ich ein Jüdling wäre, daß meine Schriften mit dem, was sie über die Schwächen und Laster der Deutschen sagen, eine abscheuliche Schädigung des deutschen Volkstums begingen. Die natürliche Folge davon war, daß jüdische Zei-

tungen, die früher sich nie um mich gekümmert, nun anhuben, mich als den Ihren zu betrachten, als Philosemiten zu loben, im Kampf gegen den Antisemitismus meinen Namen auszuspielen. Und so stand ich, der harmlose Mensch, der keine Zeile je in böser Absicht geschrieben, der nicht die Türken und nicht die Juden, am wenigsten die Deutschen, sondern nur das Niedrige und Gemeine stets bekämpfte, so stand ich plötzlich mitten im Parteigewirre, gebrandmarkt als Abtrünniger seines Volkes. Und nach dem, wie sie mir unrecht taten, schloß ich, daß sie wohl auch geradeso anderen unrecht tun möchten, und es kam das Mitleid mit den Verfolgten. Nie war für mich etwas so schwer, als in jener Zeit das Bestreben, gerecht zu sein. Meine Freunde Hamerling und Anzengruber sind mir beigestanden. Hamerling sagte: „Wie stolz würde mancher sein, wenn er, wie Sie, das Glück hätte, ein Märtyrer seines Freimutes zu werden.“ Und Anzengruber sagte einmal in seiner Weise: „Wenn Sie alle Monate einmal voll werden täten, so möcht' ich glauben, Sie sind der Mond. So arg bellen Sie die Hunde an!“

In Wien lebte damals ein gescheiter Jude, der eines Tages den Ausspruch getan haben soll: Steiermark hat viele Krakehler, aber nur einen Antisemiten, das ist der Rosegger. Dieser Mann will, daß die Laster der Juden mit ihren Tugenden bekämpft werden sollen. Das hat einen Kopf. — Zwei oder drei Juden waren, die ich seit vielen Jahren zu meinen persönlichen Freunden zählte, ja, denen ich Dank schuldete. Einer von diesen sagte mir, ich weiß nicht, zum Troste oder zum Trotz: „Seitdem dieser Antisemitismus so gegen Sie aufgetreten ist, fürchten wir ihn nicht mehr. Er wird auch noch andere ausstoßen und die purifizierte ungeschickte Roheit bleibt zurück.“

So lebte ich in meinem Walde oder in meiner stillen Stube als „Jüdling" etliche Jahre dahin, ohne Verkehr mit Antisemiten, ohne Verkehr mit Juden — nur dem Menschen lebend in mir und anderen. Da ist es ganz plötzlich anders geworden. So unvermittelt ich damals zum „Judenknecht" gemacht worden war, so flott wurde ich über Nacht zum Antisemiten. Und wie das zugegangen ist, das will ich im nächsten Kapitel erzählen.

Die Juden.

Heinrich Heine war ein Dichter, der die meisten seiner Schriften in deutscher Sprache schrieb. Also waren sie jedem Deutschen zugänglich. Etwa in meinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre stieß ich das erstemal auf seinen Namen. Vielleicht las ich in irgendeinem Lesebuch das eine oder das andere Gedicht von ihm, des weiteren ging ich vorüber, wie ich vielleicht an Gleim, Wieland, Thümmel, Gutzkow, Kotzebue und vielen anderen deutschen Dichtern vorübergegangen bin, deren Namen mir wohl geläufig waren, zu deren näherer Pflege ich aber keine Nötigung empfand. Ich hatte auch keine Zeit dazu. Meine Lehrer waren der Meinung, der dreiundzwanzigjährige Bengel solle zuerst lesen, schreiben und rechnen lernen, dann sich an die Geographie, Geschichte, Naturgeschichte usw. machen. In den Literaturstunden unterhielten wir uns mit Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Körner, Uhland, Schefer und anderen aufbauenden Dichtern, während von Thümmel, Heine und anderen gesagt wurde, sie wären verneinende Spottgeister und eigneten sich nicht für junge Leute. Wohl hörte ich auch, daß Heine in einer vergangenen Epoche der deutschen Geschichte von Bedeutung gewesen; ich konnte mir nicht viel Zeit nehmen, solche Aussprüche auf ihre Richtigkeit hin zu

prüfen, ließ sie unbeschaut gelten und wendete mich meinen persönlichen Aufgaben zu.

Im Laufe der Jahre erlebt man ernste und komische Zeiten. Zu den letzteren rechne ich die glorreiche Epoche der „Interviews". Ich sage die glorreiche Epoche, weil die Interviews es nur mit „berühmten" Männern zu tun haben, oder „berühmte" Männer machen. So einer wird dann durch Rundschreiben befragt, ob es einen Gott gäbe und eine unsterbliche Seele, oder was der Befragte über den Antisemitismus für eine Meinung habe, oder über die Wahlreform, oder wie er es angestellt, ein so hohes Alter erreicht zu haben, oder ob man den Käse zum Mittagstisch oder zum Abendmahl nehmen solle. Er wird auch befragt, was er sich von Bismarck denke, oder von Kneipp, oder von der jungdeutschen Dichterschule, oder vom Distanzreiten, oder von der Friedensliga, oder von der Zivilehe, oder von der Jubiläumsmeierei. Greise werden befragt, ob Liebe ein Verbrechen sei, Jünglinge, ob Witwen gute Ehefrauen abgäben. Ästhetiker veranstalten eine „Enquete" über die Zukunft der deutschen Kunst, und Pädagogen fragen in der Runde an, ob die Kinderhöschen besser vorne oder hinten zu knöpfen seien.

Der Befragte gibt dann entweder eine ernsthafte Antwort, oder eine launige, oder eine ausweichende, oder gar keine, je nach seiner augenblicklichen Stimmung oder je nachdem er über den Gegenstand etwas zu sagen hat oder bei solcher Gelegenheit sagen will. Gründlich fällt die Antwort niemals aus, denn dazu haben die Fragesteller keinen Raum und die Befragten keine Zeit. Ersteren ist durchaus nicht um eine erschöpfende und allseitige Beleuchtung ihres Gegenstandes zu tun, sondern um eine Sammlung möglichst geistreicher kurzer Aussprüche bekannter Persönlichkeiten. Dar-

aus machen sie ein Büchlein, das sie mit den honorarfreien Beiträgen glänzender Namen füllen und gut verkaufen. Dabei haben sie noch den Vorteil, sich selber in die Reihe der „Berühmten", ja sozusagen als deren Führer vor aller Welt hinzustellen.

Um diese Zeit der Interviews und Enqueten lebte in Mainz am Rhein ein Fischer. Dieser warf plötzlich seine Angelschnur aus mit der Rundfrage, ob dem Dichter Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal zu errichten sei oder nicht. Eine solche briefliche Anfrage kam auch an mich nach Graz. Mir lag die Sache fern und ich legte die sehr höfliche Zuschrift in den Papierkorb. Schon nach kurzem kam vom beharrlichen Menschenfischer am Rhein eine zweite Zuschrift, noch artiger als die erste mit der sehr dringenden Bitte um meine Meinung, ob dem Heine ein Denkmal in Mainz zu setzen sei oder nicht.

Es war, als die Post ankam, unmittelbar vor einem verabredeten Spaziergang; damit der Herr in Mainz sich nicht weiter bemühen möchte, schrieb ich ihm rasch auf einer Postkarte, daß ich Heine und Mainz nicht gut genug kenne, um darüber öffentlich meine Meinung zu sagen, zeichnete mich achtungsvoll und warf die Karte in den Postkasten.

Dieser harmlose Vorgang bedeutete für mich eine Art Schicksalswendung. Der Herr Fischer in Mainz erhielt die Karte, die natürlich, wie an Form und Inhalt leicht ersichtlich, nur eine flüchtige Privatmitteilung sein konnte, behandelte sie wie einen offiziellen Beitrag zu seiner „Enquete", veröffentlichte sie und schrieb eine spöttische Bemerkung dazu. Dieser Mensch, der mich zu Gaste geladen, um meine Meinung zu sagen, setzt diese Meinung dem öffentlichen Spott aus. Das nennt ich Charakter! Eine Unzahl

von Zeitungen, durchgehends jüdischer Abstammung, bemächtigten sich meines bescheidenen Bekenntnisses, daß ich Heine nicht genügend kennte, um darüber öffentlich sprechen zu können, bauschten sie zu einer demonstrativen Kundgebung auf, erklärten mich rundweg für einen Antisemiten und begannen sofort, mich als solchen in allen Tonarten zu verhöhnen, zu beschimpfen, als Menschen zu verdächtigen und als den Unbedeutendsten aller Dilettanten mir den Garaus zu machen. Ich begriff gar nicht, wie ein so unbedeutender Mensch die Zeitungsblätter, große wie kleine, derart in Aufregung versetzen konnte; manches große Blatt hat tatsächlich über meine gesamten Schriften nicht so viel geschrieben, als nun über meine zwei Zeilen betreffs Heinrich Heine. Hinter den Blättern zischelten die anonymen Karten und Briefe daher, voller Gift und Geifer über den neugebackenen Antisemiten.

Anfangs war ich betroffen, ging übrigens schweigend meines Weges. Als aber das journalistische Treiben immer toller und frecher wurde, empfand ich die Notwendigkeit, mich einmal umzuwenden und zu fragen, was den Herren zu Diensten stehe. Graf Tolstoi hat mir Platz gemacht. Gerade am Tage, als in einem jüdischen Blatte ein ganz abscheuliches Pamphlet gegen den Schneiderseelpoeten, Heineignoranten, Verräter der klassischen Literatur usw. mir vor Augen gekommen war, wurde mein eben ausgegebenes Heimgartenheft von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt, wegen eines kleinen Aufsatzes von Leo Tolstoi. Das war mir nun eine erwünschte Gelegenheit, die dadurch im Heimgarten entstandene Lücke mit einer Erklärung in der Heinesache auszufüllen. Ich hatte mittlerweile einiges von dem Dichter gelesen, um doch etwa die Unverantwortlichkeit meiner Heineunkenntnis einzusehen. Ich habe sie nicht eingesehen.

Da die Herrschaften so ganz aus dem Häuschen geraten waren, weil sie von mir keine Meinung über Heine hatten, da sie ihren üppigsten Geist und Witz aufgeboten, um eine solche aus mir herauszubringen — gut, jetzt konnte ich aufwarten. Unter einem Aufsatz: „Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug" (Heimgarten, Aprilheft 1894) habe ich ihnen meine Meinung gesagt. Sie ist deutlich ausgefallen. Ich habe auch offen meinen Abscheu gegen den jüdischen Preßterrorismus ausgesprochen.

Ich hatte die journalistische Anmaßung bisher nie so erfahren, hätte es nicht für möglich gehalten, daß man einzig und allein einer harmlosen und bescheidenen Privatbemerkung wegen so der Gegenstand einer wochenlangen Hetze werden kann. „C'est la guerre!" rief mir ein Jude aus der Ferne zu, da begriff ich und jetzt sah ich's, der Krieg war's und ich stand — im Lager der Antisemiten. Nicht gegen die Juden als solche hatte ich mich ausgesprochen, nur den großen Heine hatte ich ignoriert, — die Journalistenfrechheit hatte ich gezüchtigt — und ich war der verworfenste Antisemit unter Gottes Sonne.

Und wie vor Jahren die Juden den ihnen von den Antisemiten vor die Füße geworfenen Rosegger eifrig aufgehoben und für ihr Eigentum erklärt hatten, so taten es nun die Antisemiten. Freilich war dieser hin und her geworfene Renegat nur eine Puppe, sowie man in manchen Gegenden zur Osterzeit den Judas Ischariot als Popanz zur Belustigung der Leute hin und her schleudert und dann verbrennt. Ich, der eigentliche Unmensch, stand ganz abseits und ergötzte mich an dem Spiele, wie ich zuerst über Nacht zum Jüdling und dann wieder über Nacht zum Judenfresser gemacht wurde — eines so unschuldig wie das andere.

Und wenn einer, der mich, den kleinen Rosegger, etwa ebenso wenig kennt, als ich den großen Heine, nun fragen sollte, wer ich denn also eigentlich wäre, wenn nicht Philo- oder Antisemit? Dem die ergebene Antwort: Ich bin ich.

Das ist wenig. Dem Gegner aber scheint es — um einen zu viel zu sein.

Dramatische Versuche.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gaugel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, daß er sich nun selbst als den Täter bekennt. — Nach diesem Traume erwachte ich, der Herzschlag ging mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt. Am nächsten Tage schrieb ich in Bauernmundart die kleine Geschichte „Der Gaugel-Blas", die hernach im „Heimgarten" abgedruckt worden ist. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Heftes schrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebster! Aus diesem Gaugel-Blas mußt Du ein Theaterstück machen, Du mußt! Ein herrlicher Stoff!" — Was sollte ich tun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterstück schreiben! Und aus dieser Geschichte, die mir so gar nicht knetbar schien, um sie in so und so viel Akten stilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anstatt ein Stück daraus zu machen, schrieb ich eine größere hochdeutsche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die Sache vom Halse zu haben. — Vier Monate später, an einem Herbstmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was an diesem Tage zu unternehmen wäre, denn ich fühlte mich nach einer überstandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke stand auch der dramatische Aufbau für ein Theaterstück klar vor mir. Ich stand auf, begann zu schreiben und an

dem Abende desselben Tages war der erste Aufzug fertig. Fünf Tage später sah ich zu meiner eigenen Überraschung, daß ich ein Stück geschrieben hatte, das den Titel führt: „Am Tage des Gerichts". Und nun kam das Nachdenken und Messen und Fügen, ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es stellte sich heraus, daß die Arbeit in der ursprünglichen Form bleiben mußte, um einfach und folgerichtig zu sein, daß sie aber in dieser Form kein Stück nach dem ästhetischen Leisten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Ich hatte mich vorher schon ein paarmal mit kleinen dramatischen Szenen und Einaktern versucht, die rasch aufgeführt, beklatscht und verschwunden waren. Dann war ich von Theaterdirektoren und Schauspielern angegangen worden, einmal ein größeres Stück zu schreiben, auch unser Grazer Direktor, Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt und lebhaft dazu ermuntert. Solche Leute können es, das Auffordern. Ob auch ich es konnte, das Stückeschreiben, das sollte der Mann nun beurteilen. Halb im Spaß und halb im Ernst schickte ich ihm das Stück, ihn um seine Meinung darüber ersuchend. Die Meinung kam postwendend: Das einzige, was da zu tun, rasch die Rollen herausschreiben, das Stück einstudieren und aufführen! — Ich war überrascht, das geht zu schnell, so ist es nicht Sitte in deutschen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch allerlei Hindernisse zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, sondern war ihm sogar ausgewichen, er ist allzu schwer und — allzu leicht zu haben. Anzengruber starb in Armut, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem

anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauschen, also stand ich dem Antrage des braven Direktors, der einen anderen Dilettanten glücklich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgültig gegenüber. Dann aber dachte ich: du hast schon so vieles versucht auf dieser Welt, versuche auch das. Du hast ja immer bedauert, daß bei deinen Vorlesungen dein geistiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein spaßiges Stückel vorbrachtest, ein schelmisches Anekdotlein oder so was, da hieß es stets: ein echter Rosegger! — Vielleicht ist doch dieses Schauspiel, geschöpft aus tiefstem Ernste des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes, und ein paar Wochen später las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erstemal: ‚Am Tage des Gerichts‘, Volksschauspiel in vier Aufzügen von —“ usw.

Das war Samstag, den 8. November 1890. Für diesen Tag war schon seit längerer Zeit eine Vorlesung von mir in Wien festgesetzt; eine angenehme Zerstreuung dort, während hier die Uraufführung stattfand. Schon als Dorfbursche hatte ich es so gehalten: wenn der Böller geladen war und der Zunder darangelegt, so ging ich weit hinweg, damit beim Losgehen mir nicht etwa ein Scherben an die Nase fliegen konnte. Für mein Stück hatte sich in der steirischen Hauptstadt ein so lebhaftes Interesse, eine so gespannte Erwartung gezeigt, daß mir unheimlich wurde. Die Maßstäbe waren schon in die Länge gezogen, um den ersten dramatischen Versuch des Erzählers an den Meisterdramen Anzengrubers, Raimunds und Shakespeares zu messen, die Federn schon geschärft, um nichtentsprechenden Falles ihres Amtes zu walten. Ich fand mich ruhig, mein Gewissen war

gut, ich wußte, das Stück hat einen Inhalt, welcher der Volksbühne würdig ist. Diesen Inhalt wird man erkennen; in bezug auf die Form wird man mich um so wohlwollender entschuldigen, als mancher der Kritiker selbst es erfahren, daß Kritisieren leichter ist als Schaffen.

Also bin ich heiteren Gemütes nach Wien gefahren. Telegraphische Nachricht über das Schicksal des Stückes hatte ich mir verbeten, ich wollte für meine Vorlesung gesammelt sein und von nichts wissen, als von dem, daß es gilt, den lieben Zuhörern im Bösendorfersaale eine gute Stunde zu bereiten. Wir saßen unser neunhundert Freunde und Freundinnen auch so gemütlich beisammen, daß ich ganz und gar vergaß, wie zur selben Zeit in Graz die Hände klatschen oder die faulen Äpfel fliegen konnten. Nachdem ich eine gute Stunde gelesen hatte und das Programm noch immer nicht alle war, brach ich ab, damit aus einer guten Stunde nicht zwei schlechte würden. Denn ich war schon sehr erschöpft, las von Minute zu Minute schlechter und „schlamperter". Doch die Wiener haben seit jeher Geduld gehabt mit meinen Schwächen; sie ehrten mich am Schlusse mit rauschendem Beifall; ob fürs Lesen oder fürs Aufhören, das weiß ich nicht.

Nach der Vorlesung ein Stündchen mit ein paar Freunden, und dann ins Bett. Und nun huben die Bedenken an. Wie wird's in Graz sein? Die Würfel sind gefallen. In der heimatlichen Stadt, sozusagen vor den Fenstern der eigenen Wohnung durchzufallen, soll nach dem Zeugnisse berühmter Zeitgenossen nicht sonderlich angenehm sein. Wenn es gut ausgefallen wäre, hätten sie mir doch telegraphiert, trotz des Verbotes. — Die Aufregung über das Schicksal eines neuen Buches, die Angst vor einer schlechten Aufnahme desselben kenne ich nicht. Wenn nur ich selbst

mit dem Buche nicht allzu unzufrieden bin, nach der Meinung anderer frage ich kaum mehr. So sträflich leichtsinnig! Diesmal jedoch war es etwas anderes; dreißig Meilen weit von den Rampen hatte ich heftiges Lampenfieber die ganze Nacht. Auch körperlich war ich erschöpft und elend. Am Morgen — es war ein frostiger Nebelmorgen — schleppte ich mich zum Südbahnhofe. Dort sah ich eine Zeitung mit der Nachricht aus Graz des Inhaltes, daß das neue Volksstück viele Fehler habe und mit geteilten Gefühlen aufgenommen worden sei. — Glimpfliche Anzeige eines entschiedenen Durchfalles. — Also heim! zurück in Gottes Namen zur Stätte des Jammers. Mit so unbehaglicher Stimmung bin ich noch nie in die liebe Steiermark hereingefahren, als an jenem Tage. In Mürzzuschlag kaufte ich ein Grazer Blatt, um über den Spektakel ausführlicher zu lesen, denn auf einmal kam mir die Geschichte fast lustig vor. Ein langer Aufsatz stand da über das neue Stück, wenige Stunden nach der Aufführung schon gedruckt und versendet. Was doch heutzutage die Federn flink und die Maschinen rasch arbeiten! Im Aufsatze stand allerhand zu lesen über die Frostigkeit der neuen Bühnenerscheinungen im allgemeinen, über die fehlerhafte Mache des neuen Stückes im besonderen, über die sonstige Popularität seines Verfassers, dessen Freunde bei der Aufführung erschienen wären und durch der Hände Arbeit einen Erfolg erzielt hätten. — Von dem Inhalte, von dem Gehalte, von der Tendenz des Stückes nur ein paar Zeilen. Das Ganze machte den Eindruck einer rücksichtsvoll gehaltenen Ablehnung.

Bis mein Zug nach Graz kam, war ich vollkommen ruhig; was nützt denn die Philosophie, wenn man sie an solchen Tagen nicht vorspannen wollte! — Doch am Bahnhofe kaum ausgestiegen, war ich empört; mehrere Bekannte

eilten herbei und beglückwünschten mich zu dem „großen Erfolge". Ich hielt es für Hohn. Erst die Berichte, die in meiner Wohnung warteten, haben mich eines anderen belehrt, haben mir gesagt, daß das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" einen wirklichen Erfolg errungen hätte, wovon ich mich auch an demselben Abende und den folgenden Abenden, an denen das Stück bei ausverkauften Häusern Wiederholung fand, überzeugen konnte.

Die Grazer Presse behandelte mich mit seltener Übereinstimmung nicht wie einen dramatischen Anfänger, den man ermutigt, wenn auch nur halbwegs Talent zu spüren; eher war ihr Ton wie eine würdevoll wohlwollende Zurückweisung. Und diese das Interesse an dem Stück lähmenden Stimmen sprachen zu Danke jenem in jedem Orte unvermeidlichen Teile des Publikums, dem nichts zuwiderer ist, als wenn in seiner Mitte ein Mensch sich anschickt, zur Ehre der Heimat etwas zu leisten. — Nun die Privatmeinungen! Weise Ratschläge wurden mir zuteil; die einen wollten den zweiten Aufzug streichen, die anderen den vierten; ein weiterer meinte, noch am allerlangweiligsten sei der dritte Akt, und wieder einer fand das Stück ausgezeichnet, wenn der erste Akt mit dem schauerlichen Morde wegfiele. All diesen achtbaren Wünschen Rechnung getragen, und es bliebe von dem ganzen Stücke nichts übrig, als die Zwischenakte. Juridische Herzen waren empört über das Todesurteil im Stücke, und Jagdbesitzer waren außer sich, daß der Verteidiger des Wildschützen und Jägermörders die Berufung anmeldete „auf ein höheres Gericht". Und welches höhere Gericht, so fragten sie, soll denn das sein, auf das man sich nach dem Verdikte des Schwurgerichtshofes berufen könne? — Wenn man den Dichter nicht verstanden hat, der Plauderer gibt darauf keine Antwort.

übrigens brach in Graz ein berufener Jurist stramm eine Lanze für die juridische Seite des Stückes.

Etliche waren darüber schier aufgebracht, daß dem Stücke ein Prolog vorausgeht; für solche möchte ich am liebsten auch noch einen Epilog schreiben und ihnen in demselben erzählen, was Lessing über den Prolog gesagt hat. Denn gerade die Allerklügsten verstehen ein einfach gehaltenes Dichterwerk am allerwenigsten, und die Zwischenakte eines schlichten Volksstückes müßten eigentlich damit ausgefüllt werden, den nur auf die äußere Form sehenden Krittlern zu erklären, was der vorhergegangene Akt war und bedeutet hat.

Einer der literarischen Richter behauptete, ich hätte das Stück ungeschickterweise dort begonnen, wo es abschließt; ein anderer meinte, ich hätte unklug das Stück dort geschlossen, wo es eigentlich erst beginnt. Letzterer war ein Anhänger der „naturalistischen" Schule und seine weiteren Ausführungen haben mich sehr belehrt. Ein prächtiger Stoff, sagte er zu mir, was hätte sich daraus machen lassen! Sie nahmen einen ganz guten Anlauf, aber gerade dort, wo das Stück eigentlich beginnen sollte, dort schließen Sie es ab. Ihr Stück, wie es heute vorliegt, ist nichts als Exposition. Die junge Jägerswitwe verzeiht dem Mörder ihres Gatten. Motiv: weil sie ihn liebt. Er ist ja ein interessanter Mann. Er, der Mörder, sieht auch rasch seinen Vorteil, verläßt Weib und Kind in Armut und flieht mit der hübschen Jägerswitwe, um mit ihr ein angenehmeres Leben zu beginnen. Aber das verlassene Weib des Mörders zieht ihnen mit den hungernden Kindern nach, der Mann weiß sich ihrer nicht anders zu entledigen, er vergiftet das eigene Eheweib, ertränkt die Kinder im Flusse und lebt mit der Witwe des Ermordeten lustig weiter. Das wäre ein Drama! Das gäbe Szenen! — So der Naturalist. Ich bedankte mich recht schön

für diesen Entwurf, für den sich wohl auch unser Theaterpublikum bedanken würde. Von einem Teil der Kritik aber dürfte ein solches Stück gefördert werden.

Im einzelnen machten mir derlei Stimmen Spaß, im ganzen aber waren sie nicht geeignet, mich zu fördern. Demgegenüber machte ich jedoch eine andere Erfahrung. Jener große Teil des Publikums, der noch einer unmittelbaren poetischen Wirkung fähig ist, welcher mehr empfindet als reflektiert, fand an meinem Volksschauspiele Gefallen. Die Leute saßen im Theater, lachten und weinten und besprachen das Geschaute tagelang. Dieser vorherrschenden Stimmung entsprachen eingehende Besprechungen des Stückes, die von auswärts kamen, den poetischen und sittlichen Gehalt nicht ignorierten und in ihrer Frische und Wärme ermutigend auf mich wirkten.

Schon waren Theateragenten an mich herangekommen mit dem Wunsche, daß ich ihnen mein Volksschauspiel zur Aufführung in anderen Städten überlassen möge. Ich erschrak, so war's nicht gemeint. Aber auf das Zureden gab ich nach, legte das Stück in die Hände eines erfahrenen Wiener Agenten und beschloß, mich weiter darum nicht mehr zu kümmern. Dieser Beschluß wurde durch die einstürmenden Dinge umgestoßen.

Bald hieß es, das Stück werde, trotzdem es in alpiner Volksmundart geschrieben, in vielen Städten Deutschlands und den meisten Städten Österreichs zur Aufführung gelangen.

Die Aufführung in Wien fand schon am 20. Dezember im Deutschen Volkstheater statt. Ich war nicht dabei, saß an demselben Abende in meiner stillen Stube zu Graz, wo schon der Tannenbaum stand. Welt und Wald. Die Wahl war nicht schwer. — Die Äußerungen eines Erfolges

kommen dem sich abseits haltenden Autor in folgender Weise zu: Unmittelbar nach der Erstaufführung Depesche mit der Anzeige eines „großen Erfolges" und Gratulation. Dann kühlere Zeitungsstimmen, hernach anerkennende Zeitungsstimmen, endlich giftige, rasende Zeitungsstimmen, die von einem gänzlichen Mißerfolg sprechen, und inzwischen begeisterte Privatbriefe aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, und schließlich Anfragen von Theateragenten, ob nicht bald ein zweites Stück fertig sei.

Die Wiener Kritik nahm das Stück ernst. Mit Nachdruck betonte sie die Schwächen und Mängel desselben, hatte aber im allgemeinen warme, teils begeisterte Anerkennung für dessen Vorzüge. Mehrere sagten, der zweite Aufzug (im Arrest) sei einzig in der dramatischen Literatur, der Wohlwollendste (welcher zur ersten Aufführung nach Graz gekommen war) sprach in der „Presse" sogar von „Shakespeareschem Genie". Andere meinten, das Stück sei nichts als eine „dialogisierte" Erzählung. Andere wieder hatten nichts gesehen, was an dramatischer Wirkung den vierten Akt übertreffe. Viele kamen auch dort in ihren Untersuchungen über die Form nicht hinaus. Sie knusperten nur so an der Schale herum und meinten dann, die Nuß sei nicht recht schmackhaft. Wenn sie auch noch die Fabel erzählten, so glaubten sie dem Gehalt vollkommen Genüge getan zu haben. Einzelne Kritiker wollten in dem Stücke eine absichtliche soziale Tendenz gefunden haben, auf herrschende gesellschaftliche Zustände gemünzt. Nur wenige der öffentlichen Beurteiler berührten den Kern, sozusagen die Seele des Stückes. „Die höhere Lieb', sie soll die Heldin sein," heißt es im Prologe, und das Stück gipfelt in den Worten des bishin verstockten Missetäters, dem aus Menschenliebe verziehen worden war: „Dem Haß bin ich gestanden, die Liebe

wirft mich nieder!" — Ein Lied wollte ich singen von der Selbstüberwindung, das Schwerste und Göttlichste zu vollbringen, von der Kraft und Größe des Verzeihens. — Das ist freilich kein modernes Thema, und die Kritiker, die nicht von Natur aus geistreich sind, finden bei dessen Besprechung blutwenig Gelegenheit, es zu werden.

Ein klerikales Münchnerblatt erzählte seinen Lesern, daß der zweite Akt meines Stückes so ziemlich das gemeinste sei, was man im Theater sehen könne. Ein anderes Blatt nannte gerade diesen Akt „genial". Was die von einem Teil der Kritik behauptete Überflüssigkeit des zweiten Aufzuges anbelangt, freute mich der Ausspruch einer schlichten Bürgersfrau, die mir schrieb: „Man soll nur einmal darüber nachdenken, um wieviel einem der Straßl-Toni nach dem zweiten Akte lieber ist, als nach dem ersten." Nicht übel und liebenswürdig boshaft war der Ausspruch eines Wiener Kritikers: „Der zweite Akt ist wie Sodawasser. Sodawasser ist bekanntlich das beste Getränk, weil man es trinken und auch stehen lassen kann. Diesen zweiten Akt kann man spielen und auch weglassen, doch verdiente ein Regisseur, der letzteres täte, einen schärferen Arrest, als den, der im zweiten Akte dargestellt ist." Derselbe warm humoristische Kritiker tadelt einen ungebührlich langen Zwischenakt, indem er sagt: „Wenn in dem Stücke überhaupt eine Handlung wäre, so hätte man auf die Vermutung kommen können, daß auf der Bühne etwas passiert sei!" — Und wenn ein anderer meinte, daß R. als Dramatiker noch die Farbe seiner grünen Steiermark habe, so mußte ich auch über diesen Witz lustig lachen, weil daneben sehr viel warme Anerkennung der guten Seiten des Stückes zu lesen stand. Wie ein Kritiker strenge, liebenswürdig und geistvoll zugleich sein kann, bewies jene eingehende und verständnisvolle Bespre-

chung, die in dem Ausspruche gipfelte, der Autor des „Am Tage des Gerichts" habe wohl die Sache los, aber die Mache nicht, und er habe auf der Höhe seines Lebens noch einmal ein Handwerk zu lernen.

Zurzeit waren Antisemiten auf mich böse, weil ich nicht Juden erschlagen helfen wollte. Einer dieser journalistischen Recken schlug mit gewaltigen Keulenhieben das Stück zweimal tot; da es immer noch lebt, so wird er mir wahrscheinlich — wie ich ihn kenne — einmal mündlich oder in einem Privatschreiben überschwenglich gratulieren zum „unsterblichen" Werke.

Auf wiederholte Einladung, meinem Stücke in Wien beizuwohnen, geschah dies zur vierten Aufführung am 27. Dezember. Seltsam war mir zumute, als ich abends gegen sieben Uhr den Museen entlang hinanschritt und das weiße Haus im elektrischen Lichte leuchtend vor mir stehen sah. Reichlich ein Jahr früher bin ich zur selben Stunde denselben Weg gegangen, um der Eröffnung des Hauses beizuwohnen. Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" wurde gegeben und meinen genialen Freund hatte ich damals das letztemal gesehen. Heute stand ein Kleiner vor den Augen eines Publikums, das gewohnt war, den Großen zu sehen! Ich kann nicht sagen, wie schwer die Beklommenheit war, die ich empfand. Das Haus war überfüllt. Mir war eine Balkonloge zur Verfügung gestellt worden, in der ich mich vor den Augen des Publikums nur halbwegs verbergen konnte. Die Inszenierung des Stückes war genial, das Spiel gut. Martinelli brachte den Straßl-Toni mit vollendeter Meisterschaft. Das Publikum war äußerst warm gestimmt und zollte nach jedem Aufzug schmetternden Beifall. Ich litt und war völlig mutlos, warum, das kann ich mir heute noch nicht erklären. Nach dem dritten und

vierten Aufzuge ward ich, immer wieder vom Publikum gerufen, fast gewaltsam auf die Bühne geschleppt, und zwar so wiederholt, bis ich endlich die Flucht ergriff. „Wir haben gelacht und geweint und danken Euch für beides!“, also raunte mir an der Pforte ein alter Weißbart zu. —

Die wärmsten Stimmen über das Stück kamen aus dem kalten Norden. Den ersten großen Erfolg hatte es eigentlich erst im Altonaer Theater zu Hamburg. Dort geschah das Unerhörte, daß die gesamte Presse einmütig mit dem Publikum dieses Volksschauspiel auf das eingehendste und wärmste würdigte. Solche Nachrichten kamen mir zum Schlusse des Jahres, sie muteten mich an wie ein Becher glühenden Punsches nach lauer, süß-säuerlicher Limonade. — Auf solche Siegesnachrichten erwartete ich nun die Hiobspost von einer großen Niederlage irgendwo, denn die Welt der Bühne liebt Verwandlungen. — Beständig allein bleibt der Kritiker. Hat er einmal gesprochen, dann imponiert ihm nichts mehr als das, was er selber gesagt hat. —

Das Stück wird noch heute aufgeführt.

Und also bin ich fast zufällig, halb wider Willen, Dramatiker geworden. Möge der Mangel einer ernstlichen Absicht als Milderungsgrund gelten! —

Und zum Schlusse noch ein bißchen Arroganz.

Da ich die Meinung anderer über mein Stück so vielfach gehört habe, werden es auch vielleicht andere nicht ablehnen, meine Meinung darüber zu hören. Denn, da nach einiger Ansicht das Stück nicht für den Dichter spricht, so muß der Dichter für das Stück sprechen. — Das Schauspiel „Am Tage des Gerichts“ steht den Kunstregeln eines Dramas nicht, dessen war ich mir schon bei der Wahl des Stoffes bewußt. Der Stoff ist nicht dramatisch im gewöhnlichen Sinne, und doch muß er auf der Bühne wirken, weil

er tief menschlich ist. Gutgemachte Theaterstücke haben wir genug; aber gute Mache allein kann nicht halten, während guter Gehalt sich selber macht. Die sogenannten Kunstregeln habe ich auch als Erzähler nie beobachtet; ich forme meine Gestalten nicht aus karrarischem oder atheniſchem Marmor, sondern aus heimischem Lehm, dafür trotzen sie unserem Klima. Man ziehe herben Naturwein in tönernem Kruge vor einem Kunstpantsch in kristallnem Becher.

Daß ich kein geeichter Dramatiker bin, davon haben mich die Erfahrungen bei diesem Stücke neuerdings überzeugt. Nicht weil in dem Stücke so große Fehler vorkommen, sondern weil ich nicht imstande bin, diese Fehler einzusehen. Daß der zweite Aufzug überflüssig ist, wußte ich allerdings schon, als ich ihn schrieb. Heute nach vielen Erprobungen sagen die Theaterdirektoren, daß dieser überflüssige Akt eigentlich der notwendigste sei. Was geht denn aber vor? Im ersten Aufzuge wird der Straßl zum Mörder; im zweiten wird nur gezeigt, daß dieser Mörder noch lange kein Spitzbub' ist, was ihn erst auf die Höhe des tragischen Helden hebt; im dritten wird seine natürliche Gegnerin bestimmt, ihm zu verzeihen, im vierten Akt wird er bekehrt. Man sieht, diese Menschen handeln nicht, sie werden vielmehr behandelt, und das ist der Fehler. Aber am Ende sind wir auf Erden ja alle der behandelte Teil, der leidende Teil, und ich sehe eben nicht ein, warum man das nicht sollte auf der Bühne darstellen dürfen. Nach meiner Meinung besser solche Stücke, deren leidende Teile das Publikum zu einem handelnden anregen, als solche, deren manchmal ungeheuerlich handelnder Teil das Publikum zu einem leidenden machen.

Obzwar mein Stück auch bei der vornehmen Gesellschaft Glück gehabt, denke ich mir im ganzen doch folgendes:

Der dramatische Dichter schreibe nicht für Parkett und

Logen, sondern für ein „höherstehendes" Publikum. Er soll wissen, daß die Herrschaften in den Samtfauteuils sich viel langweilen und gähnend den Schluß des Stückes erwarten, während das Publikum der Galerie, wovon viele den ganzen Abend auf den Zehen stehen und lange Hälse machen müssen, um etwas zu sehen, lachend oder schluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben sind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, sondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen. Die da oben in den Galerien verlangen, daß das Stück einen Leib und eine Seele habe, nämlich, daß es realistisch und idealistisch zugleich sei. Die Kunst des Volkes darf nie vergessen, daß — aber es ist ja schon tausendmal gesagt worden — das Schlechte zuschanden gemacht werden und der Adel im Menschen zu Ehren kommen muß. Also verlangt es das naive Publikum; und ein anderes wird der Volksdichter sich nicht wünschen.

Das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" macht seinen Weg, aber nicht auf schimmerndem Siegeswagen, sondern zu Fuße und an einem Stocke. — „Das zweite Stück," so behaupten viele Kritiker, „wird schon besser ausfallen." Aber das zweite Stück habe ich — nicht geschrieben. Eher verlangt's mich mit den strengsten der Rezensenten einmal die Rolle zu tauschen; sie sollen dichten und ich . . . .

Nebst dem Volksstück „Am Tage des Gerichts" habe ich im Laufe der Zeiten noch einige Einakter verfaßt, und zwar von außen dazu veranlaßt. Für eine Wohltätigkeitsakademie schrieb ich schon im Jahre 1871 „Das Mirakelkreuz". 1883 regte mich Josefine Gallmayer zur dramatischen Szene „Komödianten" an, die sie gelegentlich mit meiner persönlichen Mitwirkung öffentlich spielen wollte. Ihr Tod hat es vereitelt. 1888 zum Festabend, den die Stadt

Graz dem anwesenden Kronprinzenpaar gab, verfaßte ich auf Wunsch der Gemeinde das Stückchen „Verliabti Leut", das sich auf Dilettantenbühnen heute noch dreist behauptet. — Weiter habe ich's auf dieser Straße nicht gebracht. Außer dem Talente mangelt mir, wie schon gesagt, auch die Neigung zu den Brettern, die ich mit Ehrfurcht den dramatischen Meistern überlasse.

Meine Vorlesereisen.

Mit gemischten Empfindungen denke ich zurück an die Zeit meiner Vorleserreisen. Ich war den Einladungen halb widerwillig gefolgt, aber es gab so viel Schönes dabei. Man reist wie ein König, nur viel bequemer, man wird gefeiert wie ein Gott, nur viel wärmer, man hat Abenteuer wie ein fahrender Spielmann. Man könnte renommieren.

Übrigens war die Sache fast widernatürlich. Wer einst dem rehscheuen Waldbauernbuben gesagt hätte, daß er in schwarzem Rocke und mit weißer Krawatte sich zur Schau stellen würde, um einem glänzenden Saale voll fürnehmer Herren und Frauen für Geld und gute Worte steirische Geschichten vorzulesen! — Angefangen hat's in Graz, bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bücher in steirischer Mundart, so ums Jahr 1870. Ich hatte damals von einem Schauspieler öffentlich meinen „Aehndl Noah" vorlesen gehört. Die unrichtige Betonung, die Mundartfehler, das Theatralische — alles zusammen war so bedenklich, daß ich mir sagte: bedenklicher könntest es auch du nicht machen. In Privatgesellschaften mochte ich hie und da schon einen schüchternen Versuch gewagt haben. Bei einem Heringsschmaus des Grazer akademischen Gesangvereins war es, daß ich dem Drängen der Leute nachgab, auf das Podium sprang und ein lustiges Geschichtlein in steirischer Mundart vorlas. Das Beifallsgeschrei, das darauf losgebrochen, hat mich bloß verblüfft. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dann sollen sie sobald nicht wieder etwas zu hören be-

kommen. Am nächsten Tage stand's sogar in der Zeitung — ich schämte mich ein wenig und war ein wenig stolz.

Von diesem Tage an verging kaum eine Woche, ohne daß ich angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Festunterhaltungen, bei Wohltätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen. Man brauchte bald nicht lange zu bitten, mir gefiel, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich lustig mit. Die Säle waren stets überfüllt, es hieß, die Leute kämen meinetwegen; wo ist der junge Mensch, dem das nicht schmeichelte! Der Lärm war oft so ungestüm, daß mir bange wurde, er stand zu den Kleinigkeiten, die ich bot, in keinem Verhältnis. Solcher Beifall ward mir manchmal sogar bedenklich, weil er gerade bei den tollsten Späßen zum Übermaße wuchs. Das würde nicht lange anhalten, war meine Meinung, doch so lange die Leute bei meinen Vorträgen lachen wollen, sollen sie halt in Gottes Namen lachen. Dann gab's auch Geschenke, hübsche eingerahmte Bildchen, Seidenschleifen, Busennadeln, Ehrenmitgliederschaften und Diplome. Und eines Abends hat man mir nach der Vorlesung von hinten meuchlings einen Lorbeerkranz auf den Kopf gelegt. Ich riß das Ungetüm sofort herab, aber Hamerling sagte mir damals: „Geben Sie acht, die Male auf der Stirn vergehen nicht mehr!"

Hamerling, obwohl in jener Zeit schon sehr kränklich und zurückgezogen, hatte einmal eine Akademie besucht, bei der ich mittat. Am nächsten Tage sagte er mir folgendes: „Lieber Rosegger, seien Sie mir nicht böse. Einmal und nie wieder! Ich saß da, nicht anders wie ein armer Sünder. Wie Sie lesen, darüber will ich nicht sprechen, das ist eine Gabe, für die Sie sich in aller Demut bei ihren Steirern bedanken mögen. Aber ich war während der ganzen Vor-

lesung in unbeschreiblicher Angst. Wie leicht kann Ihnen etwas passieren! Sie können sich versprechen, es kann Ihnen die Stimme versagen, Sie können ohnmächtig werden und vom Stuhle fallen. Und vor allem, Sie können mißverstanden werden und ich könnte ein abfälliges Urteil über Sie flüstern hören — ich ertrüge es nicht." — Der einzige Mann, der in diesen Worten eine so große Innigkeit für mich aussprach, wollte meiner Versicherung kaum glauben, daß ich — erst nur einmal oben sitzend — nicht die geringste Befangenheit verspürte, daß ich die feste Zuversicht hätte: es kann mir nichts geschehen! — Aber erst wenn ich oben saß. Die Stunden, ja sogar ganze Tage vor der Vorlesung waren mir oft eine Qual, ich hatte Angst vor dem Publikum so lange, bis ich es leibhaftig vor mir sah. Dann fürchtete ich es nicht mehr.

Endlich war's so weit, daß ich in großen Sälen regelrechte Vorlesungen hielt, die den Abend ausfüllten und deren Ertrag manchem gemeinnützigen Zwecke wohltat. Ich war ein „Wohltäter" geworden, es war so leicht, man konnte geben mit vollen Händen, ohne selber etwas zu haben. Ja, man erhielt sogar Reisevergütung und bisweilen ein außerordentliches Honorar. In Wien führte mich der Verein „Literaturfreunde" ein. Es hat Jahre gegeben, in denen ich ein dutzendmal in Wien öffentlich las. Das ging alles wie von selbst. Um die Mitte der siebziger Jahre huben auch die Einladungen aus Deutschland an. Ich säumte lange, weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß sie da draußen im Schwäbischen und da unten in Preußen sollten Steirisch verstehen können. Im Herbste 1878 machte ich die erste Vorleserreise nach dem Norden. Diese Reisen wiederholten sich dann fast Jahr für Jahr. In den großen Städten fanden sich die Zuhörer zumeist leicht in die älple-

rische Mundart, da kamen die Alpinisten, Germanisten und alle, die im vornhinein für die Sache Innerung und Verständnis hatten. Schwieriger war es in mittleren und kleineren Städten, wo die Leute in ihrem engeren Kreise leben; aber auch hier waren sie allemal nach dem ersten Drittel der Vorlesung so weit, daß sie zu rechter Zeit lachen oder sich die Augen reiben konnten. Allerdings waren es nur wenige Stücke, bloß solche, die nicht gar zu steierisch gedacht und gemacht, die vielmehr allgemein Menschliches gaben, mit denen man an der Elbe, an der Spree, an der Weser, am Rhein und selbst da hinten am Adriatischen Meer reisen konnte. Und je weiter der Weg, je größer wurden die Ehren. Stellenweise gab es zum Empfange sogar weißgekleidete Jungfrauen, die Gedichte hersagten und Blumensträuße überreichten. Festbankette, überschwengliche Hymnen an mich, die deklamiert, gesungen, gedruckt wurden. Es gab Beflaggung, Ehrenbögen, Höhenfeuer, es gab in gewissen Blättern, auf Parteitribünen und Kanzeln sogar Warnungsreden und Strafpredigten gegen mich und meine harmlos humoristischen Volksbildchen. Ich hätte manchmal lieber Ernstes gelesen, das die Art und Neigung des Poeten unmittelbarer vorgestellt haben würde, aber man wollte überall Lustiges haben. Und es ist wahr, Besseres kann man den armen Menschen auf Erden nicht antun, als wenn man sie lachen macht.

In erster Zeit bin ich gar vornehm aufgetreten, ganz wie man sagte, daß es sein müsse: Weiße Halsbinde, weiße Handschuhe, Frack und Zylinder. Der Waldbauernbub! — Als mir die Lächerlichkeit auffiel, trachtete ich das Publikum durch einen anständigeren Anzug zu ehren. Bei einem deutschen Herzoge glaubte ich mich eines Tages entschuldigen zu müssen, nicht im Salonanzuge erschienen zu sein.

Er antwortete: „Ich habe nicht den Frack eingeladen, sondern den Rosegger!“ Vor jedem Zuhörerkreise, ob auf dem Dorfe oder in Anwesenheit von Fürsten, hatte ich die gleiche Achtung und an jedem Abende suchte ich mein Bestes zu leisten. Ob die Zuhörer sich kühl verhielten oder tobenden Beifall spendeten, das ging mir wenig nahe; war ich mit der Leistung selbst zufrieden, so empfand ich das größte Behagen, wenn nicht, so konnte mich kein Zujauchzen aus der Verstimmung reißen. Außer es wäre der Beifall öfter von jener Art gewesen, wie dazumal in Zürich, wo unmittelbar nach Schluß der Vorlesung aus dem Publikum ein hübsches Mädel zu mir heransprang und mich tüchtig schmatzend abküßte. Dieses Beifallsklatschen hat mir sehr gut gefallen.

Eine der bedeutsamsten und herzbewegendsten Huldigungen war jene zu Graz, als in der Zwischenpause meiner Vorlesung eine lange Reihe von Knaben und Mädchen in altsteirischer Tracht hereinkam. Jedes der Kinder hatte einen Kranz oder einen Strauß oder einen grünen Zweig aus steirischem Walde. Sie umringten mich, legten vor mich ihre Gaben hin, grüßten mich mit einer kurzen, herzigen Ansprache und blieben dann während der weiteren Vorlesung als schmucke Ehrenwache um mich stehen. — Wenn ich von solchen Erfahrungen sage, so ist das nicht Eitelkeit, es ist Stolz.

Soll ich im Vorübergehen nicht auch etwas sagen von den glänzenden Festabenden? War es im wohligen Kreise eines Privathauses mit den landestümlichen Eigenheiten, war es in großen leuchtenden Salons mit befrackten Herren und beschleppten Damen, bei prunkenden Tafeln, Sekt, Trinksprüchen und Musik! Auf dem dunklen Hintergrunde eines jahrzehntelangen Waldlebens nahm es sich

köstlich aus! 's Herz haben sie mir oft warm gemacht mit ihren glanzvollen Ehrungen da unten in Dresden, in Weimar, in Berlin, in Hamburg und weiter in der Runde, aber berauscht haben sie mich nie. Es sind nun bloß flimmernde Erinnerungen.

Auch trachtete ich stets den Kopf höher zu halten als den Rücken, wenn fürstliche Persönlichkeiten mich mit Ansprachen auszeichneten. Aber es war mir durchaus interessant, wenn z. B. nach einer Vorlesung in Reichenau der anwesende Erzherzog Karl Ludwig zu mir sagte: „Die steirische Mundart macht sich ja sehr hübsch, es läßt sich viel sagen, was im Hochdeutschen kaum möglich wäre, nicht wahr?“ Ähnlich äußerte sich ein anderes Mal die Großherzogin von Baden: „Das ist so weltlich und so fromm zugleich und so natürlich, daß man's glauben muß.“ Hingegen gestand mir gelegentlich einer Vorlesung in Weimar die Großherzogin von Weimar-Eisenach, daß sie recht wenig verstanden hätte, doch sei schon der Tonfall ein so gemütlicher und was man aus dem Worte nicht verstehe, das sei im Gesichte des Vortragenden zu lesen. Kronprinz Rudolf fand, daß die steirische Mundart sich am besten für das Heitere eigne, weshalb er allemal Schnurren und Schwänke zu hören wünschte. Die Königin Elisabeth von Rumänien hingegen drückte mir ihre Verwunderung aus darüber, daß die steirische Sprechart oft in wenigen schlichten Worten eine so tiefe Lebensphilosophie bekunde. Ich habe mir solche Aussprüche hoher Herrschaften darum gemerkt, weil es mich freut, daß das Seelenleben und die Sprache meiner Väter sich endlich auch da Zuneigung erworben haben. — Es ist nicht genug, daß die unteren Stände politisch frei, reif und kräftig seien, es muß auch die Volksseele sieghaft werden in der Welt.

Der liebe Gott scheint Bedenken gehabt zu haben, ob die Ehrungen, die ich von Volk und Fürsten erfuhr, mich nicht am Ende eitel machen könnten, daher hatte er in Graz sich hinter einen neugeadelten Parvenu gesteckt. Dieser Edle lud mich eines Tages ein zu einem Hausfeste, mit der Bitte, nach dem Diner den Gästen, unter welchen sich auch der Statthalter und der Landeshauptmann von Steiermark befanden, etwas vorzulesen. Die sehr dringende Einladung wurde ausnahmsweise angenommen. Als ich zur mir angegebenen Stunde in das Palais kam, saßen die Gäste bereits im Rauchzimmer beisammen. Auch ein Zitherspieler war da, dieser und ich bekamen Bier und sollten nun die gesättigten Herrschaften während ihres Verdauungsprozesses ergötzen. Ich machte zum bösen Spiel gute Miene, las dem Hausherrn zu Ehren die Geschichte „Vom blauen Ochsen" und ging davon. — Am nächsten Tage schickte mir der Gastherr eine Geldnote, die ich sofort den Armen in Krieglach übermittelte, und zwar im Namen des neugebackenen Edelmannes, der den Titel hat, aber nicht die moralischen Mittel dazu.

Nun wieder hinaus. — Pflegt sonst das Publikum den Vorleser zu kritisieren, so sei es hier einmal umgekehrt. In den verschiedenen Himmelsstrichen sind meine Zuhörer verschieden. Der steirischen Sache wird draußen im Reich überall Sympathie zugewendet. Im Süden ist man mehr für das Heitere, im Norden verträgt man auch den Ernst. Vom „Büaberl" und „Dirnderl" hört man überall gern. In einer Stadt an der oberen Donau verwahrte man sich im vorhinein gegen „Pfarrerspäße". In einer Stadt am Main verlangte man Sarkastisches gegen religiöse Mißbräuche, denn die Bevölkerung sei gut christlich. In einer österreichischen Stadt wollte man in steirischer Mundart

etwas politisch Deutschnationales hören und war nachgerade verblüfft über mein Geständnis, daß der deutsche Bauer seinen Patriotismus weniger spreche als lebe. In Magdeburg fragte mich eine Zuhörerin, ob bei dem „Ehestreit", den ich gelesen, gelacht oder geweint zu werden pflege. Ich antwortete: „Ganz nach Belieben." In einer Stadt Bayerns verübelte man es beim „Aehndl Noah" dem Gottvater, daß er steirisch redet. Als es herauskam, daß er ursprünglich hebräisch gesprochen, war es ihnen auch nicht recht. Der Gottvater hat halt keine Muttersprache. Über Noahs Räuschchen stritt ich eines Tages mit einem salzburgischen Landpfarrer im Wirtshause so lange, bis wir selber eines hatten.

Die Volksmundart hat in ihrer kulturlosen Unschuld die Macht und das Recht, ohne frivol zu sein, manches zu sagen, was die Sprache der Gebildeten höchstens anzudeuten wagen darf; und so wenig ich in bezug auf die Aussprache den Zuhörern entgegenkommen kann, ohne den Wert der Form zu gefährden, ebensowenig kann auf prüde und empfindsame Seelen Rücksicht genommen werden, soll von der naiven, schalkhaften, leidenschaftlichen Seele des Volkes unserer Alpen ein wahres Bild gegeben werden. Und den Zuhörern ist's in der Regel auch recht so. Nur einmal hörte ich im Publikum einen Ausruf, von dem ich bis heute nicht sicher bin, hat er „unvergleichlich" oder „unverzeihlich" gelautet.

In meinem Tagebuch heißt es: Ich sitze bei der Vorlesung dem Publikum mit einer gewissen Verstocktheit gegenüber. Das ist ein brodelnder Hexenkessel von Leuten. Aber es gibt fast immer auch Menschen darunter. Solche verdienen Achtung. Ich bin gewöhnlich versunken in meinen Vortrag, sehe nichts, höre nichts, als meine Dorf- und Waldgestal-

ten, die tatend, leidend, lachend, neckend oder betend an mir vorüberziehen. Ich habe im Vorlesen nichts gelernt und nichts vergessen. Manchmal hatte ich mir wirksame Gesten und Wendungen ausgedacht, eingelernt; als der Augenblick kam, machte ich es doch anders, und zwar so, wie es die augenblickliche Stimmung verlangte. Von der hängt alles ab. Ich lese ein Stück an verschiedenen Tagen ganz verschieden, gewöhnlich gelingt es vor einem größeren Publikum besser, als im engen Kreise; es ist, als ob von den vielen Leuten ein erfrischendes Fluidum ausginge. Man kann sich tagsüber bitter krank und zu Tode erschöpft fühlen und am Abende vor tausend Menschen mit Leichtigkeit eine Stunde lesen. Fünf Minuten vor Beginn der Vorlesung und in den Zwischenpausen geht der Puls fieberhaft wild. Während der Vorlesung vergißt man jedes körperliche Leiden, um so heftiger tritt es nach derselben wieder auf. —

An kleinen Abenteuern fehlt es dem wandernden Sänger nicht. In einer Stadt Thüringens ging es mir ähnlich wie einst Gottfried Kinkel; der versäumte in Nürnberg den Eisenbahnzug nach München zu seiner Vorlesung und telegraphierte dahin dem Vortragskomitee: „Komme mit Zehnuhrzug abends, Publikum zusammenhalten!" — Rasch Biertische, Krüge, Rettiche herbei, und siehe, der Bayer blieb sitzen. Einige Minuten nach zehn Uhr trat Kinkel, brausend begrüßt, in den Saal und hielt den Vortrag. — Ich kam allerdings in jener thüringischen Stadt noch rechtzeitig an, aber mein Koffer nicht, der war, Gott weiß wo, zurückgeblieben mit dem Vortragsmanuskript. Ich kann keine drei Zeilen meiner eigenen Schriften auswendig und hätte ich sie noch sooft schon gelesen. Bei einem Käsehändler wurde rasch ein alter „Heimgarten"-Jahrgang aufgetrieben, daraus las ich hochdeutsche Stücke, die während des Vortrages in

die steirische Mundart übertragen werden mußten. Just keine spaßhafte Arbeit. — Schlimmer war es ein anderes Mal in Wien, als ich mitten im Vorlesen der Geschichte vom schlauen Bauernarzt gewahr wurde, daß in der Schrift die letzten zwei Blätter fehlten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als am Rande des Abgrundes abzubrechen und ruhig ein neues Stücklein zu beginnen. Der größte Teil der Zuhörer merkte es gar nicht, nur ein einziger gestand mir später, daß er beim „Bauernarzt" die Pointe nicht verstanden hätte. Daß diese Pointe in Graz zurückgeblieben war, habe ich ihm nicht auf die Nase gebunden.

Mit den „Pointen" ist's überhaupt eine eigene Sache. Es gibt eine gewisse Mundartdichtung, die man Spargelpoesie nennen könnte. Der ganze Stamm wegen des obersten Köpfleins — das ganze Gedicht wegen der Pointe. Nicht alle Pointen, die bei meinen Bildern und Erzählungen vermißt werden, habe ich in Graz vergessen. Auf Kosten des inneren Wesens, der Wahrhaftigkeit einer Dichtung soll man keine Anekdotenmache treiben, keinen Schlußapplaus erfeilschen wollen.

Ein grauenhaftes Abenteuer hatte ich draußen an der Nordsee — in Bremerhaven. Wenige Stunden vor der Vorlesung dort nehme ich wahr, daß mir mein Vortragsmanuskript fehlt. Es war der besonders für Vorlesungen bearbeitete und eigenhändig sauber geschriebene „Volkshumor in den Alpen". Ich hatte diesen „Volkshumor" vorher in neun Städten Deutschlands gelesen, am letzten Abende noch in Bremen und sollte ihn auf derselben Reise noch in sechs weiteren Städten wiederholen. Sogleich depeschierte ich nach Bremen zurück in mein Hotel, auch an das dortige Vortragskomitee und an den Rathauskeller, wo ich tags zuvor nach der Vorlesung den Abend in heiterer Gesellschaft

zugebracht hatte. Ob mein Volkshumor nicht dort wäre? Unverweilt nachschicken! — Rückantwort: Hier kein Volkshumor! — Wo stak der Schelm? Am stärksten hatte ich die zwölf Apostel im Ratshauskeller in Verdacht. Es war dort sehr munter zugegangen und auch der Alpensänger hatte sein Herz so gründlich in Mosel- und Rheinwein gebadet, daß er am anderen Morgen in seinem Kopfe nachgerade das Brausen des Rheinfalles bei Schaffhausen zu hören glaubte. Nun war das Fest vorüber, auch die Handschrift, und niemand wollte sie gesehen haben. — Was tun? Das Kind lernt zuerst sprechen und dann erst lesen. Bei mir war es umgekehrt, ich konnte lesen, aber nicht „sprechen". In meinem Leben hatte ich nicht vier Zeilen recht und gut auswendig gesprochen.

An den Straßenecken von Bremerhaven schrien große Zettel die Vorlesung aus, die ich in dem dortigen wissenschaftlichen Verein noch an demselben Abende halten sollte. Die Stunde der Not kam immer näher. Schon war ich zum Komitee gelaufen: Die Vorlesung könne nicht stattfinden, mir sei der Volkshumor in Verstoß geraten. Sie zuckten die Achseln, diese Kieselherzen, der Vortrag könne unmöglich verschoben werden, der Saal sei ausverkauft, auch aus Nachbarorten seien schon Leute da, man könne eine Absage nicht verantworten, außer ich wollte plötzlich erkranken. Das letztere war unter obwaltenden Umständen tatsächlich verlockend, ich wollte aber — bei näherer Überlegung — doch lieber mit Ehren ausgelacht werden, als in der schönen Reihe der Krankheiten die geeignetste auszuwählen und mit ihr ins Bett zu gehen. Die Buchhandlungen und Leihbibliotheken der Stadt hatte ich bald durchjagt, keines meiner Bücher in steirischer Mundart war aufzutreiben. Angekündigt war aber der Vortrag in steirischer Mundart, einen hochdeutschen habe

ich mein Lebtag nicht gehalten; man sagt draußen hinter den schwarzgelben Pfählen auch etwas boshaft, sie verstünden besser meine Bauernmundart als mein Hochdeutsch. — Also keine Rettung.

Der Abend dämmerte. Von meinem Gasthoffenster aus sah ich die Leute in den Saal strömen zum „Volkshumor in den Alpen". Und wer in ganz Bremerhaven an diesem Abende den wenigsten Humor verspürte, das war der, von dem sie ihn erwarteten. Plötzlich kam mir die Erleuchtung: Mut, Knabe! Echter Humor wohnt nicht auf dem Papier, vielmehr in der Brust. Stülpe dich einmal um, lies nicht — erzähle! — Rasch mit Bleistift die Schlagworte einiger lustigen Geschichten und Anekdoten: „Is 's wos, so is 's nix", „Die Gansleber", „Die erste Dampfwagenfahrt", „Der Aehndl Noah", „Brückenwirts letzter Willen", „Der Schneckenhäusel Hiesel". — So, gut ist's. Nun den Kopf in kaltem Wasser aufgefrischt, dann ruhig und würdevoll in den Saal. — Des Inhaltes bist du sicher. Denke nicht an die Seiten, worauf du die Dinge geschrieben hast, denke an die lebendige Geschichte, dichte während des Sprechens. Geh' welterschaffen.

Ich habe mich hingesetzt vor die fremde, vielhundertköpfige Menge, habe angefangen zu plaudern, als säße ich in der Altdeutschen Weinstube zu Graz mitten unter meinen Freunden, habe Sprüchlein gesagt, lustige Alplerart geschildert, Schnurren und Schwänke erzählt. Die Zuhörer haben gelacht und ich mit ihnen. Weit über eine Stunde haben wir uns zusammen unterhalten und sind dann heiter auseinandergegangen. Am frohesten war sicher ich selbst.

Des andern Tages reiste ich nach dem Rhein. An Bremen fuhr ich nicht vorüber ohne auszusteigen, um nach der verlorenen Handschrift zu suchen. Sie war und blieb

spurlos verschwunden. So fuhr ich weiter. Unterwegs dachte ich nach über die Vorlesung in Bremerhaven. Jetzt kam sie mir vor wie ein Fiebertraum, ich konnte mich kaum erinnern, was ich gesprochen und wie ich's gesagt hatte. Gelacht haben sie, aber wie ist's gemeint gewesen? Welchen Unsinn konnte ich geschwatzt haben in der Verwirrung? Keinesfalls war das Wagestück ein zweites Mal zu versuchen. Was stand mir noch in den anderen Städten bevor, in Essen, in Elberfeld, in Cassel, in Magdeburg, in Leipzig, in Chemnitz?

Ich verdiene nicht den zehnten Teil der Huld, mit welcher der Himmel mich mein Lebtag bedacht hat! Als ich in der Stadt Essen bei einem Freunde, dem Rechtsanwalt Dr. Niemayer, saß, gar beklommen wegen der Vorlesung, die ich an demselben Abende wieder ohne Manuskript halten sollte, kam der Postbote und brachte mir — die verlorene Handschrift? Nein, die nicht, wohl aber ein Paket von Zeitungen aus Bremen und Bremerhaven. Dieselben enthielten spaltenlange Artikel über meinen freien Vortrag und die „Weserzeitung" brachte den Vortrag selbst, der mitstenographiert worden war.

Nun stand's da zu lesen, was ich gesprochen hatte. Es war erträglich. Und so habe ich alle künftigen Vorlesungen über den „Volkshumor in den Alpen" — aus der „Weserzeitung" gehalten.

Sollte der „redliche Finder" der in Verlust geratenen Handschrift ein humorloser Autographensammler sein zu Bremen, so rufe ich ihm zu von Fels zum Meer: er möge das Ding nur behalten, wir in den Alpen stünden auf die etlichen Blätter Volkshumor nicht mehr an — wir hätten frischen. —

Etwas heiß fühlte ich den Boden einmal in Karls-

ruhe. Das ist eine feierliche Stadt, und so lange sie steht, war in ihr kein öffentlicher Vortrag in unserer Bauernmundart gehalten worden. Die Anzeige, die mir vorausging, hatte also nicht den Mut, zu gestehen, daß der, so nach ihr kommen werde, genau so und nicht anders sprechen wird, als ihm der Schnabel gewachsen ist. „Ein Sagen aus Steiermark" hatte die Museumsgesellschaft, die mich rief, angekündet. Der festlich beleuchtete Saal überfüllte sich mit festlich geschmückten Leuten, alle Seelen staken sozusagen in Frack und Glacéhandschuhen — nur die meine nicht.

Ich begann die Vorlesung in einer etwas allgemeiner gehaltenen Form, um dann sachte in mein Alpenfahrwasser überzuschwimmen: „Geehrte Zuhörer! Ihr habt mich rufen lassen, daß ich aus der fernen Steiermark zu euch an den Rhein komme, um euch lustige Geschichten von meinen Landsleuten zu erzählen. Aber ich bin halt ein Sohn meiner Muater und Herz und Zung' sein mir so fest zusammgwachsen, daß ich's nur steirisch kann sagen, was steirisch ist. Epan ist's was Neugs, was 's hören werd's, aber Schlimms is 's nix und so wölln mar in Gottesnam die tauberlweißen Handschuach auszìachn und in bluatwormen Menschn aussalossn, der in jedm von uns steckt. Nochha wern mar uns scha vastehn und ols guati Freund ausanondagehn." — Nach diesen Worten war im Saal ein rauschender Hauch, als ob der Föhn ginge, das Eis schmolz und wir verstanden uns.

Das löbliche Komitee, welches eine Vorlesung veranstaltet, mißt sich zwei Aufgaben bei, die außerhalb seiner praktischen Zwecke stehen: es trachtet, daß das Publikum mit dem Vorleser und der Vorleser mit dem Publikum zufrieden sei. Letzteres glaubt man manchmal bewerkstelligen zu sollen durch Besorgung von Beifallsklatschen. Es gibt

verschiedene Arten von Beifall und Sachverständige vermögen den falschen vom echten leicht zu unterscheiden. Beginnt er mit einzelnen kräftigen Handschlägen, nach deren Kanonendonner stellenweise ein Kleingewehrfeuer von Klatschen folgt, welches dann wieder in einzelnen Schlägen verläuft, so ist das falscher Applaus. Erhebt sich der Beifall sofort nach der Wirkung gleichmäßig und in allen Gegenden des Saales, währt ein Weilchen und erlischt dann wieder gleichmäßig, so deutet das auf einen Erfolg in gewöhnlichem Sinne. Ist es nach der Wirkung im Saale einen Augenblick still, erhebt sich dann ein Sturm, der immer lebhafter und allgemeiner wird, bis er brausend den Saal erfüllt und eine Weile braucht, bis er sich legen kann, so ist das ein dem unerwarteten Ergebnis folgender Beifall von wahrem Werte und der Vorleser kann sich sagen: Jetzt hast du ihnen ein Geschenk gemacht, der Dank ehrt den Empfänger wie den Geber — verneige dich. — Aber noch höher als dieser rühmliche Beifall steht dem humoristischen Vorleser das herzliche Lachen.

Von allem Lachen, das ich als Vorleser je erfahren, war mir weitaus das liebste — welches? Das schalkhafte und verständnisvolle Kichern hinter dem Fächer? Das dünne Meckern des verschrumpften Roués? Das süße Lächeln eines feinen Mündchens? Bewahre! Oder wohl das tiefe Brusttonlachen des Mannes? Sehr wohltuend. Doch das liebste Lachen war mir ein anderes.

Eines Tages besuchte ich auf Einladung das k. k. Blindeninstitut in Wien. Nachdem der Direktor mich mit den Einrichtungen der Anstalt bekannt gemacht und ich die Zöglinge — es waren deren ungefähr siebzig im Alter von sieben bis sechzehn Jahren — bei ihrem Unterrichte und ihren Arbeiten beobachtet hatte, nachdem mir von einem der Klein-

sten durch das Sturmsche Gedichtchen „Gott grüße Dich!“ ans Herz geklopft worden war, willfahrte ich dem Ersuchen, den armen Kindern irgend ein Stücklein aus meinen steirischen Dichtungen vorzulesen. Sie versammelten sich im Festsaale und saßen jetzt erwartungsvoll in den Bänken enge nebeneinander mit ihren blassen oder rosigen, aber durchweg ernsten Gesichtlein — Gesichter, die nicht sahen! Zumeist waren es kleinere Kinder, aus nah und fern zusammengekommen in dieses Asyl der Lichtlosen. Ein blasses Knäblein, das erst zwei Tage früher aus Kärnten gekommen war, weinte aus Heimweh still vor sich hin. Keine Augen, und doch Tränen!

Eine große Wehmut kam über mich, als ich so am Tischchen saß und im Buche nach einem heiteren Stückchen blätterte. Da es unmittelbar vor Weihnachten war, so wählte ich das Stück: „Dem Tannenbaum sei Lebn und Sterbn“. Mehrmals wollte mir vor innerer Bewegung die Stimme versagen in dem Gedanken, wem jetzt dieses Bildchen von armen Kindern und der Christkindliebe vorgelesen werde. Lautlos horchten die Zöglinge, manchem zuckten die Mundwinkel. Als nun im Walde die Buche und der Ahorn anhuben in menschlicher Sprache zu reden und die „Kranabetstauden“ als altes Weiblein mit zahnlosem Munde geschwätzig ihre Beeren anpries, da erhub sich unter meinen jungen Zuhörern ein so helles herzliches Lachen, wie ich es frischer noch nie gehört hatte. Und dieses Lachen war mir das liebste von allem Beifall, den ich je erfahren. Selbst der kleine Kärtner lachte, während in den Augenwimpern ihm noch die Tropfen hingen, und ich hätte sie mögen küssen, alle, vor Freude darüber, daß sie — denen das Licht der Sterne, die Glut der Blumen und der freundliche Anblick der Mitmenschen versagt ist, so herzlich lachen können. —

Für mich die interessanteste Vorlesung war jene, die ich meinen Bauern hielt in Krieglach. Stellte mich eines Tages von diesen Bauern einer zur Rede, warum ich nur immer fremden Leuten steirische Vorlesungen hielte; man möchte es doch auch daheim einmal hören, was draußen über die steirischen Bauern gesagt werde. Gegen jeden, der aus dem Bauernstande springt und „zu den Herren geht", ist Mißtrauen vorhanden. Der Bauernjanker ist vom Stadtrocke zu oft überlistet worden. Und jemand ließ im Dorfwirtshause laut werden, der Peter würde auch nicht viel anders sein als andere, die dem Vatersstande abtrünnig sind und sich dann über ihn lustig machen. — Nu, nu! — Ich habe mir's wohl gemerkt, daß nirgends die Standesvorzüge so sehr die Standesfehler überwiegen, als im Bauerntum, daß nirgends die menschliche Tüchtigkeit so unverwüstlich ist als im Bauernstande. Und diese Überzeugung habe ich so oft und laut ausgerufen, daß die Herrenleute darüber manchmal ganz nervös geworden sind. Im ganzen gehöre ich weder den Bauern noch den Herren, sondern bloß mir selber. Doch war nun Gelegenheit da, meinen Bauern daheim einmal Rechenschaft abzulegen.

Zur Weihnachtszeit 1885 ließ ich in Krieglach auf dem Kirchplatze folgende Anzeige ergehen:

„In Johonnstog, Nochmittog um drei, gleih noch da Lidanei, is ban Höbnreich-Gosthaus

a lustigi Vorleserei

als Gruaß za da heilign Weihnachtszeit extra für die liabn

Londsleut von

Peter Rosegger.

Einglodn sein dazua Baursleut und Hondwerchsleut, Monleut und Weiberleut, die Jungen und die Oltn, wölln uns af Gspoaß und Ernst gemüatlih untaholtn. Eingong

frei. Gracht wird nix dabei. Kemps nit zspot, 's songg on knopp um Drei."

Herrischerseits schüttelte man dazu die Köpfe. Den Bauern Bäuerliches in Bauernsprache vorlesen — das kann sauber werden! Was der Bauer schon weiß, das mag er nicht wieder hören. Wenn sich der Bauer was vorlesen oder vorpredigen läßt, so muß es was Fremdartiges, Pathetisches sein, theatralische Sentimentalität oder toller Spaß, und je unnatürlicher vorgetragen, desto besser; nur tüchtig schreien dabei. Dieweilen das Volk ein tausendköpfiges Kind ist.

Was wird also mit solch einem tausendfältigen Kindskopfe anzufangen sein? Freilich gibt es in Stadt und Land ein Publikum, das auf obigen Speck geht, aber der Bauer — so dachte ich — stößt seine eigene Seele nicht zurück. Und zudem ist es ja in der Tat etwas Neues, Seltsames, wenn ihm einmal ein Poet gegenübertritt, der die alte Bauernseele, wie sie ist, auspackt, die tapfere, schalkhafte, spottende, leidende, jauchzende und sündenheiße Bauernseele! „Va dir hon ihs, dir gib ihs," sagt dieser Poet zu seinem Volke.

Man durfte also der „lustigen Vorleserei" in Krieglach mit einiger Spannung entgegensehen. Es war die erste solcher Art.

Am Johannistage, einem frischen Wintermorgen, fuhr ich also von Graz nach Krieglach. Auf dem Kirchplatze vor den Anschlagzetteln standen Gruppen von Bauern, buchstabierten die Kundmachung und schienen vor allem froh, daß es keine behördliche war. Eifrig besprachen sie sich untereinander und jeder hatte seine Meinung über die „lustige Vorleserei". Es war nicht mehr das alte Geschlecht, mit dem ich aufgewachsen und in die Schule gegangen; obschon

auch von diesen noch etliche darunter, war es doch eine jüngere Generation, mit der ich nicht mehr so recht in Fühlung stand. Es fielen Bemerkungen, die mir zu denken gaben. „Wird holt der ondri Christ (Antichrist) in da Ledahosn sein!" sagte einer.

„Ich geh nit eini," sagte ein anderer. „Wer' mih nit aweil feanzln lossn von an Stodtherrn."

„Ah na," meinte ein dritter, „einigehn kina ma jo. Brauchn eahm jo nix z'glabn."

„Und won er keck wird, rama mar eahm's Wildi ober und schmeißn an aussi."

Um halb drei Uhr war die große Stube im Gasthause dicht besetzt. Es war der Tanzboden, und schon diese Reminiscenz lag der Sache ungünstig. Noch immer kamen Leute herbei, ganz bescheiden fragten sie an, was sie zahlen müßten, wenn sie „zualosn gehn" dürften. Trotz der Versicherung, daß freier Eintritt sei, wickelten die Weiber Kupfergeld aus den Ecken ihrer Sacktücher: „Gonz umsist trauad mar uns wul nit eini, a wenk wos gabadn ma von Herzn gern, gleiwul af a Seidl Wein." — Ein alter, schwerhöriger Bauer meinte, ihm helfe es nichts, wenn er hineinginge, er sei so viel „terisch" und wolle den Platz einem anderen nicht versitzen, ließ es sich aber nicht nehmen, bei der Wirtin einen Gulden zu hinterlegen „für dem Dichter seine Kinder". Ein armes Weiblein wand sich durch die Menge und stellte sich an der Treppe auf, weil es gehört, daß in der großen Stube Geld verteilt würde.

Die große Stube im ersten Stock war dermaßen angepfropft mit Menschen, daß der anwesende Dorfbaumeister noch rasch Untersuchung halten mußte, ob den Drambäumen des Bodens eine solche Last zugemutet werden dürfe. Als dann das Tor geschlossen wurde und der Vorleser in die

Stube wollte, war für ihn kaum mehr Platz vorhanden. Auch etliche „Herrische“ waren aus Nachbarsorten herbeigekommen, die mußten diesmal hinten in den Winkeln stehen. Vorn in den ersten Reihen saßen die Waldbauern, Ochsenknechte und Stallmägde.

Und diese betrugen sich musterhaft. Fast laut- und bewegungslos saßen sie da und warteten und fingen die Worte des Lesenden mit Ohren und Augen auf. Ich begann mit der Begründung meiner Vorleserei, zu der ich meine Landsleute eingeladen hätte, um zu zeigen, was ich über sie geschrieben und fremden Leuten vorzulesen pflegte. Als sie merkten, daß ich ganz „spaßig bäurisch“ sprach, da kicherten die Weiber und die Mannsgesichter gingen freundlich in die Breite.

Zuerst las ich aus meinem „Zither und Hackbrett“ den „Ehestreit“, eine mit derbem Humor und blutendem Herzweh durchwobene Dichtung. Die Bauern lachten und schluchzten genau bei denselben Stellen, wie die Städter. „Bei der Predi bin ih frei zrehrn kema (weinend worden)“ gestand mir nachher ein dickes Weib. „Und a Gspoaß is ah dabei, daß ma lochn muaß,“ setzte ein Nebenstehender bei. „Sou viel schön zsomgstellt hot er's.“ Dann las ich aus „Stoansteirisch“: „D' Schwoagarin und ihr Kua“, ein Stücklein, bei welchem ich mich augenscheinlich tief in die Herzen aller anwesenden Stallmägde eingenistet hatte. Ferner kam ein Stück, das — wie ich gleich dartat — einzig nur der Bauernschaft vermeint war. Gegen die Waldverwüster:

— — — —

„Wiar a Milch ohni Rahm,
Wiar a Vogel ohni Federn
Is der Baur ohni Bam.“

Ein Bauer, der seinen Wald vertut, ist

„Wiar a Bua, der sein Buschn
Von Huat owareißt,
Wiar a Dirndl, dös gar
Sei greans Kranzerl wegschmeißt . . .“

Bei diesen Stellen verlängerten sich mehrere Gesichter beträchtlich und ein viereckiger Bauer rief heftig dazwischen: „Wos woaß dan a so a Stodtherr! Wan da Wold sul stehnbleibn, muaßt holt 's Steuromt niedareißn.“ Seine Nachbarn beruhigten ihn, da dürfe man nicht unterbrechen, so wenig, wie den Pfarrer auf der Kanzel. — Besser behagte das lustige Stück vom Bauerndoktor, der seine vertrauensseligen Patienten auf die drolligste Art bei der Nase herumzieht. Dabei wurde aus vollen Hälsen gelacht; jede Figur im Geschichtlein bezogen sie auf Personen ihrer Bekanntschaft: „Däs is der! Däs is de! Ma gsiacht's und hört's urntlih, ah, däs is a Gspoaß!“ Zum Schlusse ließ ich das scheidende Jahr 1885 als alten Mann auftreten, der die dörflichen Ereignisse des vergangenen Jahres launig erzählte, und dann mit einem höflichen Neujahrswunsche Abschied nahm.

Gerade vor mir war ein greiser Landmann gesessen, gebückt und mit weißem Haar. Der hatte fortwährend sachte mit dem Kopfe genickt; und nun, als die Vorleserei und der Lärm aus waren, murmelte er wiederholt vor sich hin: „An iads Wort a Wohrheit.“

Nach keiner Vorlesung bin ich je so glänzend rezensiert, durch keinen Lorbeerkranz so hoch geehrt worden, als durch diesen Ausspruch des Greises.

Noch eine Weile blieben die Leute sitzen und stehen, es kam aber nichts mehr und so drehten sie sich nach und nach lässig zu den Türen hinaus. Übles war nichts geschehen, als daß während der Vorlesung draußen ein paar

Burschen, die keinen Platz mehr hatten finden können, ein Spektakel schlugen. Wenn ich eingeladen bin und werde dann von der Türe abgewiesen, so schlage ich am Ende auch Spektakel.

Die nachträgliche Meinung über diese Vorleserei war eine geteilte. Die einen wollten mir die Hand küssen und meinten, ich sei halt so viel „a gmoana Herr!“ „Und de oltweltisch Sproch! Wia der ältesti Bauer! Und lochn ba der Dummheit. Go da Herr Pforra hot glocht!“ Andere versicherten, sie hätten bis morgen zuhören mögen; Butter und Eier, wenn sie einmal schicken dürften dafür. „Wonst wieder amol wos woaßt,“ sagte mir ein Holzmeister mit der Geldkatz' um den Bauch, „nochher därf die Frau Muada Höbnreich wul ihr Haus spreitzn, sist tretns ihrs zsom.“ Eine alte Magd gestand freimütig: „Ih bin holt sou viel vageßlih; wan ihs leßti Trum hör, hon ihs ersti scha wieda vageßn. Vastondn hon ih ah nit viel, weil ih ollaweil af d'Hen hon denkt, de ma gestern da Geir hot ghult.“ Dem entgegen sagte ein schneidiger Bergler: „Vastondn hät ih olls, unterholtn hon ih mih ah, oba gfolln hots ma nit. Er möcht uns Bauersleutn wos in die Pappn schmiern. Dronkriagn möcht er uns. Däs is a Feiner! Ih sog enks, Nachbarn, trauts koan Herrn, und wan er ah nouh sa bäurisch redt! Oba wan er nouh amal kimbb und predigg, nochha bring ih mein Olti ah mit!“ —

Damit genug. Wenn man alle Erlebnisse erzählen wollte, die einem Rhapsoden passieren, der vierzig Jahre lang (nahezu ein halbes Tausend Vorlesungen) umherzieht in nah und fern — es gäbe ein pudelnärrisches Buch. Was die Leute sich hinter mir dachten, das weiß ich nicht und frage nicht danach. Ich gab, was zu geben war, und besser als ich konnte, habe ich nie gelesen. Meine besondere Freude an

solchen Vorlesungen war allemal das Aufhören und die Heimreise. Die Schattenseite meiner Vorleserreisen war, daß ich von denselben häufig leidend nach Hause kam. Hamerling hatte mich oft gewarnt davor, besonders im Winter mich den großen Strapazen auszusetzen. „Und wenn Sie davon allemal noch etwas hätten!“ sagte er oft. „Sie glauben mit Ihren Vorlesungen für gemeinnützige Zwecke weiß Gott wie viel Gutes zu tun. Kein Mensch dankt Ihnen dafür.“ Einmal gab der Dichter mir die Biographie Boz Dickens zur Beherzigung. „Der hat sich auch zu Tode gelesen, lieber Rosegger, aber er hat sich vorher mit seinem Humor wenigstens eine Million Dollars zusammengelesen.“

Humor und Million! — welche verzweifelte Zusammenstellung!

Noch zu bemerken, daß alle meine Vorlesungen in steirischer Mundart gehalten wurden, und zwar aus meinen Mundartbüchern „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoansteirisch“, mit denen ich einst meine literarische Laufbahn begann und die seit jeher im Grazer Verlag Leykam erscheinen. Ich las stets ganz nach der Natur und brauchte hierin nichts zu lernen und nichts zu vergessen.

Von den Freuden des „Berühmtseins".

1893.

Dieses Stück, scheint es, passe nicht recht in das Buch. Das ist nur scheinbar, es gehört hierher. Es deckt einen Teil meiner eigenen Erfahrungen. Und stimmt es mit diesen auch nicht immer buchstäblich, so stimmt es doch sachlich. Es ist im Weltleben kein unwichtiges Kapitel. — Nun also.

Unter meinen zahlreichen Bekannten ist auch ein junger Mann, ein sonst ganz gescheiter Mensch, der aber die Schwäche hat, berühmt sein zu wollen. Seit manchem Jahr arbeitete er an der Erreichung dieses Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte; und da die schönen Künste sehr spröde waren, versuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege und stieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings rasch vorwärts, so rasch, daß er daran dachte, als Distanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daß auch andere auf dem Rade sehr rasch vorwärts kamen, manche sogar ein klein bißchen rascher als er; und da schon einmal alles fuhr, so ließ er auch die Hoffnung fahren.

Nachdem er in den verschiedensten Richtungen zum Ruhme galoppiert war, kam er wieder zum Ausgangspunkt zurück, bei dem so viele gute Leute berühmt werden: zur Kunst. Er hatte bemerkt, daß junge Maler, die widerliche Gegenstände sehr häßlich malten, noch am ehesten Aufsehen erregten, daß über ihre Malereien viel geschrieben und gesprochen wurde, daß Kunstkenner darüber sogar Vorlesungen hielten und ob der Bilder ein Streit entstand, der chronisch

wurde und also eine permanente Reklame abgab. Mein junger Freund malte also häßliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück; so sehr er sich auch anstrengte, einen recht abscheulichen Stoff zu finden, ihn recht unmöglich zu stilisieren, mit recht garstigen Farben stümperhaft zu malen: es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt und einen guten Geschmack kann man so wenig auf Ja und Nein abschütteln wie einen schlechten. Die Malereien wurden nicht häßlich, nicht unappetitlich genug — oder es war etwas von jener klassischen Häßlichkeit an ihnen, die in ihrer Art schön ist. Kein Hahn krähte also nach seinen Bildern und er selbst wollte eigentlich nicht die Henne sein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt ist.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunst ein. Der Pegasus hat Flügel: mit dem muß es doch noch am leichtesten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte — nach einiger Meinung allerdings auch Talent. Daß er Talent besaß, hatte sich schon beim Fahrrad erwiesen; warum soll ein intelligenter Mensch, der radeln kann, nicht auch dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künstlerisch behandelt war oder nicht: wenn er nur packte! Wenn er dem guten Geschmack ins Gesicht schlägt — um so besser: dann schreit man, es erhebt sich eine kritische Balgerei, das Publikum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule ... und der Ruhm ist da.

Weil es aber mein Beflissener nicht so weit brachte, weil es immer nichts war, so viel er auch Schlechtes, Anstößiges und Läppisches schrieb, so fragte er einst brieflich bei einem weltberühmten Künstler an, wie er es doch machen müsse, um berühmt zu werden. Er erzählte mir's nach vollbrachter Tat.

„Mein Lieber," sagte ich ihm, „das hättest du dir auch ersparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so hast du dich auf eine große Nase gefaßt zu machen. Entweder der Meister kanzelt dich ab wegen deiner kindischen Eitelkeit, der es nicht darum zu tun ist, etwas Tüchtiges zu leisten, sondern nur darum, berühmt zu werden, oder er frozzelt dich zum Verkriechen neun Klafter tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügeljungen nicht entgehen, schon zum Merks der anderen Ruhmesdurstigen, die auf allen Gassen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dutzendweise herumlaufen und herumsitzen!"

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke an. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch; er nahm den Fall in jenem ruhigen Ernst auf wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leiden klagt. „Weh muß es ja doch tun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ist's schon eine wirkliche Krankheit." Vielleicht auch war es dem berühmten Mann darum zu tun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Ich vermochte meinen Freund zu bestimmen, daß er den Abdruck des Briefes hier gestattete — unter der Bedingung natürlich, daß die Namen des Absenders und des Empfängers ungenannt blieben.

Und hier steht der freimütige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes:

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Gründling wert, aber mir ist sie sympathisch, ihrer Offenheit wegen. Andere meinen es bloß. Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, das ist auch Pappe. Hauptsache ist der Vorteil, ist der

Ruhm. Nun, dem Vorteile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen: der Ruhm aber ist ein Kujon. Der hetzt Sie wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frißt Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leibe. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit Vergnügen erdulden zu wollen, den bösen Ruhm. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Mensch, dann stopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterschiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Persönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt. Meinetwegen! Popularität schließt die Kalamität nicht mehr völlig ein, die mir zusetzt. Obschon der Ruhm eigentlich erst nach dem Tode beginnen soll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze; mit dem Dornenkranz schmückt er die Stirn des ringenden Erdensohnes, mit dem Lorbeerkranz krönt er den Totenschädel. Aber der Ruhm, den Sie suchen und den ich hiermit meine, ist ein anderer. Mir ist er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht sagen, daß ich ihn verschuldet habe. Ich habe ihn nicht gesucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er sacht kam, war er sehr süß. Das gestehe ich. Als er da war in seiner ganzen Dicke und Tücke, da sah ich's eben, daß er ein Kujon ist.

Werden Sie berühmt, mein Herr! Wie und wodurch, das ist gleichgültig; werden Sie bloß einmal berühmt. Dann sprechen wir weiter. Aber Sie verstehen mich ja nicht! Sie meinen, dem Satten sei es sehr leicht, von Entsagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entsagen; und so mögen Sie wissen, wie der Tag eines berühmten Mannes aussieht. Von Genüssen und Ehren erfüllt, in der Tat! Setzen wir den Fall, Sie seien ein berühmter Schriftsteller. Das wird Ihnen ja recht sein, denn man braucht nichts als Papier, Feder und Tinte und noch etwas dazu, nämlich Streusand. Gottlob, dann hätten wir's ja beisammen. Ihre Bücher werden vieltausendfach gelesen, bewundert hüben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgesprochen wird. Dieses Bewußtsein macht Sie selig; und mit Recht. Vielleicht sagt Ihnen auch Ihr Innerstes, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geschaffen, damit die halbe Menschheit erfreut, viele be-

glückt. Das Gefühl ist himmlisch; ich sage es Ihnen. Aber dabei bleibt's nicht. Der Ruhm ist kein Vergelter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er ist ein zudringlicher Kujon.

Sie haben einen schweren Kopf noch von gestern Abend, Sie möchten gern noch schlafen, aber vor Ihrem Fenster bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehause kommen, ein klingendes Morgenständchen. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht; man setzt ja eigentlich gar nicht voraus, daß Sie schon zu Hause sind. Hingegen wird noch an diesem Vormittag die verschleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuskript brachte, das mit dem roten Bande, eine siebenaktige Tragödie, glaube ich; sie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören, und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama ist noch gar nicht gelesen! Noch sind Sie mit der Toilette nicht fertig und schon trägt die Magd einen Rosenstrauß herein, den ein Dienstmann gebracht hat: ‚Von einer durchreisenden Verehrerin.‘ Sie legen das Bukett zu den gestrigen, schon welkenden Blumenspenden und denken: Das ist zu nett von der Dame, daß sie durchgereist ist... Der Briefträger bringt die erste Post; er vermag sie kaum in einer Hand zu halten und etliche Zeitungen und Briefschaften gleiten auf den Boden. Sie schieben einstweilen mit der Stiefelspitze die Sachen seitlings und wollen einmal sehen, was es denn gibt. Journale, mit Rotstift angestrichen. Ihr neuestes Buch wird besprochen — glänzend! ‚Es ist ein literarisches Ereignis, sooft ein Werk von unserem genialen X. erscheint!‘ In einem der Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographischen Daten gütigst zu schicken für ein illustriertes Unternehmen, ‚das sich mit einer eingehenden Würdigung des berühmtesten Zeitgenossen selbst ehren will‘. Dann kommen zwei Autographensammlerinnen, von denen eine auf der Adresse Ihren Namen falsch schreibt, die andere über ‚Ihren Roman Karfunkel maßlos entzückt ist‘, während Sie diesen Roman gar nicht geschrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Absender mit ‚Ihrem werten Namenszuge unendlich glücklich zu machen‘, da in seiner Sammlung gerade noch eine Lücke sei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugesandt, eine Kritik Ihrer Person und literarischen Tätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daß Sie und Ihre schriftstellerischen Produkte mit der Literatur nichts zu tun haben, daß Ihre Popularität

nur durch ein freches Cliquenunwesen künstlich aufgeblasen worden ist, ein Modegötze auf tönernen Füßen usw. Solche Sachen — sage ich Ihnen — lesen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungern: gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin so selten froh werden, doch einmal, ein wenig schadenfroh sein zu können!... Sie erhalten auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchlesen sollen, denn der Verfasser will es Ihnen widmen, als ‚dem unübertrefflichen Meister und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit'. Sie erinnern sich bei dieser Nummer, daß schon lange ein Paket Korrekturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchlesen sollten, weil der junge Verfasser Sie ersucht hatte, zu seinem Werke eine Vorrede zu schreiben, damit das Buch unter der Ägide eines so illustren Namens leichter seinen Weg mache.

Noch sind Sie mit der Morgenpost nicht fertig, als sich schon die verschleierte Dame melden läßt. ‚Tausendmal,' sagen Sie, ‚meine Verehrteste, muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu lesen. Wüßte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre, denn obschon ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, ist doch weder bei der Bühne noch bei einem Verleger je noch etwas anzubringen' — und so weiter. Die Dame ist konsterniert. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rücksicht beobachten, sich ein bißchen gefälliger zeigen, nachdem ihre Poesien überall die freundlichste Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht so leicht gewesen sein, die ‚Kollegin' auf gute Weise hinauszukomplimentieren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener schon an der Tür ständen, die Beiträge einzukassieren haben. Denn alle Wohltätigkeits- und Geselligkeitsvereine des ganzen Landes reißen sich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Listen zu haben. Kaum sind die mit ihrer Beute draußen, da gibt ein livrierter Diener die Einladung zum Souper beim Baron N. ab, wo sich auch fürstliche Persönlichkeiten einfinden werden, die den Wunsch ausgesprochen haben, den weltberühmten Verfasser des So und So kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres strapazierten Frackes ist nicht einen Augenblick sicher.

Im Vorzimmer wartet schon seit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, seine Aufwartung machen zu dürfen. Er

ist sehr höflich und bescheiden, sein schwarzer Rock ist fast zu eindringlich gebürstet worden, hie und da zeigt sich schon ein bißchen das Fadenwerk. Seine Atmosphäre riecht nach Spirituosen; Optimisten mögen denken, er putze sich damit aus den Kleidern die Fettflecke. Es ist ein Kollege auf der Reise, der sich momentan in großer Verlegenheit befindet; an wen er sich denn wenden solle als an den edlen Menschenfreund usw.

Mittlerweile sagt die Magd den Postboten mit den Paketen und zu unterschreibenden Empfangsscheinen an. Ein Kistchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmentaler Käse. Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung ist zwar wesentlich höher, als wenn Sie Käse und Kuchen bei dem nächsten Delikatessenhändler gekauft hätten, doch bitten die Spender inständigst, der Verehrung für den großen Dichter durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen. Dann die Pakete mit den Albums, Stammbüchern, Fächern, Sticktüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinstecken oder Ihren Namenszug einschreiben sollen. Eine Dame aus Ostpreußen oder aus Holland schickt Ihnen sinnig ein paar selbstgestickte Pantoffeln, wofür sie sich ein Exemplar Ihres neuen Buches mit eigenhändiger Widmung erbittet. Die täglich gespendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Plage, denn alle Kästen, Kisten und Schränke sind vollgepfropft, alle Tische und Ständer mit Büchern überladen, daß sie ächzen. Die arme Magd weiß schon nimmer, wie sie den angeschichteten Staub aus den Zimmern bringen soll, und auf dem Schreibtisch haben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz: überall Bücher, Briefschaften, unaufgeschnittene Zeitungen und Zeitschriften in Stößen. Eingemauert sind sie von Büchern, Broschüren und Schriften und haben keine Lust zum Lesen. Sie fliehen ins Freie. Da geht das Grüßen an. Überall werden Sie von Bekannten angesprochen, mit Komplimenten überschüttet und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos dem Erstbesten fallen lassen, deuteln sie, kritteln sie, tragen Sie weiter und machen das alltägliche Wort zu einer Staatsaktion. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt spazieren gehen. Die Leute tragen X-Hüte, X-Krawatten, Spazierstöcke, Busennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet X-Gesellschaften zur Verbreitung Ihrer Prinzipien, man

errichtet X-Museen mit Aufstapelung von allerlei Plunder, der sich irgendwie auf Sie bezieht. Es gibt Postkarten mit Ihrem Porträt, die Ihnen täglich in Haufen zugeschickt werden, damit Sie Ihren Namen draufschreiben sollen. Es gibt Backwerk, Bonbons, Schokolade auf Ihren Namen usw. Jeder Geschäftsmann benützt Ihren Namen, wo und wie er kann, zur eigenen Reklame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, das alles sei von Ihnen selbst angestiftet.

Derlei hören Sie draußen und man beglückwünscht Sie überlaut. Angewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Besuch. Zwei Herren in weißer Krawatte und Glacéhandschuhen bitten Sie, den Vorsitz bei einem zu gründenden Klub zu übernehmen; man brauche eine ‚Autorität'. Diesen Herren folgen fast auf dem Fuß zwei Damen in Seidenroben; sie haben ‚ein unendlich großes Anliegen: sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohltätigkeitsbasars. Ihr Name wird ziehen.'

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast ‚unangeklopft' ein jovialer Graf zur Tür herein, packt Sie ohne weiteres am Arm und ruft: ‚Aber, Doktor, Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen! Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazierfahrt!' ‚Bester Graf,' rufen Sie aus, ‚heute geht es schlechterdings nicht, ich muß am Nachmittag dem Maler zum Porträt sitzen.' ‚Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet.'

Sie hätten besser getan, zum Grafen zu gehen und Sekt zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhl zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. ‚Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein bißchen, so! Ein klein wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen. Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte: etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein wenig mehr aufrecht zu sitzen? Ist gut. Tut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken! Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte

untertänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!' Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselt er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so. Das Bild ist für die Pariser Weltausstellung bestimmt... Ähnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der Sie modelliert. Der packt Sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz klassischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, ‚die so viel Schönes schon geschrieben haben'. Die werden gegossen. Er begießt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips — und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei Leute einmal nach Belieben ohrfeigen möchten. Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken; er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhne bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergibt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelder.

Als Sie aus dem Atelier heimkehren, erwartet Sie an der Tür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredsamer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe und da dürfe der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, Sie seien für die Abschaffung der Todesstrafe; nur die Interviewer müsse man erbarmungslos hängen. Der Mann lächelt wie zu einem guten Witz, läßt sich aber nicht abweisen, bis Sie ihm irgendeinen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an demselben Abend müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend etwas wird doch gerade fünfundzwanzig oder zwanzig oder zehn oder fünf Jahre her sein. Man feiert Sie mit Reden und Trinksprüchen, mit Gedichten, die am nächsten Morgen mitsamt dem Menu in den Blättern stehen, — zur höchsten Selbstbefriedigung aller, die dabei waren, und zum Ärger anderer, die nicht geladen wurden.

Das, meine lieben Ruhmdurstigen, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich — und so fort. Nur, daß die Post nebst den Schmeichelbriefen täglich auch Bettelbriefe bringt, nebst den Einladungen zu Festessen auch Trauungs-, Geburts- und Todes-

anzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen Sie alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Ruhm- und Dankbriefe, denen die Adresse des Aufgebers fehlt, sind eine Seltenheit; und daß Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begratulieren oder kondolieren sollen, daran denken Ihre ‚Verehrer' nicht oder meinen, es wäre Ihnen ein Vergnügen.

Bloß eine Gattung von Briefschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort: die Gattung der anonymen. Nur sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen; hingegen können Sie sich auf ihre Aufrichtigkeit verlassen.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen gar nichts. Auf dem Lande geht's ja gemütlicher zu; man lauert Sie auf Ihren Spaziergängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihrem versteckten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Scharen der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe, Sie werden grob: Das nützt nichts, das findet man nur genial und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkt, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erkämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie derb fragt, was es denn eigentlich mit Ihnen sei, daß Sie so in der Einschicht herumstreichen, atmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhmes mit großem Fleiße zusammengestellt habe, höre ich Sie, mein lieber ruhmbürstiger Mensch, sagen: diese Beispiele seien ja nichts weniger als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. Für eine Weile, das gebe ich zu, macht es Spaß. Endlich aber, wenn man sich hingibt, verliert man sich darin und alles innerliche Leben verflüchtigt in Äußerlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Plagen des Ruhmes zu führen, der muß einen Teil seiner Widerstandskraft aufbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eitlen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchslosen, glücklich machen, so

heftig widert das Treiben der anderen an — glauben Sie mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jährchen nach dem Tode des Berühmten, bis das Denkmal gesetzt ist; dann hört das Interesse für den ‚Herrlichen‘ auf und er gehört der Vergangenheit — oder besser: der Vergessenheit — an. Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann, sondern ein bedeutender Mensch zu werden. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind nicht immer bedeutend und bedeutende Menschen sehr oft nicht berühmt. Mit diesem Merks empfiehlt sich der Ihnen Ergebene.“

Seit vor zwanzig Jahren dieser Brief geschrieben wurde, habe ich oft an seinen Verfasser gedacht, doch weiter nichts mehr von ihm gehört. Ich vermute, er ist von seiner Berühmtheit zu Tode gehetzt worden.

Mein Heimweh.

Wer es nicht kennt, der lese das nicht. Er würde nur unwirsch werden über die verdammte Sentimentalität. Und hätte insoweit recht, die Sentimentalität ist verdammt widerlich. Aber das Heimweh! Das ist nicht sentimental, das ist brutal, das bringt dich um, wie der grimmigste Feind. Jener Soldat auf der Schanze: der Feind hatte ihn um das Bein gebracht, um die Hand; ums Leben hatte ihn das Heimweh gebracht im Lazarett. Das Heimweh ist ein Mysterium, man kann es nicht sagen, man muß es singen, wie die Liebe.

Im deutschen Volke klingt ein Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz". Ein Soldat, der Klänge seiner Heimat gedenkend, flüchtet, wird gefangen und erschossen. „Das Alphorn hat mir solches angetan. Das klag' ich an!" — Ich glaube, kein anderes Volk hat ein solches Lied, als das deutsche, und für keinen ist es so gesungen, als für den Älpler. „Verschont mein junges Leben nicht, schießt zu, auf daß das Blut raus spritzt, das bitt ich euch!" Lieber sterben, als die Qual des Heimwehs noch länger leiden.

Auch ich weiß vom Heimweh ein lebenslanges Lied zu singen. Der Städter, der eine angestammte Heimstätte nicht so kennt, dürfte uns Berg- und Dorfmenschen schwerlich sekundieren. Er ist um ein Leid ärmer und um ein Glück. Darum auch tut's mir um das untergehende Bauerntum so leid! Es hat seinen Kindern stets eine Heimat gegeben. Aber nicht jeder ist so kindisch, wie der kleine Waldbauernbub' war, der von seiner Schafweide aus beständig auf das wenige Büchsenschuß weit entfernte Haus hinschaute, als könne es

ihm gestohlen werden. Dem ABC-Schützen blutete das kindische Herz, wenn er vom nachbarlichen Schulhausfenster aus sein Heimatshaus sah, wie es auf dem gegenüberliegenden Berge in stillheiterem Sonnenscheine dalag. Wenn dann der aufsteigende Rauch verriet: jetzt kocht die Mutter Strauben und Sterz, glaubte ich vor Heimsucht sterben zu müssen. Ein- oder zweimal hatte ich die Schule gestürzt, weil es mir nicht möglich war, die Barfüßlein von Vaters Erdgrund loszubringen. Und darauf am Abende habe ich erfahren müssen, daß auf diesem Erdgrund scharfe Birkenreiser wachsen. Wenn am Sonntag mein Oheim mich mitnahm in die Kirche, da ging es an, in Kirchen hatte ich niemals Heimweh. Aber dann im Wirtshaus! Saß der Oheim zwischen den lärmenden, rülpsenden Gesellen, bis am Abend der Wirt das Kerzenlicht auf den Tisch stellte und „Guten Abend" sagte. Mir ein Gläslein süßen Obstmostes mit der Semmel zum Tunken! Wie viel salziges Augenwasser troff hinein! „Wart' nur, Bübel, wart', bis ich ausgetrunken hab', dann gehen wir heim!" So sagte der Oheim trostweise, aber er trank nicht aus, schwatzte nicht, spielte nicht, sondern saß da und saß da. Und wenn daheim das Haus gebrannt hätte, der Oheim würde auf sein Austrinken gewartet haben, bevor er mit dem Wasserkübel feuerlöschen gegangen wäre.

Mit Urgewalt erfaßte das Heimweh mich im zwölften Lebensjahre. Damals wollte im fünf Stunden weit entfernten Birkfeld der Dechant mich in sein Latein nehmen, daß aus dem Halterbuben einmal ein braver Pfarrer werden sollte. Auf Kost und Wohnung wurde ich in ein spinnwebiges Bauernhaus getan, wo mir gleich am ersten Abend ein schlimmer Junge die schwarze Zipfelmütze vom Kopf riß und in den brennenden Ofen warf. Das war genug, die Zipfelmütze war von meiner Mutter gewesen. Wie sorg-

sam hatte sie mir dieselbe über die Ohren gezogen — und jetzt im Feuer! Mir war, als verbrenne die Mutter mit. Die Traurigkeit ist nicht zu sagen. Ich zählte die Monate, die Tage, die Stunden bis Weihnachten, wann mir ein Heimbesuch gestattet war. Dieses Zählen war ein lustiges Geschäft, schon während des Zählens vergingen die Minuten. Aber der erste Tag wollte nicht vergehen.

Und in einer nächsten Nacht lag ich auf dem Strohschaub in der Stube. Zu den Fensterlein schien der Vollmond herein und ich tat nicht schlafen, nicht träumen, tat nichts als beten und weinen. Dieser fremde Kasten, dieser fremde Winkel, dieser fremde Ofen. Mir war übel zum Vergehen. Das dauerte so bis Mitternacht, da richtete ich mich auf und fragte: „Warum nicht?" Plötzlich warm war mir in der Brust, und so selig, so selig! Ich hatte mich rasch entschlossen, zu fliehen. — Zehn Minuten später war ich mit meinem Handbündel bereits im Walde, durch den die Straße zog. Sonst hatte ich mich mächtig vor Gespenstern gefürchtet, heute liebte ich sie, denn es waren Heimwesen, von unseren Knechten und Mägden geschaffen. Anheimelten sie mich, aber ich sah keine. Ich sah nichts als die Bäume, die mir begegneten und sachte gegen das schreckliche Birkfeld hinabzuwandeln schienen, dieweilen ich voranlief gegen mein Alpel im Waldlande. Am Morgen sah ich das alte Haus, die Mutter stand gerade an der Tür und tat einen Schrei. Ihr Söhnlein, das sie schon als schönen Bischof gesehen mit der weißen zweispitzigen Seidenmütze, das lief jetzt scheu wie ein Reh über den Anger hinab. Es hatte Angst vor den Seinen. Das war ein böser Aufruhr, als ich so zurückkehrte; und dann kamen wieder die öden Plackereien des bäuerlichen Werktagslebens. Aber ich ertrug sie schweigend und dachte mir manchmal: wie dumm! Zu Birkfeld

in der Schule beim freundlichen Dechant und seinen Büchern wäre es doch schöner gewesen. Ich machte mir eine Bischofsmütze aus Baumrinden, predigte den Schafen und firmte die Zicklein.

Später in den Lehrjahren lief ich von meiner Meisterherberge jeden Samstag nach Hause, oft auch — wenn es nicht zu weit — in den Wochennächten. War ich über die alte klobige Schwelle getreten und hatte das Innere des Hauses auch nur einen Augenblick gesehen, dann war ich's zufrieden. Einmal packte es mich in einem Bauernhause bei Mürzzuschlag. Am Sonntag, während Meister und Geselle sich des Lebens freuten, ging ich über Berg und Tal nach Alpel, wo Vater und Mutter an diesem Tage aber gar nicht zu finden waren. Hingegen saß auf dem Baume der Jungknecht und schmiß mir Holzäpfel an den Kopf. Ich ging nach Mürzzuschlag zurück und das blaue Auge erinnerte mich die ganze Woche über an das Glück der Heimat. Wenn wir Schneider im Sommer bisweilen wochenlang keine Arbeit hatten, dann war es lustig, dann saß ich auf den Matten meines Vaterhauses, hütete die Lämmer und las Bücher über die weite Welt. Die weite Welt ging trotz des Festgewachsenseins an der braunen Erde niemals aus meinem Kopf, und niemals warest du, frohe Wienerstadt, du, lohleuchtender Süden, du, freies Schweizerland, niemals warst du mir so schön als vom Gesichtspunkt meines Heimatshauses aus im stillen Waldland.

Und so lange neigte ich doch hinaus, bis plötzlich die Wendung kam. In jenem Winter habe ich eines Tages meine Siebensachen in ein Taschentuch getan und bin in die weite Welt gegangen. „Behüt' euch Gott, alle miteinander, in dreißig oder vierzig Jahren komme ich wieder!" So habe ich mich lachend von den betrübten Meinen verabschiedet.

Fröhlich, unbefangen, gedankenlos wanderte ich fort von daheim, als ob's zu einer Dorfkirchweih des Nachbarortes ginge. Trotz der Erfahrung noch so einfältig zu sein, du zweiundzwanzigjähriger Mensch! War's die Jugend oder die Dummheit? Gott segne beide!

In der Buchhandlung zu Laibach da sprachen sie eine schöne hochdeutsche Sprache. Sie war ganz eckig vor lauter Hochdeutsch. Das war schön. Untereinander redeten sie eine fremde Sprache — slowenisch. Das war noch schöner. Meine Arbeit war, slowenische Gebetbücher zu falzen — da hatte ich sie nun, die vielen Bücher, nach denen mein Herz gebrannt! Im Grunde aber war mir nicht recht wohl. Sooft ein halbes Stündlein Zeit war, ging ich auf den Schloßberg, dort sah man die beschneiten Berge; ging zum Bahnhof, dort liefen die Eisenschienen wie ein liebes Doppelband nach Steiermark und Krieglach; ging in die Kirche, dort bei der Messe klang das Dominus vobiscum genau wie daheim. Damals dämmerte mir die Ahnung auf, warum die Sprache der katholischen Kirche in der ganzen Welt die lateinische ist. Sie ist eine Eisenbahnschiene um die ganze Welt und gleichsam die Heimatsprache aller Pfarrkirchen.

Mein Vergnügen am Essen, sonst eine gesegnete Eigenschaft der Jugend, war dahin. Wenn sie slowenisch sprachen, wurde mir übel im Magen, als ob ich Speck gegessen und Wasser darauf getrunken hätte. Was ich in der Buchhandlung angriff, geriet verkehrt. Mein Chef war gütig, er schaute mir manchmal ins Gesicht. Er riet mir frische Luft an, dann würde es schon besser werden. Wie soll es besser werden im fremden Krainerland? Sooft ich ein Kleidungsstück betrachtete, das mir die liebe Mutter genäht, die gute Schwester geglättet hatte, hub die Bestie an, zu graben. Im Freien war mir manchmal etwas leichter. Wo alles

fremd war, wo gar nichts an die Heimat Erinnerndes zu sehen war, da ging es fast eher noch, aber schon ein Fichtenbaum, eine Kuh oder ein Schaf konnten mir die ganze unerreichbare Waldheimat quälend vor Augen zaubern. Das Meckern einer Ziege drang mir tausendmal wonniger ins Herz als die Marschmusik der Soldaten in der Sternallee. Ein Buchbinder, zu dem ich mit einem Arm voll Gebetbücher geschickt wurde, schaute die Jammergestalt mitleidig an und fragte in krainerischem Deutsch, ob ich Zahnweh hätte. Auf meine Verneinung war all sein Mitleid dahin — wenn man nicht Zahnweh hat, wozu ein solches Gesicht! Und wie hätte ich ihm meine Not klagen können! Es war ja kein Wort dafür vorhanden. Ein Bangsein, eine Beklemmung, eine immerwährende Angst, daß daheim ein großes Unglück sein werde! So namenlos weh! Was die Seekrankheit für den Leib, das ist das Heimweh für die Seele. — Noch heute kann ich keinen Buchbinderleim riechen ohne Widerschein jenes Leides, denn solcher Geruch erinnert mich an Laibach im Krainerlande.

Die Schlaflosigkeit der Nächte war noch nicht das Schlimmste; schlimmer war in kurzem Schlafe der Traum, der mich heimführte ins liebe Waldhaus. Denn das Erwachen dann in der fremden frostigen Kammer mit der Aussicht auf eine nahe rußige Hofmauer spottet aller Pein, die ich je in diesem Jammertale kennen gelernt habe. — — Wie viele Jahre schon vermeinte ich in der Fremde zu weilen — was konnte daheim schon alles geschehen sein! Und noch nicht zehn Tage, seit ich mit fast tanzenden Schritten das traute Haus verlassen hatte. Die dreißig, vierzig Jahre, bis der Schlingel wieder einmal kommen wollte, konnten etwas länglich ausfallen. In die Bücher, auch wenn sie deutsch waren, tat ich kaum einen Blick; als wären sie Holz-

scheite oder Steine, so legte ich sie hin und her. Da geschah es am Samstag spät abends, was näher erzählt worden ist in der „Waldheimat". Ein Wort hatte mich erlöst. —

Später in Graz war es namentlich die Weihnachtszeit, die mich nahezu gewaltsam ins Gebirge riß, wo in Haus und Kirche einst das Christuskind dem Menschenkinde erschienen war. Aber das erneuerte sich sachte wieder, später, als die eigenen Kinder erschienen und mir die Stadt zur zweiten Heimat machten.

Trotzdem hat das Waldland mich niemals freigegeben. Meine Verwandten und Jugendbekannten waren im Laufe der Zeit weggestorben oder ausgewandert, mein Heimatshaus unter fremdem Besitz verfallen. Alles in jungwuchernde Waldwildnis versunken, und mich zog's doch wieder hinauf, und der Berg mit seiner öden, vermodernden Hütte war mir immer noch der Mittelpunkt der Welt.

Manche schöne große Reise ist mir am Heimweh gescheitert. Die erste Reisezeit war's immer ganz froh vorwärts gegangen, allmählich kam eine gewisse Unruhe und Hast in mich, das Interesse an den fremden Umgebungen verblaßte, ich kürzte den Aufenthalt in einzelnen Stationen ab und beschleunigte die Fahrt. Die Gedanken wendeten sich weltmüde der fernen Steiermark zu, bis ich dann allemal plötzlich umkehrte und mit dem schnellsten Zug Tag und Nacht fuhr — in die Heimat! In die Heimat! Es gab ja Zeiten, wo ich eine Heimat eigentlich gar nicht hatte, weder da noch dort. Meine Mutter gestorben, die Verwandten zerstreut — Weib und Kind noch nicht vorhanden. Ich besaß kein Haus, keine Scholle, konnte in Steiermark kaum mehr mein eigen nennen, als etwa in Holland oder in Australien — und doch zog's mich zurück, erbarmungslos, unwiderstehlich. Einmal draußen im Schwabenlande wurde

durch den Heuduft der Wiesenmahden plötzlich ein solches Heimweh entfacht nach den Almmatten im Waldlande, daß ich eilends hinauffuhr nach Tirol, wo der Alpenheuhunger zur Not gestillt worden ist. Ferner erinnere ich mich, daß in Rom mir eines Tages eine so leidenschaftliche Sehnsucht kam nach dem Feldrain mit den Ahornen im Waldland. An jenem grünen Raine hatte ich vor Zeiten ein Buch über Rom gelesen vom Colosseum, vom Pantheon, von der Engelsburg, von der Kirche des heiligen Petrus, hatte die Dinge in Holzschnitt betrachtet und heiß gewünscht, dieses Rom doch einmal mit leiblichen Augen zu sehen. Nun sah ich es und nun sah ich kein erstrebenswerteres Ziel, als wieder dort am Feldrain zu sitzen unter den Ahornen! — So unbegreiflich ist der Mensch! Mit größter Überwindung entschloß ich mich zur Weiterreise nach Neapel. Aber ich aß nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich schaute nicht mehr in den Baedeker. Mein einziges Gebet- und Erbauungsbuch war der Eisenbahnkurier mit seinen Heimfahrtrouten. Und ein paar Tage später, mitten in den Ruinen von Pompeji — es war auch noch der Vesuv und die Blaue Grotte im Plan gestanden — kam's mit solcher Gewalt, daß ich an den Bahnhof lief, dort die in Verwahrung gegebene Reisetasche an mich nahm und ununterbrochen — heimfuhr. Am fünften Tage stand ich auf einer Höhe des kühlen, stillen Waldlandes, blickte fast betroffen in die Runde und fragte: warum? — Ich wußte nicht, warum ich gekommen war. — Es ist ja doch nichts. Wie sonnig, wie blühend war Italien und wie nebeldumpf sind diese Berge! Wie bunt, wie liebenswürdig, wie göttlich vergnügt waren diese Welschen und wie schwerfällig und schläfrig sind diese Steirer! Ein galliger Kleinhäusler rief mir zu: „Da ist er ja wieder, der Stadtzottel, der zu den Herrischen gangen ist, weil er

nit arbeiten will!" — Das war der Heimgruß, und da kam ich mir sehr töricht vor.

Ein anderes Mal, in Böhmen, war ich schon gewitzigt und gab nicht nach. Wo findest du eine herrlichere Königsstadt, als das hunderttürmige Prag! Mit guten Freunden, mit Wein, mit Festlichkeiten und allen Listen wollte ich das böse Hangen übertauchen, da wurde ich krank, bekam Fieber, verfiel in Schwäche und Apathie und der Arzt flüsterte zum Wirt: „Heimreise! Aber sie wird schwerlich möglich sein." Das Wort Heimreise hören, und ich war schon frischer. Noch am selben Abend reiste ich. In Pardubitz kein Fieber mehr, in Brünn Hunger nach Schinkenbrot, in Wien angekommen war ich gesund. Im Schatten des Stephansturmes war ich vor Heimweh stets gefeit gewesen. Selbst heute noch, nachdem die alten Freunde, mit denen ich in der Kaiserstadt nachgerade eine zweite Jugend verlebt, längst gestorben sind, nachdem ich in diesem verzauberten Walde aus Stein wieder fremd geworden bin — der Stephansturm hat für mich immer noch die Wirkung wie die Berge im Waldlande, er gibt mir das süße, das ruhige Heimatsgefühl. Vielleicht wohl ein wenig auch darum, weil man vom Stephansturm aus so hübsch auf den — Südbahnhof sieht.

In den achtziger Jahren hat ein unternehmungslustiger Impresario mich nach Amerika schleppen wollen, um dort meine Vorlesungen zu machen. Mit jenen Bekannten, die mir damals zu dieser schönen Reise wärmstens geraten haben, spreche ich noch heute kein Wort. Ich empfand das Ansinnen wie eine persönliche Beleidigung. Eigentlich hätte ich sie gerichtlich verklagen können wegen Aufreizung zum Selbstmord. Ein anderes wäre meine Reise nach und durch Amerika nicht gewesen.

Später bot eine vornehm gesinnte Dame im Hinblick auf meine schwache Gesundheit mir ihr Haus an der Riviera zum Winteraufenthalt an. Um dem Heimweh allen Vorwand zu untergraben, sollte ich auch die Familie mitnehmen. Mit Weib und Kindern unter den Ölbäumen, Palmen und Lorbeeren zu wandeln im Angesichte des Meeres und des goldenen Himmels mit seinem südlich milden Hauch! Herrliches Leben! — Was geschah? Schon im Vorgedanken an den Aufenthalt im fremden Land wurde mir übel. Schon vorwegs bekam ich Heimweh, und zwar siebenfaches, für Mann, Frau und fünf Kinder. — Im nordischen Winter haben wir unseren Christbaum gefeiert — daheim.

Wenn sie mich zu den Soldaten hätten genommen! Ich hätte sooft fort müssen bei Nacht und Nebel und in die Wälder zurück, und wäre wahrscheinlich so oft wieder eingefangen worden, bis, alle übrigen Strafen durchgelitten, es mir ergangen wäre, wie dem zu Straßburg auf der Schanz!

Und ein so furchtbarer Seelenzustand soll etwa gar noch poetisch sein? Wieso denn das? Von Gottes- und Naturwegen ist der Poet doch überall daheim, wo es schön ist, wo echte Menschen wohnen; er soll mit dem ernsten Nordländer sinnen und mit dem heiteren Südländer lachen, mit dem Sohne des Ostens träumen und mit den gierigen Kindern des Westens genießen. Die Welt muß seinem Herzen gehören und sein Herz der Welt. Und so ein dummes Waldpoetenherz hängt wie ein Fichtenzapfen an einem Baum! — Ach ja, es gibt Waldpflanzen, die eben nicht versetzbar sind. Auf der Insel Rügen habe ich die Feder ans Papier gesetzt und nicht können dichten; in Venedig habe ich die Laute zur Hand genommen und nicht können singen. In aller Welt habe ich nach den von ihr gebotenen Früchten gelangt und nicht können glücklich sein.

Gehe du nun aber einmal mit mir in mein Waldland, du wirst mich staunend fragen. Du wirst dort den Moder einer vergangenen Welt finden und eine schwere Trauer. Da tritt aus dem Dickicht der Jäger und weist dich davon, dich und mich. Das wäre der Hirschen Revier, da hätten wir nichts zu suchen!

Heimweh nach einem Orte, wo man — fremd ist!

Mein Kranksein.

Gesunder Leser, überschlage dieses Stück, außer du willst wissen, wie glücklich du bist. —

Der Waldbauernbub daheim wußte gar nicht, daß es auf der Welt Leute gibt, die ganz gesund sind. Im Waldhause war immer jemand an etwas krank. Halsweh, Zahnweh, Kopfweh, Brustweh, Ohrenstechen, Strauchen, Bauchzwicken, Gallfieber, das war so das Gewöhnliche und kein Mensch haderte deshalb mit dem lieben Herrgott — es war eben so, mußte so sein, das Leiden ist dem Menschen aufgesetzt und der Herr Jesus hat auch seine Wunden gehabt. Die Lebensweise, heute zu wenig essen, morgen zu viel, heute schlecht gesottenes, morgen nicht gar gekochtes, wochenlang zu wenig Waschwasser, plötzlich wieder zu viel, das war's, ein anderes Aufgesetztsein gab es nicht. War dann das Leiden da, so bestand die Diät in überheizten Stuben, in Vermeidung aller frischen Luft, dazu die Kurpfuscher mit ihren Salben, Pflastern, Medizinen — alle Stunden einen Löffel voll — es war ein Wunder, daß überhaupt noch jemand gesund wurde. Außer zwei meiner Geschwister, die in erster Kindheit an „Friesel und Fraisen" gestorben waren, haben wir allmiteinander das Waldhaus lebendig verlassen. Ein paarmal gab's Lungenentzündung und Nervenfieber, da wurden die geprüften Ärzte angerufen, die waren stundenweit weg, sahen vom Kranken nichts als das bewußte Fläschel und heilten per Distanz. Es gelang so schlecht und recht, wie in der Stadt, wo der Doktor täglich ins Haus kommt. Die Natur war sich selber überlassen, tat was sie wollte und machte die Kranken, falls die ihr unter die Füße geworfenen Hindernisse nicht gar zu groß waren, ehzeit wieder gesund.

Meine Mutter litt häufig an Schwindel, zu viel Blut! hieß es. Alljährlich mußte ihr einmal zur Ader gelassen werden, das war für mich allemal ein schrecklicher Tag. Die Mutter bluten zu sehen! Sie ging nach Krieglach oder Fischbach oder Langenwang zum Arzt. Der entblößte ihren Arm und ließ das Schlageisen auf die Ader schnappen. Ein schwarzroter Bogenstrahl, eine ganze Schüssel voll Blut. Dann Unterbinden, dann Einfatschen des Armes, dann im Wirtshaus ein Stück Fleisch und ein Glas Wein, denn jetzt mußte das Blut wieder nachgezüchtet werden. Wegen Ohnmachtsanwandlungen unterwegs über das Gebirge mußte ich die Mutter öfters begleiten. Einmal war es auf dem Heimweg mitten im Walde, daß meine Mutter stolperte, zu Boden fiel und den wunden Arm an einen Stein stieß. Sie stand rasch auf, versicherte, es sei nichts geschehen. Nach wenigen Schritten aber sank sie wieder um und ich sah, wie an ihrem Arm das Blut hervorrieselte zwischen den Binden. Sie schlief, sie war im Gesicht weiß wie Lehm und ich stand gelähmt neben ihr und konnte nichts denken, als: jetzt ist die Mutter gestorben. Ein Fuhrmann kam gefahren, den rief ich an, die Mutter wolle nicht aufwachen! „Recht hat sie!" sagte er und fuhr davon. Sein Hündlein umkreiste bellend die Ohnmächtige und leckte ihr das Blut von der Hand. „Hilf uns, du lieber Hund!" schrie ich dem Tiere weinend zu. Der beleckte ihre Faust, ihre Stirne und sie machte die Augen auf. „Es ist schon besser," sagte sie leise, „laß mich nur noch ein wenig rasten, dann gehen wir weiter." Nachdem sie selbst den Verband geordnet hatte, war doch auch der Fuhrmann umgekehrt und hat uns heimgeführt. So steht jener Waldgang noch in meiner Erinnerung, ich mochte damals kaum viel über sechs Jahre alt gewesen sein.

Mein Vater war bis zu seinen reiferen Jahren ein gesunder Mann gewesen. Um diese Zeit fiel er in ein schweres Nervenfieber, wie man sagte, und geriet nach Verlauf desselben in einen Zustand, der von Ärzten und Winkelärzten als Schwindsucht erklärt wurde. Er magerte ganz ab, war vor Schwäche zu jeder Arbeit unfähig und litt beständig an Melancholie. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir kleinem Knaben in Wald und Feld sehr langsam umherging; oft mußte er sich vor Erschöpfung im Freien hinlegen; sein Herzleid war, daß ihm die Ameisen auswichen, denn das ist nach dem Volksglauben bei Kranken ein schlimmes Zeichen. Die Leute prophezeiten ihm keine Heilung mehr. „Wenn die Blätter abfallen, wird er halt sterben." So hat es an zwei Jahre gedauert, dann hub er wieder sacht an zu arbeiten und zu leben wie ein gesunder Mensch. Aber eigentlich genesen zu dem kräftigen Manne, der er früher gewesen, ist er nie wieder. Einst ist er unter seinen Altersgenossen in Krieglach-Alpel der einzige Kranke gewesen, nach fünfzig Jahren war er von ihnen der einzige noch Lebende. Die anderen, die Gesunden, glaubten sich nicht hüten zu müssen, sie kannten kein Maß in der Lebensführung. Die einen rasteten zu lange, die anderen arbeiteten zu scharf, aßen zu stark, tranken zu viel, hielten in ihren Leidenschaften keine Regel, kein vernünftiges Ziel. Wenn ich der guten Leute gedenke, die in jenen Gegenden lebten, so zeigt sich im allgemeinen folgendes: Die Wohlhabenden und Genießenden starben frühzeitig, die Armen, kümmerlich lebenden, erreichten ein höheres Alter.

Meine Mutter starb freilich schon in ihrem vierundfünfzigsten Lebensjahre; mein Vater ist zweiundachtzig Jahre alt geworden.

Ich hatte in meiner frühen Jugend eine Lungenent-

zündung zu überstehen gehabt und kann mich noch recht wohl erinnern an die feuchtkalten Egel, die auf meiner Brust weideten. Meine häufigsten und schlimmsten Jugendübel waren Zahn- und Ohrenschmerz. Die Zähne konnten herausgerissen werden; bei den Ohren hat unser Knecht auch manchmal angefaßt, wenn es galt, mich vom Schreibpapier zum Dreschflegel zu geleiten — aber ohne weiteren Heilerfolg.

Dann, als ich in die Studie kam, die Bergluft gegen Stadtstaub vertauscht hatte, war das den Augen nicht recht. Eine chronische Entzündung der Augen machte das Tagstudium schwer und das Nachtstudium fast unmöglich, gleichsam als wollten sie sich rächen dafür, daß sie gegen Waldesgrün das Büchergrau umtauschen mußten. Es half ihnen aber nicht viel; sie wurden nur sehr kurzsichtig, die Entzündung aber verlor sich, um später als Katarrh in Nase und Bronchien umherzuspuken.

Wenn ich meine Krankengeschichten weitererzähle, so geschieht es ein klein wenig in der Absicht, meinem Leser, der möglicherweise ja auch irgendwie leidend ist, ein gutes, ermutigendes Wort zu sagen. Und ist der liebe Leser gesund, so mag er's erfahren, wie gut er's hat. In den Krankenstuben lernt der Gesunde wie der Kranke — das Glück kennen.

In den Jahren 1877—1879 (ich bewohnte damals zeitweilig mein neues, noch nicht vollkommen ausgetrocknetes Sommerhaus) empfand ich manchmal ein Unbehagen, ohne eigentlich zu wissen, wo es fehlte. Es war wie eine große körperliche Ermüdung, welche durch Rast und Ruhe aber nicht behoben wurde. Überanstrengung, Nervosität, hieß es — das sagt vieles und nichts. Als sich der Zustand allmählich steigerte, kam ich darauf, daß die Ursache in der Brust war, daß ich manchmal an das Atmen erinnert wurde,

an das der gesunde Mensch sonst in Jahr und Tag nicht denkt. Eine gewisse Beklemmung war, besonders in den Nächten. Anfang 1879 zog ich mir auf einer Schlittenfahrt eine starke Erkältung zu, nach welcher bedenkliche Erscheinungen von Brustkrankheit auftraten. Zur Zeit hatte auch ein quälendes Seelenleiden begonnen, welchem ich nicht Herr zu werden vermochte und welches möglicherweise eine Ursache meines körperlichen Verfalles war. Ich hub mit den Ärzten an. Allerhand Ratschläge anderer Personen drängten sich selber auf und nun begann eine Zeit mannigfaltigster Versuche. Die meisten der Ratschläge vereinigten sich für kalte Waschungen, die ich monatelang anwendete. Ich wurde dabei immer erschöpfter, konnte weder Hitze noch Kälte mehr ertragen, ohne daß sich Schleimhautentzündungen und Husten einstellten, bis endlich im Oktober 1879, bei einem plötzlichen Witterungswechsel von warmem Sonnenschein auf Schneefall, ein heftiger Bronchialkatarrh mit Asthma auftrat. Zwei Tage und zwei Nächte rang ich unter größter Anstrengung nach Atem. Das Röcheln und Pfeifen in der Brust war weithin zu hören, und die Bekannten und Freunde standen herum, wie am Bette eines Sterbenden. Das Fleisch fiel so rasch von den Knochen, daß ich vollkommen überzeugt war, auf galoppierende Schwindsucht in den Himmel hineinzureiten.

Am vierten Tage war ich zur Überraschung meiner Umgebung aus dem Bette, weil ich in aufrechter Stellung leichter atmete. Nach frischer Luft verlangte es mich und bald saß ich auch wieder am Arbeitstische. Die kalten Waschungen wurden aufgegeben, hingegen kamen andere Mittel. Als Nahrung fast ausschließlich Fleisch, Milch, Eier, Malaga; später versuchte ich es mit reiner Pflanzennahrung. Am Leibe trug ich sogenannte Jägerwäsche. Leichte Turn-

übungen trieb ich täglich mehrmals. Im Frühsommer Kur in Gleichenberg, eisenhältige Säuerlinge mit Milch jeden Morgen usw. Die schweren Anfälle aber wiederholten sich im Jahre fünf- und sechsmal und öfter, jeder tat, als wollte er der letzte sein und mir den Garaus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit peinlicher Atemnot wochenlang, bis endlich wieder ein Weilchen der Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust nicht eigentlich litt, selbst in Stunden der Atemnot war ich angeregt, und während die Brust unter schwerer Beklemmung wie in Todesangst ächzte, dichtete es im Kopf Geschichten und Schwänke.

Ich wollte also doch mit dem Leben nicht abschließen. Wo und sooft es Gelegenheit gab, befragte ich Ärzte. Mancher horchte an der Brust, horchte am Rücken, guckte mit dem Spiegel in die Luftröhre hinab. Keiner sagte, was es eigentlich war, jeder verordnete: Schonung, keine Aufregungen, gute Nahrung, regelmäßige Spaziergänge, früh schlafen gehen. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit hielt ich mich an diese Regeln, allein ich gesundete nicht und ich starb nicht. Dann verlegte ich mich auf Quacksalbereien, denn alt und jung, männlich und weiblich, herrisch und bäuerlich, geistlich und weltlich wußte guten Rat. Gemswurzelpulver. Hasenfell auf die Brust. Tausendguldenkrauttee. Molken. Waschungen mit Weinessig. Höhenluft. Fichtenreisig im Schlafzimmer. Moorbäder. Ich tat nun schon alles mit der ziemlichen Gleichgültigkeit eines Mannes, dessen Tage gezählt sind. Versucht wurde selbst die Terrain-Kur, bei der nicht bloß die Tage, sondern auch die Schritte gezählt sind. Im Walde machte ich auf Anraten Lungenturnübungen, indem ich mit gehobenen Achseln wiederholt hoch aufatmete und mit weitoffenem Munde die frische Luft ein-

schlürfte. Ich gesundete nicht und starb nicht. Im ganzen war nicht zu verkennen, daß ich immer mehr herunterkam. Den besten Rat gab mir ein alter Herr auf dem Grazer Schloßberg: ich sollte trachten, nur noch einige Jährchen älter zu werden, dann wäre ich über das gefährlichste Alter hinaus.

Also lebte ich weiter, so gut es ging. Aber bisweilen verdroß es mich doch, daß ich oft so heiß nach Atem ringen mußte, den andere leicht und froh in die Brust trinken und ein lustig Liedel pfeifend wieder von sich blasen. Mühevoller erwirbt sich keiner das tägliche Brot, als ich das bißchen Luft erschnappen mußte, aus dem unendlichen Vorrat, der uns umgibt. Der Hergang eines Asthmaanfalles war stets folgender: Anfangs das Bedürfnis zu ruhen, bald kommt ein milder Schlaf, dessen ganze Süßigkeit mir bewußt ist, wie sonst nie. Endlich erwache ich wieder, fühle ein leichtes Unbehagen, in den Gliedern ist ein plötzliches Hitzen, Reiz zum Niesen, dann merke ich, daß der Brustkorb etwas enge ist. Ich habe das Gefühl, als schwelle sachte die Lunge an. Das Atmen wird schwerer, wie mit Stricken schnürt's die Brust zusammen, das pfeift, ich muß mich aufrichten, den Oberkörper vorgeneigt ist's noch am erträglichsten; aber es verschlimmert sich, ich versuche alle möglichen Stellungen einzunehmen, es nützt nichts, jede Bewegung verstärkt die Atemnot und vor Atemnot kann man kein Wort mehr sprechen, nur Silben kurz herausstoßen. So müde fühlt man die furchtbar arbeitende Lunge, daß man jeden Augenblick meint, sie müsse versagen. Das geht nun aber nicht bald vorüber, es dauert mindestens vier Stunden, oft auch, mit geringen Erleichterungen, einen oder mehrere Tage lang. Ein qualvoller Zustand. — Mit der Welt war ich zu jener Zeit im reinen, bat den Himmel nur noch, daß er rascher

mache. Die Anfälle kamen und gingen. Fast kamen sie mir im Laufe der Zeit milder vor, was aber auch die Gewohnheit machen konnte. Wenigstens ließen sie mich seelisch gleichgültiger. Doch die Kuren und Medizinen, auch die Regelmäßigkeit der Lebensweise wurden mir endlich langweilig. Ich wollte in das träge Hinsiechen manchmal eine kleine Abwechslung bringen. Zur Munterkeit reizte ich mich auf, mit Leuten trachtete ich wieder mehr zu verkehren, obwohl immer alles erschrocken war von meinem Aussehen. In Gesprächen aber röteten sich meine Wangen, ich wurde lebhaft, ließ mich bewegen, manchmal etwas Steirisches zum Besten zu geben, auch begann ich Wein und Bier zu trinken. Ich hub an, ins Wirtshaus zu gehen, unterhielt mich und dachte vielleicht erst um Mitternacht daran, nach Hause zu gehen. Manchmal kam darauf die Atemnot, manchmal nicht. Da fiel mir nämlich einmal etwas auf. Wenn ich des abends in Gesellschaft und unter lebhaftem Gespräche nach Hause ging, so folgte in der Nacht oder am nächsten Tage Brustkatarrh und Atemnot; ging ich allein, so war's gut. Endlich fiel es mir ein, daß die beim Sprechen rasch eingeatmete kalte Luft Ursache der Anfälle sein könne.

Als vor Jahren ein verdienstlicher Grazer Arzt mich versichert, daß durch Ausbrennen der inneren Nasenwände mit Lapis, oder Wegschneiden der Anschwellungen und Wucherungen in der Nase, mein Brustleiden heilbar sei, verstand ich den Zusammenhang nicht. Heute weiß ich freilich, daß dem Atmen der Weg durch die Nase im Notfalle mit Feuer und Schwert erkämpft werden müsse!

Behoben war die Atmungsnot aber trotzdem nicht und gerade im Sommer, wo gar keine kalte Luft einzuatmen war, kam sie am heftigsten. Da wurde mir einmal von jemandem die Asthmazigarette angeraten, die aus getrock-

netem Kraute des Stechapfels besteht. Es ist das sogenannte Hexenkraut, mit dem im Mittelalter allerlei Verzückungen und Bezauberungen zuwege gebracht worden sein sollen. Ich lehnte dieses Mittel barsch ab, es war wohl wieder eines von den Hunderten nichtsnutzigen. Jahrelang lag die mir zur Probe gespendete kleine Zigarette in meiner Tischlade, mir vor Augen. Einmal aber, während eines heftigen Anfalls, nahm ich sie, zündete sie an und sog einige Züge des Rauches in die Lunge. Tabaksraucher würden das Zeug schwerlich für ein „gutes Kraut" erklären, es war aber doch eins. Nach kaum zehn Zügen fühlte ich mich zur größten Überraschung erleichtert in der Brust und der Atem ging lind und ruhig. Das Mittel habe ich bis heute beibehalten. Es wird zu Asthmazeiten abends angewendet, wonach allemal ein süßer, erquickender Schlaf folgt, aus dem ich gestärkt und zur Arbeit munter erwache. Von allen Heilmitteln, die ich mein Lebtag angewendet, ist dieses das einzige mit positiver, unmittelbar wohltätiger Wirkung. Das Asthma hat für mich seine Schrecken verloren. Nun kam aber einmal etwas anderes.

In einer Dezembernacht des Jahres 1892 erwachte ich und empfand in der rechten Brust ein scharfes, heftiges Stechen. Mein erster Gedanke: Lungenentzündung! Am Morgen aufgestanden, jagte mich heftiger Schüttelfrost ins Bett zurück. Der Arzt bestätigte meine Mutmaßung. Drei Tage nachher waren wir so weit, daß der in Wiener Neustadt studierende älteste Sohn heimgerufen wurde. Mir war ganz klar, was das zu bedeuten hatte. Dann im Nebenzimmer Ärztekonzilium, ich hörte nur von einem hohen Fieberstande, vom „Versehenlassen", weiter habe ich nicht hingehorcht auf das Urteil über Leben und Tod. Mir fehlte nachgerade das Interesse dafür, ich war schläferig. So gut

habe ich nie geruht, wie in jenen Tagen schwerer Krankheit. Jede Bewegung war nicht bloß verboten, sondern wegen der großen Schwäche auch unmöglich. In den Nächten, wenn die Meinen im Nebenzimmer wohl bange nach den kurzen Atemzügen horchten, sah ich liebliche Erscheinungen aus der Kindheit, hörte den Wiegengesang meiner Mutter. So kam das Weihnachtsfest. Sie wollten auf den Christbaum verzichten an dem Tage, der über Leben und Tod entscheiden sollte. Die Bitte, den kleineren Kindern ihr holdes Glück nicht vorzuenthalten, ich konnte sie nur hauchen. So wurde im Nebenzimmer der Tannenbaum aufgestellt. Obschon stark am entgegengesetzten Rande des Lebens, gehörte auch ich — wie es sich nun herausstellte — zu den kleinen Kindern. Den Christbaum wollte ich sehen. Der Arzt, dem meine Stimmungen gar wohl bekannt waren, gestattete, daß das Bett so gegen die Tür gerückt werde, um mit meinen Augen an dem Weihnachtsbaume teilnehmen zu können. Als dann der Baum leuchtete und sie das Bett rückten, barst dieses plötzlich auseinander, so daß nach allen Seiten die Bretter und Kissen hinfielen und ich mit meinem Strohsacke auf dem Boden lag. Der Meinigen Schreck war groß, ich aber lag ganz zufrieden, wo ich lag, und betrachtete den strahlenden Baum. Ich werde ja ohnehin das letzte Mal Lichter und Kinder sehen, fiel es mir ein, aber mir war ganz gehoben dabei zumute. Das Sterben ist ja auch ein Fest. — Ein anderes Bett war bald vorhanden. Die Trümmer des alten wurden in das Vorhaus gelehnt und davon kam das Gerücht: er ist tot. Mein Schlaf in derselben Nacht mag danach gewesen sein, die Wärterin soll Stund' um Stund' mit ihren Medizinen, Labungen und Hilfsbereitschaften zu meinem Bette gekommen sein, ich wurde nicht wach und am Christmorgen wußte sich der Arzt vor Ver-

gnügen nicht zu fassen über das plötzliche Sinken des Fiebers.

Die Krise war glücklich vorüber. — Ungemütlicher wurde die Krankheit später, als eine Rippenfellentzündung und eine Venenentzündung dazukam. Das gab Schmerzen und dauerte monatelang. Aber selbst diese Zeit war eine selige. Es war so heimlich bei Weib und Kindern, die mich mit aller Liebe hegten und pflegten. Das erste Gedicht des Genesenden — es wurde noch mit sehr zitternder Hand geschrieben — hat gelautet:

Mein tapferes Weib.

Ein Lied aus schweren Tagen,
Wer wüßt' es nicht zu singen,
Ich stammle meins mit Zagen,
Denn kaum kann es gelingen,
Die dumpfen wochenlangen,
Die schattendüstren Qualen,
Ein Meer von Not und Bangen
Zu gießen in enge Schalen.
Mir deckt' den Kern des Ganzen
Ein heit'res Traumgesicht,
Ich sah die Engel tanzen
Im rosigen Himmelslicht,
Ich hörte sie auch singen,
Sie sangen so süß und fein,
Das Schönst' von allen Dingen
Im Himmelreich zu sein. —
Am Krankenbette unten,
Die Ärzte saßen schweigend,
Die Hausgenossen stunden
Ringsum, die Köpfe neigend,
Die Kinder leise weinen,
Ich sollte es nicht hören,
Wie brannten weh in meinem
Gemüt die heißen Zähren!

Nur eine der Gestalten
Stand aufrecht, ungebeugt,
Im zielbewußten Walten;
Das Haupt zu mir geneigt,
Bot sie trotz eigner Schmerzen
Mit ihres Blickes Gabe
Dem kranken, wehen Herzen
Die allerbeste Labe.
Und mit geschickten Händen
Wußt' sie ohn' Ruh und Hasten
Den kranken Leib zu wenden
Zum sanften bess'ren Rasten.
In meiner Leiden Kette,
Voll edler Frauenhuld
Saß sie am Krankenbette
Mit Sanftmut und Geduld.
Und wenn ich wollt verzagen,
Ihr zuversichtlich Wesen
Hat mich emporgetragen
Zum Hoffen und Genesen. —
Des Hauses starke Säule,
Des Herzens frohes Leben
Hast du, wenn dir zum Heile,
Ein tapf'res Weib gegeben.

Dieser Aufzeichnung aus den neunziger Jahren ist nachzutragen, daß mir nebst der Asthmazigarette der Tuckersche Naseneinstäubungsapparat (ich bezog ihn von E. Schmied, Bern, Finkenrain) ein sehr wirksames Linderungsmittel geworden ist. Geheilt ist das Übel nicht. Die Atemnot ist sanfter geworden, aber gleichmäßiger, andauernder und mit Katarrhen verbunden, die nicht selten in Bronchitis ausarten.

So begleitet mich das Leiden seit 34 Jahren. Allmählich kamen auch die unheimlichen Erscheinungen eines Herzleidens dazu, und so war es gewagt, die Generalrevision des Lebenswerkes bis ins siebzigste Jahr zu verschieben.

Nun ist sie zur Not getan. — Wenn es sein muß, ich bin bereit. —

Im ganzen ist meine Kränklichkeit mir eine gute Erzieherin geworden. Sobald ich nur ein bißchen über die Schnur haue, werde ich bestraft. So habe ich mir's angewöhnen müssen, nie ganz so lange zu essen, bis ich satt bin, nie zu heiß und nie zu kalt, die Speisen gut zu kauen, nie mehr als ein Glas Wein zu trinken, nie mehr als eine Zigarre zu rauchen, nie länger als bis zehn Uhr abends aufzubleiben, womöglich nie weniger als fünf, nie mehr als sieben Stunden zu schlafen, und nie daran zu vergessen, daß der Herr erst am sechsten Tage den Adam erschaffen hat. —

Ein zweites Glas Wein hatte bei mir schon Folgen, allerdings nicht die bekannten landläufigen, ich wurde bloß heiter und geistig angeregt. Bald aber kam körperliche Abspannung, Erschöpfung; das erste Glas mag stärken, das zweite schwächt. Der Katzenjammer nach einem übermütig verlebten Abend äußert sich bei mir weniger körperlich als seelisch am nächsten Tage. Nie habe ich bereut, zu rechter Zeit schlafen gegangen zu sein, eine lustige Gesellschaft versäumt zu haben. Wie oft aber das Gegenteil! Und noch gut, wenn der allernächste Tag schon Richter ist, wenn es dann vergeben und vergessen wieder weitergeht.

Mein Schlaf ist spärlich und leicht, ein Schläfchen nach dem Mittagsessen schmeckt gut, wird aber gern mit Atemnot oder einer gewissen Trägheit für den Rest des Tages bestraft. Ein Spaziergang in der Sonnenhitze wirkt auf mich wie Gift; bei kalter Witterung, in Regen, Schnee und Sturm wandere ich gerne und ohne Gefahr. Bei Ausflügen fühle ich mich gewöhnlich als zu warm und zu schwer gekleidet. In leichtem Kleide habe ich mich nie erkältet, in

schwerem nach ausgebrochenem Schweiße unzähligemal. In der Wohnung offene Fenster ohne Zugluft; scharfer Wind ist nach meiner Erfahrung nicht so schlimm, weil nicht so falsch, als Zugluft. Im Schlafgemache Winter und Sommer die Nacht über ein offener Fensterflügel, aber so, daß der Luftstrom nicht aufs Bett geht. Von hartem Bette bin ich kein Freund, dazu sind meine Knochen nicht genug mit Fettpolster überzogen; ist die Unterlage weich, so kann die Decke leicht sein, eine dünne Wollendecke, im Winter zwei, aber keine widerliche und ungesunde Tuchend. Das Kopfkissen soll hart und flach sein.

Die beste Medizin und Erfrischung für einen Kränklichen ist mäßige Arbeit. In manchen Leidensstunden ist Arbeit freilich unmöglich, sobald es aber sein kann, soll man sie trotz oft großer Schwäche und Schmerzen sofort wieder ergreifen. Arbeit regt die Kräfte an, lenkt die Gedanken von der Krankheit ab. Gar manches lustige Geschichtchen habe ich unter schwerer Atemnot geschrieben.

Der Krankheit doch nicht gleich nachgeben; sich ja nicht immer die Lehre der Materialisten vorstellen, daß der Geist nur vom Fleisch abhänge, manchmal ist es umgekehrt, und ein starker Wille hat schon manche Krankheit überwunden. Tätigkeit ist die Triebfeder der Lebensuhr. Man kann sich überarbeiten, aber noch weit leichter kann man sich überfaulenzen. Leute, die nichts zu tun haben oder nichts tun wollen, als auf ihre Leiden zu achten, werden immer etwas zu klagen haben, und jener Wohlhabende ist gesund geworden, als er arm ward, nicht mehr Zeit hatte, krank zu sein, sondern sich den Unterhalt erwerben mußte.

Mancher Kranke würde sein Leiden mit großer Geduld ertragen und mit aller Gemütsruhe der Genesung entgegensehen, aber er quält sich mit der Angst vor dem Ster-

ben. Würde er wissen, wie viel ein Mensch aushalten kann, welch eine Zerstörung des Körpers dazu gehört, bevor er stirbt, er würde nicht so ängstlich sein. Er soll doch einmal die Bäume betrachten im Walde; wie wenige von ihnen sind ganz gesund; der eine krankt an den Blättern, der andere hat tote Äste, dem dritten fällt die Rinde ab, der vierte hat einen geknickten Wipfel, der fünfte einen hohlen Stamm oder ist sonst angemorscht und zerfressen. Und sie leben doch, sie grünen jedes Jahr, wachsen und weiten sich und sterben noch immer nicht. — Wo ist ein ganz gesunder Mensch? Mancher wird nur darum alt, weil er kränklich ist, weil er demzufolge trachtet, vernünftig zu leben. Und mancher wird nur darum ein besserer Mensch, weil er kränklich ist; er lernt sich bezähmen, sein Augenmerk auf geistige Vorzüge richten, seine Freude an seelischen Gütern suchen. Und mancher wird nur darum glücklich, weil er kränklich ist, denn er findet mehr Ruhe und Frieden in der Ergebung, als er im Hasten, Jagen und Wähnen je gefunden hätte.

Der Doppelgänger.

Nun schließe ich die allgemeinen Schilderungen und will noch eine Reihe von außergewöhnlichen Erlebnissen, Erfahrungen, Betrachtungen, Bestrebungen und Erfolgen der Zeitfolge nach verbuchen, wie sie seit etwa vierzig Jahren in mein Leben getreten sind.

An einem Wintermorgen des Jahres 1874 brachte mir der Briefbote ein seltsames Schreiben in meine Wohnung zu Graz.

Der Brief war von Baron Mayr v. Melnhof, Herrenhausmitglied in Wien, welcher mir in höflicher Weise schrieb, warum ich die junge Bekanntschaft mit ihm so rasch wieder abgebrochen hätte? Warum ich damals nicht einmal seiner — wie er glaube — freundlichen Einladung zum Diner Folge geleistet und warum ich seit den vier Wochen nichts mehr von mir hätte hören lassen.

Dieses Schreiben war mir deshalb so seltsam, weil ich von all' dem nichts wußte. Ich wußte von keiner Bekanntschaft mit dem Baron, ich wußte von keiner Einladung zum Diner, wie ich ja überhaupt um die angedeutete Zeit gar nicht in Wien gewesen war. Ich besah wiederholt die Adresse, sie war ganz genau an mich gerichtet, ich wußte mir die Zuschrift nicht zu erklären.

Nun fand sich bei derselben Post auch ein Brief von einem Freunde, dem Dichter Friedrich Marx, der damals in Graz lebte. Selbiger machte mich aufmerksam, daß in Graz ein junger Mann herumgehe, der sich unter verschiedenen Namen als Schriftsteller ausgebe und den Leuten Geld herauslüge; so habe der Mensch bei Hamerling als

der Dichter Moser vorgesprochen, beim Chefredakteur der „Tagespost“ als der Schriftsteller Lang, bei ihm — Marx — als ein Journalist Vogel, habe sogar Empfehlungsbriefe vorgezeigt und sei es ihm gelungen, Beträge herauszulocken. Ich solle mich vor dem Manne in acht nehmen, falls er auch bei mir vorspreche.

Was war natürlicher, als daß mir einfiel, der Schwindler könne auch in Wien gewesen sein, sich bei Baron Mayr v. Melnhof für meine Person ausgegeben und wohl auch auf meinen Namen irgendwie gesündigt haben. Dem Baron Mayr schreiben, daß ich von allem nichts wisse, daß ich nicht das Vergnügen habe, ihn persönlich zu kennen, daß ich einen Mißbrauch meines Namens vermute — und meine Photographie beilegen, das war das erste, was ich tat und auch das zweckmäßigste.

Kaum, daß ich mit diesen Dingen fertig war, wurde mir die Visitenkarte eines Johann von Bergen überbracht, der Herr stehe im Vorzimmer und wünsche einen Augenblick mit mir zu sprechen.

Ich lasse ihn bitten.

Ein hübscher, junger Mann mit feinen Manieren tritt ein; auf meinen Vorschlag, Platz zu nehmen, sagt er: „Meinen Dank. Ein Bittsteller pflegt seine Anliegen stehenden Fußes vorzutragen. — Ich will, mein lieber Herr R., nicht viele Phrasen machen, wir sind Männer. Sie haben sich aus harter Drangsal, heldenhaft möchte ich sagen, emporgeschwungen zur Stelle, wo Sie jetzt stehen, zur gottgesegneten Stelle, wo Sie Ihr edles Herz frei walten lassen können. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch nehmen, sondern mich kurz fassen. Ich bin auf der Durchreise von Wien nach Triest, nach meinem neuen Bestimmungsort als Redakteur der Triester Zeitung. Ich

fuhr in der Nacht und hatte das Unglück, daß mir unterwegs, während ich schlief, mein Überrock mit der Geldbörse entwendet wurde. So mußte ich in Graz aussteigen, wo ich allerdings keine Bekannten habe, sondern genötigt bin, mich an meine Herren Kollegen zu wenden."

Seine Worte sind gewählt und fließend, nun aber wird die Stimme dumpf, droht in Tränen zu ersticken und indem er sich halb von mir abwendet, um seine Bewegung zu unterdrücken, stöhnt er: „Mich friert, mich hungert . . ."

Ich erfasse seine Hand. Er taucht seinen Schmerz nieder und sagt: „Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich — betteln muß, es ist zu hart."

„Der Hunger soll alsbald überwältigt werden," sage ich, „was ich jedoch weiter tun kann, ist kaum der Rede wert, vielleicht sollten Sie sich an den hiesigen Schriftstellerverein wenden, der noch keinen bedürftigen Kollegen im Stiche gelassen hat."

„Bei dem war ich bereits," versetzte er, „nicht minder auch bei Professor Hamerling, bei Friedrich Marx. Die Herren haben mich auch liebenswürdigst unterstützt."

So mußte doch der schärfste Hunger gestillt sein. Ich schöpfte Verdacht und sagte geradeweg: „Haben Sie bei Friedrich Marx nicht unter dem Namen Vogel vorgesprochen?"

„Allerdings, lieber R., der Familienname meiner seligen Mutter."

„Und bei Hamerling als der Dichter Moser?"

„Der bin ich."

„Und in der Redaktion der „Tagespost" als Schriftsteller Lang?"

„Mit diesem Namen zeichnete ich mehrere meiner Feuilletons."

„Und nach dieser Karte heißen Sie Johann v. Bergen!"

„Sie wissen," antwortete der Fremde, ohne sich im geringsten verblüffen zu lassen, „bei uns in der Schriftstellerwelt spielt das Pseudonym eine wesentliche Rolle, besonders dem Journalisten gebietet die Klugheit —"

„Ich dächte aber, wenn man die Wohltätigkeit der Kollegen anruft, daß man's hübsch unter dem richtigen Namen tue."

„Sie haben sehr recht, der Übermut ist in solcher Lage nicht am Platz. Ich bin beschämt."

„Nun, vielleicht gelingt es mir, unter meinen Bekannten einiges für Sie zusammenzubringen. — Apropos, noch etwas!" rief ich, als er schon an die Türklinke griff. „Da Sie in der Namensverwechselung schon eine so staunenswerte Fertigkeit besitzen, sollten Sie nicht etwa bei Baron Mayr v. Melnhof in Wien unter meinem Namen vorgesprochen haben?"

„Mein Herr!" versetzte der junge Mann in imponierend ernstem Tone, „obzwar ich um eine kleine Unterstützung bei Ihnen vorsprach, haben Sie doch nicht das Recht, mich zu beleidigen."

„Nun, will's noch nicht gesagt haben," trat ich zurück. „Aber das müssen Sie mir zugeben, daß Ihr eben selbst eingestandenes Auftreten unter verschiedenen Namen in Graz nicht anders als gaunerhaft erscheint, daß man sich sonach von solch einem Menschen allerhand Übriges denken kann und muß. Geht's Ihnen schlecht, können Sie sich allein nicht helfen, so bitten Sie um Unterstützung, das ist nichts Schlimmes, das tun viele, die doch brave Menschen sind; aber tun Sie's ehrlich, belügen Sie die Leute nicht in dem Augen-

blick, da Sie die Hand nach Almosen ausstrecken müssen. Sie sind noch jung, ich rate Ihnen die Redlichkeit an, und das ist die beste Gabe, die ich Ihnen reichen kann."

Er schwieg zerknirscht; seine rechte Hand wollte sich zitternd und zagend nach der meinen heben.

„Was ich sagte, ist wahrlich nicht schlecht gemeint," fuhr ich entzückt über meine sittliche Hoheit fort, „werde sehen, was sich für Sie tun läßt. Müssen mir aber Ihre hiesige Wohnung angeben."

„Im Hotel zur goldenen Sonne," versetzte er rasch, „indes möchte ich doch höflichst gebeten haben, eine Kleinigkeit für den Augenblick! Denn schon seit Tagen habe ich nichts Warmes in den Leib bekommen."

„Leben Sie wohl!" rief ich ihm zu, denn dieses „nichts Warmes im Leib seit Tagen" erinnerte mich zu lebhaft an die gewerbsmäßigen Stadtbettler. Wein, Schnaps und dergleichen sind freilich nichts Warmes.

Der Herr Kollege vergab sich nicht das mindeste, fein und höflich, wie er gekommen, verließ er das Zimmer; jede Bewegung mit seinem Hut, mit seinem eleganten Spazierstocke, jedes Wort war weltmännisch; schier hätte ich mich bestens bedankt für den „ehrenden Besuch".

Als er davon war, benachrichtigte ich sofort die Polizei, daß in der „Goldenen Sonne" ein Mann wohne, der sich unter verschiedenen Namen in der Stadt herumtreibe. Was sie mit ihm machen wolle, das sei ihre Sache.

Die Polizei kam zu spät, der Vogel war in genanntem Hotel bereits ausgeflogen. Eine Notiz über den Schwindler, die ich ins Abendblatt desselben Tages rücken ließ, veranlaßte eine Zimmerpartei in der Schmiedgasse, der Polizei mitzuteilen, daß soeben ein Herr, auf den die Notiz passe, bei ihr zur Aftermiete eingezogen sei. Die Hermandad waltete

ihres Amtes und überraschte den Jüngling in seinem neugemieteten Zimmerchen, wo er sich eben mit einer gutherzigen Genossin von der Gasse häuslich einrichten wollte.

Ohne Widerrede legte er die Hände kunstgerecht zur Fesselung hin. —

Einige Wochen früher hatte sich in einem Hause der Operngasse in Wien folgendes abgespielt:

Bei Baron Mayr v. Melnhof sprach ein junger, anständig, doch dürftig gekleideter Mann vor. Der Baron kam ihm menschenfreundlich entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Ich bin, verehrter Herr Baron, aus Steiermark," antwortete der junge Mann artig.

„So wären wir ja Landsleute!"

„Allerdings, Herr Baron, deshalb nahm ich mir die Freiheit —"

„Wer sind Sie aber sonst?"

„Ich bin in Verlegenheit. Die Sache ist die, Herr Baron," stotterte er, „ich bin der Schriftsteller — der steirische Volks —"

„Ah, Rosegger!" fiel ihm der Baron lebhaft in die Rede.

„So ist es."

„Das freut mich, Sie kennen zu lernen. Sie haben mir mit Ihren Büchern schon manchen Spaß gemacht. Nehmen Sie doch Platz. Leben Sie jetzt in Wien?"

„Bin nur auf ein paar Tage hier. Nun ist heute — damit ich gleich zur Sache komme — am Hohen Markt eine Bücherauktion. Ich sehe in derselben eine Anzahl von Büchern, die ich schon lange zu besitzen wünschte und die hier gewiß um billigen Preis erstanden werden können. Ich habe wohl schon nach Hause telegraphiert, daß mir das

nötige Geld eiligst geschickt oder angewiesen werde, es dürfte jedoch vor morgen früh kaum eintreffen. Die Sache erleidet natürlich keinen Aufschub, ich habe in Wien wenig Bekannte — nun, so erinnerte ich mich an meinen hochherzigen Landsmann, den Herrn Baron, und bin dreist genug, ohne viel Umstände — wie ein redlicher Mann zum andern spricht — zu bitten: borgen Sie mir bis morgen früh den Betrag!"

„Es freut mich, daß Sie frisch von der Leber weg sprechen. Wie viel bedürfen Sie?"

„Mein Gott, je nachdem. Es sind ein paar von der Verlagshandlung ziemlich hoch notierte Werke dabei. Man feilscht natürlich mit und sieht zu, wie sie losgeschlagen werden —"

Der Baron drückte ihm eine Hunderterbanknote in die Hand. „So, lieber Freund, und wenn Sie mich morgen zum Diner beehren wollen?"

„O, zu gütig! Ich werde die Auszeichnung zu würdigen wissen. Ich preise nun erst meine momentane Verlegenheit, die mir die Ehre vermittelte, die Bekanntschaft eines in jeder Beziehung so ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben."

„Sagen Sie mir, Lieber," versetzte der Baron, „frieren Sie nicht in Ihren leichten Kleidern?"

„Es gewöhnt sich, Herr Baron," versetzte der junge Mann in bescheidenem Tone.

„Wir verlangen von unseren Dichtern ein warmes Herz," sagte Baron Mayr, „so meine ich, könnten sie von uns einen warmen Winterrock verlangen. Es soll Sie nicht verletzen, lieber R., wenn ich Ihnen eine Karte an meinen Schneider mitgebe."

Der Bursche drückte ihm gerührt die Hand und hauchte: „Sie sind ein edler Mann!"

Bald darauf empfahl er sich — und ist nicht wiedergekommen. Er kam nicht mit dem Gelde, er kam nicht zum Diner, aber den neuen Anzug beim Schneider hatte er angenommen.

Nach Wochen schrieb denn der Herr Baron an mich nach Graz den eingangs erwähnten Brief. Meine Antwort und ein weiteres Schreiben von Wien, in welchem der Besuch in der Operngasse erzählt wird, klärte die Sache auf. Und mittlerweile fügte es sich, daß ich den Gauner in Graz festnehmen ließ, ohne zu wissen, daß es mein Doppelgänger gewesen.

Der junge Mann, der so viele fremde Namen ausborgte, hieß mit dem eigenen: Alois Eskanasi. Dieser Leibname ist an sich ja gar nicht übel, aber es ließ sich mit ihm nicht mehr gar viel machen, denn er war bei der Polizei und den Gerichten etwas fatal angeschrieben. Man sprach davon, daß der junge Abenteurer einer berühmten Tänzerin Kind sei und von einer hochgestellten Persönlichkeit die Mittel zur Ausbildung erhalten habe. Er verleugnete diese „Bildung" in seinem Benehmen nicht einen Augenblick. Dazu war er ein hübscher, schlanker Bursche mit sympathischen Zügen und besaß schauspielerische, auch schriftstellerische Fähigkeiten.

Eskanasi hatte vor Gericht nicht einen Moment geleugnet, daß er unter fremdem Namen Geld genommen, doch überraschte ihn die vom Gericht gezogene Logik, daß er deshalb eingesperrt werden sollte. Was tut denn auch der Name zur Sache. Der Baron gab den Rock nicht dem Namen, sondern dem Menschen, der fror, und das war er. Und verlangte nicht, daß der Empfänger die Gaben wieder

zurückbringe. Der eine braucht sein Geld nicht und der andere hat sich damit gesättigt. Weshalb also eingesperrt?

Eskanasi saß damals ein halbes Jahr lang in Untersuchung, hernach verurteilte ihn das Gericht wegen „Falschmeldung" und anderem zu einem weiteren halben Jahre Arrest.

Im Arrest behagte es dem Manne nicht. Mich mußte er — obwohl wir uns nur einmal gesehen — besonders ins Herz geschlossen haben; er schrieb mir aus dem Gefängnis folgenden Brief:

Geehrter und edler Herr v. Rosegger!

Es fällt mir nicht bei, das Unrecht, das ich an Ihnen begangen, beschönigen zu wollen, dasselbe ist nicht klein, aber Ihre Herzensgüte ist noch viel größer. Sie verstehen als Dichter in allen Menschen Gemütern zu lesen und müssen also auch wissen, wie einem zumute ist, wenn man friert und hungert und von der Gesellschaft verachtet ist. Aus Bosheit habe ich in meinem Leben nichts Schlechtes getan, wollte auch Ihnen nichts Schlimmes zufügen. Ich bin zum Herrn Baron M. gegangen nur in der ehrlichen Absicht, mir von dem wohlhabenden Manne eine kleine Gabe zu erbitten. Ihr Name ist mir dort rein in den Mund gelegt worden. Freilich verwertete ich ihn nachher, denn der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken — daher bin ich überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden.

Ich habe Bildung genossen, besitze regen Geist und Interesse besonders für die schöne Literatur und Sie können nicht glauben, wie mir in meiner gegenwärtigen Lage langweilig ist. Ich weiß nicht, mein lieber Herr v. R., ob Sie sich eine Existenz im Arrest vorstellen können, man kann sich nicht satt essen, darf nicht rauchen, kaum eine halbe Stunde des Tages in die frische Luft, und die rohe Behandlung, die ich nicht gewohnt bin. Wie da ein gutes Buch eine Wohltat wäre! Und so wollte ich Sie denn gebeten haben, und das ist der Grund dieser Zeilen, Sie möchten mir einige Bücher leihen, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich bin überzeugt, daß ich vor Ihnen, dem Menschenfreunde, keine

Fehlbitte tue und werde die Bücher unversehrt und gewissenhaft wieder zurückstellen.

In der sehr angenehmen Erwartung einer freundlichen Antwort, geehrter Herr v. R., Ihr

ganz ergebener

Alois Eskanasi,

Graz, im Kriminalgebäude, 2. Stock, Tür Nr. 19.

Anfangs war ich über solch' unerhörte Frechheit empört. Dafür, daß dieser Strolch in meinem Namen Leute betrogen hat, soll ich ihm im Arrest die Zeit vertreiben?

Allmählich legte ich mir die Sache anders vor. Im Grunde — dachte ich — hat er recht. Aus Bosheit hat er's nicht getan, der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken. Wir unter normalen Verhältnissen aufgewachsenen, anständig gestellten Leute haben gut Sitten predigen. An wen soll er sich denn wenden, als an mich? Ich habe ihn einsperren lassen, ich mag ihm das Gefängnis erleichtern. Mich hat er beleidigt, ich soll ihm verzeihen. Wer denn sonst?

Ich erfüllte seine Bitte. Allerdings war ich so boshaft, ihm Zschokkes „Stunden der Andacht" zu schicken und Alban Stolz' „Kompaß für Leben und Sterben", aber ich sandte ihm auch die „Studien" von Adalbert Stifter. Man sagt ja immer, daß man Stifter mit Sammlung und Ruhe lesen müsse, um den rechten Genuß an ihm zu haben. An Sammlung und Ruhe soll es im Arrest nicht fehlen. Und vielleicht wären die idealen Gestalten dieses Dichters, die ihren milden Strahl in ein verkommenes, dunkles Menschenleben würfen, für dieses Menschenleben doch eine Gnade Gottes. Ich erbaute mich ordentlich in dem Gedanken, wie sich der arme Mensch an dieser Lektüre erbauen würde.

Ein paar Tage später wurde ich ins Kriminalgebäude

beschieden und der Gefängniswärter zeigte mir meine mit meinem Namenszug bezeichneten Bücher. Der Arrestant Nummero 19 hatte sie zum Verkaufe ausgeboten.

Ich hatte genug. Von allen pädagogischen Gelüsten geheilt, trug ich die Bücher nach Hause. Von Eskanasi hatte ich hierauf lange nichts mehr gehört. Hingegen suchte ich in Wien gelegentlich den Herrn Baron Mayr v. Melnhof auf, um mich für die Wohltaten zu bedanken, die er, gleichwohl an einen anderen verschwendet, doch mir vermeint gehabt. Der Herr Baron meinte, es wäre alles gut, aber das müsse er schon sagen, persönlich präsentiert hätte mich Alois Eskanasi besser, als ich selbst.

Seither waren Jahre verflossen. Da erhielt ich eines Tages ein Schreiben aus dem Erzherzogin-Sophien-Spital in Wien und zwar — von Eskanasi.

Mit großem Wortaufwande tat er dar, wie tief und wahrhaft elend er geworden. Er stehe vor den Trümmern seiner Talente, habe vor zwei Monaten das Haus verlassen, in welchem er wegen neuer Fehltritte so lange gebüßt, befinde sich nun auf dem Siechenlager, das wohl auch bald sein Sterbebett werden würde. Er habe keinen Freund auf der weiten Welt. Er besitze nicht das geringste Mittel, um sich eine kleine Erquickung verschaffen zu können. Zwischen der Menschheit und ihm stehe sein berüchtigter Name. Daß er seine Wohltäter unter jenen suche, denen er Böses zugefügt, das sei ganz natürlich, denn gerade solche Menschen müßten den Abstand zwischen sich und ihm — dem Verworfenen, Verlornen — am besten ermessen; gerade solche müßten ihren Vorteil ihm gegenüber am tiefsten fühlen und gerade für solche wäre es das höchste Verdienst, ihm — dem Sterbenden — eine kleine, milde Gnadengabe zu reichen. — Dann versicherte er in seinem Schreiben, daß meine

Schriften im Spitale vielen zu Trost und Labe dienten, und daß ein solcher Verfasser auch das gute Herz haben müsse, wie er es ja auch schon persönlich erfahren: so flehe er mich an, ihn nicht ganz zu verlassen in seiner Not, ihm ein letztes Almosen nicht zu versagen.

Zum Schlusse bat er noch um Verzeihung, „daß seines Jammers Schatten einen Moment mein freundlich Arbeitsstübchen verdunkelt hätte . . .“

Wörtlich kann ich diesen Brief nicht mehr angeben, weil ich ihn unmittelbar nach dem Durchlesen in viele Stücke zerrissen habe.

Ob es plötzlich aufwallender Zorn war, oder sittliche Entrüstung, oder Pharisäerstolz — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wie sehr ich wünsche, ich hätte dem Briefsteller damals ein paar freundliche, versöhnende Worte geschrieben — ich vermute nun, er hat mit seinem letzten Almosen nichts anderes gemeint, als dieses. Aber wir sind der Tugendhafte, der doch lieber dem unschuldigen Armen eine moralische oder materielle Gabe reicht, als einem durch Leichtsinn und eigene Schuld Verkommenen! Zwar erinnere ich mich nicht, in dieser Meinung anstatt dem Verlorenen damals einem unschuldigen Armen etwas zuliebe getan zu haben. — Aber die Reue kommt nicht um einen Tag früher, kommt genau in der Stunde, da es zu spät ist.

Bald las ich in den Blättern, daß jener Alois Eskanasi in einem Spitale Wiens gestorben war.

Der achte Dezember.

Erinnerung nach einer Zuschrift.

Sie wollen den 8. Dezember 1881 verbuchen? Mit Schauderszenen, die das Herz zerreißen und wahnsinnig machen, wollen Sie nicht verschont sein? Ich will Ihren Blick von unserer Unglücksstätte ablenken, will Ihnen einen anderen 8. Dezember zeigen — jenen des Jahres 1863, an welchem in der Jesuitenkirche zu San Jago in Südamerika zweitausend Menschen verbrannten. Es war am Morgen des Tages ‚Unserer lieben Frau', von sechs bis sieben Uhr, also genau an demselben Tage und genau zur selben Stunde — wenn man den Unterschied der Tageszeit zwischen den beiden Kontinenten nimmt. Hier die Bühne, dort der Altar, an welchem die Draperien des Marienbildes Feuer gefangen, und in wenigen Minuten das Innere der Kirche zu einem Höllenpfuhle gemacht hatten. Die Jesuitenpatres hatten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis die Kirche durch die ganze Länge und Höhe des Schiffes mit papierenen Heiligenfahnen und künstlichen Wolken und Sternhimmeln aus Gaze geschmückt. Als der Brand ausbrach, stürzten die Unglücklichen in Panik nach dem einzigen Ausgange, den bald lebendige Barrikaden versperrten. Hunderte verblieben kniend im Gebete und wurden so ein Opfer der Flammen. Die Patres flüchteten durch die Fenster der Sakristei — nur einer verblieb und segnete die Sterbenden ein. Tags darauf waren alle dem Orden Angehörige verschwunden. Das Volk von San Jago machte die Kirche nicht nur der Erde gleich, sondern grub sogar die Fundamente aus, zerstückte die Quadern und karrte sie ins Meer. Dann

wurde der Boden umgepflügt und Salz darauf gesäet. Kein Kreuz, kein Denkmal durfte „an der Stätte des Fluches“ errichtet werden, und sie blieb öde und vom Fuß gemieden bis auf den heutigen Tag. — Doch, was frommt’s nur! Unser zerrissenes Herz läßt sich nicht ablenken, das ist jetzt in Wien.

Der 8. Dezember 1881 war ein nebeltrüber Tag, aber Wien war voll Leben und Lust. Ich hielt in meiner hochgelegenen Wohnung Feiertagsruhe und schaute — wie ich das so gerne tue — durch das helle Glas über die Giebel der Häuser hinweg zu den schönen Türmen der Votivkirche.

Gegen Mittag erhielt ich Besuch. Mein lieber Vorhofbauer aus der Scheibbs, bei welchem ich im vorigen Sommer drei idyllische Wochen zugebracht, hatte Wort gehalten und mich in der Stadt aufgesucht. Er hatte einer Handelsangelegenheit wegen in Wien zu tun, wollte sich aber nur kurze Zeit in der großen Stadt aufhalten — es wäre recht schön in Wien, meinte er, aber daheim bei seinem Weiberl, bei den Kindern, den kleinen und den großen, wäre es ihm doch noch lieber. — Der Mann gefiel mir immer; was bei uns Bildung heißt, das heißt in der Scheibbs Hausverstand und das Herz am rechten Fleck haben — und das hatte er.

„Also, Vorhofbauer, was wollt Ihr heute Abend in Wien anfangen?“ — Er ist zu allem aufgelegt. „Ins Theater?“ — „Wenn’s was Lustiges gibt.“ — Fragen wir die Zeitung. Im Burgtheater „Don Carlos“, das ist nichts für den Vorhofbauer. Im Opernhaus „Fantasca“, vielleicht nicht übel, ist aber kein Platz mehr zu haben. Stadttheater: „Die Welt, in der man sich langweilt?“ — „Um Gotteswillen, nur das nicht!“ ruft der Landmann aus. Im Carltheater: „Sarah und Bernhardt“. Was weiß mein Freund

von der Sarah Bernhardt! Theater an der Wien: „Der lustige Krieg". Halt, das wäre etwas. Ringtheater: „Hofmanns Geschichten", ein neues Stück. Ist gestern die Erstaufführung gewesen. — Der Vorhofbauer meint, da wären ihm die Geschichten lieber, wie der Krieg. — Gut, Offenbach, der Komponist, ist ein fröhlicher Junge. Was sagt nur die Zeitung über die gestrige Vorstellung von den „Erzählungen Hoffmanns"? Sie schreibt folgendes: „Ein in vieler Beziehung höchst merkwürdiges Werk. Ganz und gar von der herkömmlichen Schablone abweichend, bietet diese phantastische Operette ein Gemisch von romantischer Ironie, bizarrer Laune und wirklicher Poesie. Einfälle eines Genies, ohne die Kraft, sie gehörig zu verwerten, Überspanntheiten der bedenklichsten Art, viel Lärm und doch auch wieder ansprechende Musik genug! Hat der Verfasser des Textes einen Tropfen Fegefeuer aus der Hexenküche des großen Phantasten in sein Blut aufgenommen, so scheint der Komponist über sich selbst hinausgewachsen, in Regionen, die ihm fremd waren, ohne ihm verschlossen gewesen zu sein. — Das Publikum saß wie vor einem Rätsel. Nach dem zweiten Akte wurde stark applaudiert, besonders Herrn Direktor Jauner, der alles getan hat, was in den Kräften seines Theaters stand, um das Werk, welches eher an die große Oper oder deren Kräfte appellierte, geschmackvoll aufzuführen. Den unheimlichsten und tiefsten Eindruck machte das ausgezeichnete Spiel des stimmbegabten Herrn Wilke."

„Gut."

„Also ins Ringtheater. Ich gehe nie in die Komödie, lasse Euch eine Karte holen und nach dem Theater sehen wir uns bei der ‚Linde'. — Ein gutes Glas Wein vor der Vorstellung selbstverständlich. Das macht das Stück doppelt

so schön.“ Und dann: „Gott befohlen, mein lieber Vorhofbauer. Ergötzt Euch recht. Auf Wiedersehen!“ —

Er ging. Das war um halb sieben Uhr. Draußen hatte ein leichtes Schneestäuben begonnen, das sich allmählich die Dächer weißten. Ich blieb in meiner Stube, streckte mich auf das Sofa und rauchte eine Kuba, die gute Luft hatte. Dabei schaute ich gedankenlos die Zimmerdecke an, auf welche der Schein einer Straßenlaterne fiel. Meine Zimmerdecke ist eine glatte, schmucklose Fläche, auf der ich in solchen Stunden gerne die Schattenbilder heiterer Träume spielen lasse. Ich sah heute im Geiste allerlei Jugendlust und mir fiel es allmählich auf, daß der Hintergrund derselben, die Zimmerdecke, einen so rosigen Ton hatte.

Ich erhob mich, blickte zum Fenster hinaus und erschrak vor einer bisher noch nie gesehenen Herrlichkeit. Die Türme der Votivkirche standen in tiefroter Glut. Bravo Stuwer! kam es mir auf die Zunge, doch, ein Weiteres rief: Das ist kein Feuerwerk von Stuwer! Siehst du am Schottenring die Lohe aufspringen? Tief unten in der Gasse wirre Stimmen: „Das Ringtheater brennt!“

Ich eile allsogleich, an meinen Vorhofbauer denkend, die Stiege hinab und lief, so gut es im aufgeregten Menschengewoge ging, gegen den Ring hinaus.

Es bedurfte geraumer Zeit, bis es mir gelang, an den Brandplatz zu kommen. Am Ring hörte ich in meiner nächsten Nähe zwei Männer folgende Worte wechseln:

„Ein fürchterlicher Brand!“

„Jawohl, Hoheit.“

„Menschen sind doch nicht mehr in Gefahr?“

„Alles gerettet, Hoheit!“

„Dann ist alles gut.“

„Jawohl, Kaiserliche Hoheit!"

An der Ecke der Maria-Theresienstraße stieß ich heftig an einen Mann, der auf der Achsel etwas, wie das Knie einer Ofenröhre trug. Die Leute wichen entsetzt zurück, der Mann trug einen verkohlten Menschen. — Weiter sah ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Kaffeehaus auf der roten Samtbank, und die Leute, die um mich standen, hielten mich für einen geretteten Theaterbesucher und bestürmten mich mit Fragen. Ich wußte nichts, sie wußten vieles. Sie wußten damals schon, daß hundert Menschen verbrannt seien.

„Hundert Menschen! Das ist nicht möglich!"

„Zweihundert!"

„Lästert Gott nicht!"

„Dreihundert!"

„Das sind Gerüchte. Wie häufig, daß Gerüchte lügen!"

Ja, und auch jene schrecklichen Gerüchte haben gelogen. Heute wissen wir's besser. — Der Graben in Wien ist ein großer, belebter Platz. So viel, als hier um zwölf Uhr mittags Menschen wandeln, sind dort im Theater verbrannt. — Ein volles Haus!

Ich nenne die Ziffer nicht, mir graut. Wien war dem Wahnsinn nahe, viele wollten die Leichen öffentlich durch die Stadt tragen lassen. Marc Anton stellte den erschlagenen Cäsar dem römischen Volke aus, um die Gemüter zu entfachen. Was wollte Wien mit seinem „Festzuge des Todes"? — — — — — — — — Ich schleudere sie von mir, die gräßlichen Bilder, aber sie kommen immer wieder. Was mag da vorgegangen sein in den qualmenden Räumen des Ringtheaters, die zehn Minuten vor sieben?! Welcher Heroismus, welche Bestialität! Und Wien, was hat es in diesen Tagen

geleistet an Hochsinn und Gefühlsroheit, an Adel und an Torheit! Die Presse hat wahrhaftig ihr möglichstes getan, und doch blieb sie nur ein matter Spiegel der unheimlichen Bewegung, die das Entsetzen und der Schmerz und der Zorn entfacht hatte.

Jedermann wird beflissen sein, wenigstens ein Wiener Journal aus diesen Tagen zu sammeln und den Nachkommen aufzubewahren. So laßt mich los, ich will nicht schildern, ich will nicht mehr daran denken — und ich muß es doch. Heute ist der 24. Dezember; es sind sechzehn Tage vergangen, aber in meinem Haupte ist noch alles lahm, bis auf die zitternden Organe des Gehirnes, die den 8. Dezember in sich aufgenommen haben.

Und mich hat der Herr doch so milde angefaßt! Lange nach Mitternacht war es, als ich in meine Wohnung kam. Und siehe, dort saß mein Vorhofbauer am Fenster und schaute hinüber auf das noch immer brennende Haus und hielt die Hände ineinandergeklammert.

Er hatte aus der Scheibbs seinen Schutzengel mit nach Wien gebracht. Als der Mann am Abende nach dem Glase Wein auf die Gasse gegangen, da war das ein ganz endloser Weg zwischen den hohen Häusern hin und über freien Grund und zwischen Gebüsch und wieder an den Häusern hin, so daß der Vorhofbauer endlich einen Vorübergehenden fragte: „Ist da herum nicht irgendwo dieses vertrakte Ringtheater?"

„Nein," sagte jener, „dies hier ist das Dampfschiffahrtsgebäude und da hinaus geht's in den Erdberg. Wenn Sie wissen wollen, wo das Ringtheater ist, so dürfen Sie sich bloß umwenden und das Feuer sehen, das dort hinten aufsteigt aus dem Ringtheater." —

So war er wieder da. Aber am Morgen fuhr er mit dem ersten Zug der Westbahn davon.

Ich tat ihm's nach. Ich floh aus dem unheimlichen Wien und kann weiter nichts erzählen. Heute ist der heilige Abend; ich bin in die Berge geflüchtet, ich mag keinen brennenden Christbaum sehen." —

Vorstehender Brief wird mitgeteilt in diesem Buche, als Andenken an jenes Ereignis, das ich zwar nicht persönlich miterlebt, das aber auf mich für längere Zeit einen verdüsternden Eindruck gemacht hat.

Unter der Herrlichkeit Uhus.

Seit dem Jahre 1884.

Eines Abends zur späten Stunde kam ich in eine große Stadt. Ich irrte durch die Gassen wie durch eine Wildnis, denn ich war fremd. Die Gasthöfe waren überfüllt, der Musentempel war bereits geschlossen, doch schritt aus einem Hinterpförtchen desselben noch ein Mann, an dem ich — seltsam genug — einen alten Jugendfreund erkannte.

Dem klagte ich meine Not, daß ich zwischen den Tausenden von Dächern obdachlos wäre. „Komm mit mir," sagte er, „ich will dich in einen guten Hort geleiten."

Er nahm mich an der Hand, führte mich durch viele Gassen und endlich in ein finsteres Gebäude. Die Vorhallen, durch die wir weiterschritten, waren so unheimlich, daß ich stehen blieb und sagte: „Ich gehe nicht weiter, so lange ich nicht weiß, wohin."

„Gehe nur weiter," sprach er, und mit kräftigem Arm geleitete er mich durch dunkle Säle. In einem derselben, der durch eine Pechlunte mit rostigem Schein erhellt war, blieben wir stehen, mein Gefährte hob einen Hammer und pochte an die Thür. Diese ging auf, ein schlanker Mann im weiten Mantel, mit Lanze und Helm, trat heraus und fragte mit heiserer Stimme nach unserem Begehr.

„Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, geleite einen müden Pilger und heische Eintritt in die Burg." So mein Führer.

Der schlanke Mann verschwand, kehrte aber bald wieder und sagte: „Dem Ritter Kuno ist der Eintritt ja nicht verwehrt, und nicht seinem Genossen!" Wir traten ein.

Wir traten in einen großen, altgotischen Saal, der mit Fackeln und Ampeln beleuchtet, mit Fahnen und Standarten geschmückt war, und in welchem an Tafelrunden Männer in alter Gewandung saßen, viele angetan mit Zeichen hoher Würde. Als wir eintraten, läutete eine dumpfe Glocke; hierauf ging uns entgegen ein Mann mit stählernem Brustpanzer, auf welchem eine Eule war. Dieser fragte nach unserem Begehr und mein Führer antwortete wie früher vor der Pforte.

Bald hernach öffnete sich eine Gasse zwischen Rittern und Knappen hin, zwischen zwei Reihen von Hellebarden. Wir stiegen Stufen hinan bis zu einem Altar, an welchem still und düster zwei blaue Flammen lohten und auf welchem ein großer Vogel saß. Mein Führer kreuzte seine Arme über die Brust, verneigte sich sehr tief vor dem Altare und murmelte: „Uhu!" Dann winkte er mir, das gleiche zu tun.

Als dieses geschehen war, wendeten wir uns einer Tafelrunde zu, an der vor gewaltigen Humpen auf Thronen drei ehrwürdige Greise saßen, in leuchtenden Gewändern, geziert mit Orden und goldenen Ketten. Auch vor diesen verneigten wir uns tief, und mein Begleiter, der mich an der Hand hielt, sagte, gegen sie gewendet, mit Gebärden tiefer Ehrfurcht: „Herrlichkeit! Du bist das Licht! Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, habe auf der Heide einen Pilger gefunden, der im Verschmachten war. Ich habe ihn in die Burg geleitet und erhebe für ihn meine Fürbitte, daß er für kurze Weile Atzung und Hort finde in Uhus Reich."

Auf solches wendete sich von den drei Greisen jener, der in der Mitte saß, und sprach: „Unserem lieben und getreuen Ritter Kuno den Drachenschwanz sind wir in Gnaden gewogen. Jedoch begehren wir zu erfahren Name und Artung dessen, dem wir unsere Hut gewähren."

Hierauf verneigte sich mein Begleiter und sagte: „Herrlichkeit! Du bist das Licht und weißt es nicht? Der Mann, den ich Eurer Gnade empfehle, ist mir bekannt seit Jahr und Tag. Sie nennen ihn Poetrus, dess' Beruf es ist, in Wort und Schrift die Menschen zu ergötzen und zu erbauen. Seine Tugend ist, daß er seine Ehre niemals vertauscht hat für Ehren. Aber die Wüste, die große Wüste Profanum, ist oasenlos, also fleht er um Labe in Uhus Reich.

„Er sei willkommen!" sprach der Greis. „Ritter Kuno, geleitet ihn zur sicheren Stätte. Ihr bürgt uns für ihn, daß er habe, was sein Herz begehrt."

Wir verneigten uns wieder und während die Versammlung in laute Rufe: „Lulu! Lulu!" ausbrach, setzte mir mein Begleiter eine blaue Spitzmütze auf mit den Worten: „Uhu walte dein zur frohen Sippung!" und führte mich hinab zu einer Tafel, die wohlbesetzt ward mit Speise und Trank. Ein Trommelwirbel verkündete „Schmußpause" und die Anwesenden eilten nun frei und fröhlich durcheinander.

Mein Begleiter prangte bald auch selbst in ritterlicher Rüstung. Ich blickte ihn an und fragte: „Was ist das? Ist es ein Mummenschanz? Nein, dafür deucht mir die Ordnung und der Ernst zu groß. Ich habe von Freimaurerlogen gehört, ist es dergleichen? Oder bin ich wirklich durch Zauber in eine fidele Ritterburg des Mittelalters versetzt worden?"

Mein Begleiter beantwortete mir keine dieser Fragen.

Nachdem wir uns alle sehr geatzt hatten, erscholl wieder der Tamtamschlag. Die drei Greise nahmen ihre Throne wieder ein, die eben noch so heitere Stimmung wurde plötzlich ernst, fast düster.

Einer der drei Greise erhob die Stimme und sprach: „Der Geschichtschreiber verlese uns den letztvergangenen Uhutag!"

Da stand am unteren Ende des Saales ein Junker auf und verlas ein Protokoll, in dem mit wunderlichem Gemisch von Ernst, Witz und Humor die Ereignisse erzählt wurden, die eine Woche früher in diesen Räumen sich zugetragen. Da hatten berühmte Sänger Lieder von Wagner und Brahms gesungen, da hatte ein großer Deklamator Dichtungen von Schiller und Hamerling vorgetragen, da hatte ein Maler zum Ergötzen der Anwesenden drollige Augenblicksbilder an die Wand gemalt, da hatte dieser und jener sein Bestes geleistet für geistige Anregung und herzhafte Heiterkeit. Auch waren zwei gewesen, die den Shakespeare und den Offenbach vorstellten, wie sie gegeneinander um das Theater ringen. Zwischen der schönen Helena und Hamlet wird eine Heirat geplant, die sich aber schließlich wieder zerschlägt, weil Offenbach findet, daß Hamlet zu wenig Mitgift hat, während er seine Helena mit Millionen ausstattet. Manche persönliche Anspielung brachte der Geschichtschreiber, die ich nicht verstand, bei der aber unbändig gelacht wurde.

Nach dieser Lesung trat der Kanzler vor und verkündete eingelaufene Grüße aus vielen Reichen der Erde und besonders aus dem der Allmutter Praha. Bei letzterem erhob sich ein Sturm von Entzücken, die Männer standen auf, schlugen mit flachen Händen zusammen, dann im Takt auf die Tische und schrien: „Ha! Ha! Ha! Ha!"

Hierauf folgten Verleihungen von „Ahnen" und Orden. Der Auszuzeichnende trat bis zu den Stufen des Thrones, einer der Greise erwähnte in kurzen Worten seine Verdienste um das Reich und heftete ihm dann den Ahnen (der, um aus der Schule zu schwatzen, aus einem geprägten Metallblättchen bestand) an die Mütze oder den Orden auf die Brust. Ausgezeichneten Junkern, die noch nicht Ritter waren,

wurde der Orden aber nicht auf die Brust geheftet, sondern in den Westensack gesteckt. Die also Beglückten traten dann leuchtenden Auges und wahrhaften Hochgefühles voll an ihre Plätze zurück.

Nun war aber ein Ritter, hager und blaß, der als des Neides und der Mißgunst Sklave, weil er nicht ausgezeichnet worden, allerhand Unziemlichkeiten trieb. Schon einmal mußte er darob im Burgverliese schmachten. Da er unverbesserlich war und im Übermute die Gesetze des Reiches verachtete, so erhob sich nun im Saale, anfangs leise, allmählich lauter das Verlangen nach seinem Kopfe. Endlich wurde er von Schergen vor den Thron geführt und die Herrlichkeit verurteilte ihn zum Tode. Aber der Bösewicht verzog keine Miene, höhnisch schaute er zu, als der Scharfrichter die Vorbereitungen traf, ihn zu enthaupten. Plötzlich stülpte man ihm einen Sack über den Kopf und wenige Sekunden später wurde sein Leichnam davongeschleppt. — Allein der Dämon, der in diesem Manne war, sollte nicht zur Ruhe kommen! Als Geist schritt, lief, huschte er durch den Saal, riß den Männern die Mützen vom Haupte, beraubte sie der Ahnen und Orden, verwechselte solche auf die empörendste Weise, ließ ganze Quellhumpen verschwinden und richtete überall Verwirrung an. Die höchste Herrlichkeit, der Greis, der in der Mitte saß, fühlte den Ursippen-Orden, den er sonst auf der Brust getragen, plötzlich an seiner Nase hängen. Auch das war ein Werk des Geistes des Hingerichteten. Jeder mußte ihn gewähren lassen, niemand durfte ihn sehen, denn Geister sind unsichtbar. Das schlimmste war, daß man dem Geiste durch Gesetze nicht beikonnte; um ihn aber für seine Frechheiten gebührend zu bestrafen, wurde beschlossen, ihn wieder zum Leben zu erwecken. —

Und nun wird es Zeit sein, meinen Lesern zu sagen,

daß hier von der „Schlaraffia" die Rede ist. Von jener über ganz Deutschland und andere Weltteile, wo Deutsche leben, verbreiteten „Gemeinschaft gleichgesinnter Männer, deren Zweck die Pflege von Humor und Kunst nach bestimmten Formen und unter gewisser Beachtung eines gebotenen Zeremoniells und deren Grundgedanke die Hochhaltung der Freundschaft ist". Der Inbegriff aller schlaraffischen Tugenden, Vollkommenheit und Herrlichkeit heißt „Uhu", er wird versinnbildlicht in einer Eule und findet seinen lebendigen Ausdruck in dem Oberschlaraffen, „die Herrlichkeit" genannt. Die Vereinigung in einer bestimmten Stadt heißt „Schlaraffenreich". Das Lokal, die Burg, in der die „Sassen" wöchentlich einmal zur „Sippung" oder zur Schlaraffiade zusammenkommen. Alle Vereinigungen zusammen heißen „Allschlaraffia", deren Allmutter das Reich Praha ist, aus welchem dieser große, merkwürdige Verein seinen Ursprung genommen. Die Allschlaraffia zählt gegenwärtig zusammen an hundert Reiche, die miteinander innig verbunden sind. In Deutsch-Österreich z. B. gibt es an ein Viertelhundert Städte mit Schlaraffenreichen; Amerika zählt deren auch ein Dutzend. Die weitaus größte Anzahl weist Deutschland auf. Ein Gesetzbuch: „Der Schlaraffenspiegel", ferner eine „Schlaraffenzeitung" besorgen die Wahrung und Verbreitung des allgemeinsamen Geistes der Reiche. Die Schlaraffenreiche unterstützen sich gegenseitig und der Schlaraffe hat überall, wo es Schlaraffen gibt, Heimat und Freunde.

Wenn man die Allschlaraffia einen ins Bizarre gezogenen Freimaurerorden nennen wollte, so hätte man ihn damit recht gut gekennzeichnet. Ich hatte diese Vereinigung lange für nichts als eine Ulkgesellschaft gehalten und bin erst allmählich eines Besseren belehrt worden. Ich nenne nur die Heiligen der „Schlaraffia", deren Jahrestage fest-

lich begangen werden: Funke (Schiller), Faust (Goethe), Florestan (Beethoven), Adolar (Weber), Paulus (Mendelssohn), Erlkönig (Schubert), Don Juan (Mozart), Nathan (Lessing), Parsifal (Wagner), Gaudeamus (Scheffel), Torquato (Liszt). Diese Namen mögen den Geist der „Schlaraffia" wohl erraten lassen. — Neben solchen Heroen der Literatur und Kunst herrscht eine Unzahl kleinerer Geister mit ihrem neckischen Witz und ihrer ungebändigten Laune. Humoristische Vorträge bilden einen Hauptbestandteil der Unterhaltung. Jeder Reichsinsasse ist strenge verpflichtet, sein Bestes zu leisten.

Von der Unterhaltung im Schlaraffenreiche sind ausgeschlossen die Politik, die Religion, Karten- und andere Gewinnstspiele und gewisse Gespräche über pikante Gegenstände, die sonst in Männerkreisen bisweilen beliebt sind. Auch dürfen in diesem Reiche des Humors keine profanen Zeitungen gelesen werden, sowie man überhaupt die Fühlung mit der öffentlichen Presse möglichst vermeidet; vielleicht, weil einem bei dieser aller Humor vergeht? Die „Schlaraffia" will ihre Bürger dem gewöhnlichen Leben entrücken, sie vermeidet mit Vorliebe alles, was an das Alltägliche, Profane erinnert, darum gibt sie dem Insassen in der Schlaraffengewandung ein sichtbares Zeichen, daß er nun einer anderen Welt angehört; darum hat sie zwischen sich und der profanen Welt einen Wall von Formen aufgerichtet, der manchmal unbequem sein mag, im ganzen aber zur Wahrung eines idealen Geistes nötig ist und nebenbei sehr viel Gelegenheit gibt, Geist und Humor zu entwickeln und manche Einrichtungen der Welt treffend zu ironisieren. Ich habe das Vereinswesen, das Sektenwesen, die Wichtigtuerei, die Ordens- und Titelsucht, sowie die erkünstelte Romantik nie besser travestieren gesehen, als von und in der „Schlaraffia".

Dabei nehmen es die meisten Insassen wirklich und furchtbar ernst, was daran noch das Allerlustigste ist.

Daß tapfer in den Humpen gegraben wird nach Quell (Bier) und Lethe (Wein), ist bei deutschen Männern selbstverständlich. Daß dabei strenge Ordnung gehalten wird, ist für die geselligen Freuden von großem Vorzug. Daß bei der „Schlaraffia" unter den Mitgliedern aller Standesunterschied aufhört, daß einer vom andern nur mit „Ihr" angesprochen wird und alle profane Titulatur wegfällt, ist einer der größten ihrer moralischen Vorteile.

Der Grundstock der „Schlaraffia" waren ursprünglich Schauspieler, die, den bornierten Vorurteilen der sogenannten Gesellschaft weichend, unter sich eine besondere poesievolle Welt aufrichten wollten. Bald gesellten sich ihnen Musiker, Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller, sogar Offiziere bei, denen es in der sogenannten Gesellschaft doch manchmal ein wenig zu ungesellig und langweilig geworden war, und die einige Regionen höher stiegen, nach einem Reiche freier und beweglicher Geister.

Die Durchschnittsmenschen im Banne ihrer verrotteten, alltagsmäßigen Sitten und Gewohnheiten sind auf die Länge nicht zu ertragen, sie sind und machen ledern über die Maßen. Wie lechzt man in solcher Wüste nach einer Oase, wo von frischem Hauche des Olymps belebt der Geist einmal auf dem Kopfe stehen und die Beine in die Luft recken darf, wo das Herz einmal recht vom Herzen pudelnärrisch sein darf, wo der sonst unter Sorgen ernsthaft und gebückt einherschreitende Mann wieder einmal kindliche Spiele zu treiben weiß und sich daran ergötzt, als ob er wirklich wieder ein reiner Liebling Gottes, ein Kind geworden wäre. Dieses Bedürfnis im Menschen war Ursache, daß die „Schlaraffia" so beispielloses Wachstum erfahren hat, wie keine zweite

der Geselligkeit lebenden Körperschaften auf der ganzen Welt.

Keinem Menschen fällt es ein, Vereine und Pflegestätten harmloser Vergnüglichkeit und herzenswarmen Humors Wohltätigkeitsanstalten zu nennen. Und sie sind es! Sie sind es ganz gewiß, sie befreien uns von Last und Leid, sie halten uns von anderen Zielen fern, denen der gehetzte, nach Zerstreuung jagende Mensch sonst häufig zueilt, und die ihm nicht immer so wohl bekommen, als die auf sittlichem Grunde sich tummelnde Bummelwitzigkeit, welche hier im Gewande deutsch-mittelalterlichen Ernstes sich so ergötzlich, ich möchte sagen, volkstümlich erfrischend ausnimmt. —

Jenes erstemal, als ich in der „Schlaraffia" gewesen, war nicht das letztemal. Seither nicht allzuselten sattle ich nach des Tages Müh' mein Rößlein und reite in die Burg. Viel wirklichen Kunstgenuß und auch viel wirklichen Schabernack habe ich schon dort erfahren, und auch manch ernster, erhebender Augenblick ist aufgegangen in dem Reiche. — Ich bin im Laufe der Jahrzehnte Erbschlaraffe und Reychsfreiherr des „Reyches Grazia" geworden und Ehrenritter vieler „Reyche", besonders der „Allmutter Praha". Obschon ich in diesem höhern Kreise weniger geleistet als genossen habe.

Ich habe heißen Junker- und Knappenexamen zugehört, wobei sie vom „Schulrat" aus den „Satzungen" geprüft werden. Ich habe manchem Ritterschlag beigewohnt, der so prunkhaft und feierlich vor sich geht, daß dabei sogar Labung (Trinken), Atzung (Essen) und Lundung (Rauchen) verpönt ist. Ich habe greuliche Zweikämpfe erlebt, die oft durch geistigen Wettstreit in von der Herrlichkeit vorgeschriebenen Bearbeitung eines Gegenstandes aus Kunst und Literatur entschieden werden. Ich habe endlich Femgerichte gesehen;

diese kommen nur in wirklich ernsten Dingen zur Anwendung, in Ehrensachen, und entscheiden mit düsterer Würde über Ausschließung des angeklagten Insassen aus dem Reiche.

Ein Insasse des Reiches wollte in der Burg Nationalitätenhader schüren und suchte alle, die dagegen waren, persönlich zu verdächtigen. Eines Tages erhielt er ins Haus gesandt folgenden Fembrief:

„Wir Freigraf und Schöffen des hohen Gerichtes der Schlaraffen Feme laden Euch, Ritter N. N., hiermit feierlichst ein, am 13. Hornung des Jahres 1588*) vor den Schranken des hohen Femgerichtes zu erscheinen, allwo gegen Euch in peinlicher Anklage verhandelt werden soll. So Ihr dieser Einladung nicht folget, sollet Ihr nimmer Schlaraffenritter sein und Euer Name fürder ausgelöscht werden aus den matriculis unseres Reyches und Allschlaraffias. So gegeben in unserer Burg Grazia, am 6. Hornung im Jahre des Heiles 1588.

Freigraf und Schöffen der Feme."

Der Angeklagte stellte sich vor den Richterstuhl bei Anwesenheit der gesamten Ritterschaft. Das Urteil lautete auf Schuldig, Ausschließung aus dem „Reyche", also vom Schlaraffenleben zum Tode gebracht.

Endlich erinnere ich mich an eine Sippung in unserem Reiche, bei welcher die Nachricht eintraf von dem Heimgange eines bekannten Schlaraffen im Reiche eines fernen Landes.

Mehrere dumpfe Glockenschläge erschollen. Die drei Greise (Oberschlaraffen) auf dem Throne erhoben sich und der mittlere sprach leise und feierlich die folgenden Worte: „Schlaraffen, hört! Ein Sendbote ist angeritten mit einer Botschaft, die uns mit Betrübnis erfüllt. Vor drei Tagen um die siebente Stunde des Abends hat unser viellieber

*) Der „Schlaraffia" Zeitrechnung ist um dreihundert Jahre zurück.

Schlaraffenbruder Ritter N. N. zu M. diese Erde verlassen. Wir weihen uns seinem Gedächtnisse."

Nach diesen Worten wurden alle Lichter ausgelöscht, nur die zwei blauen Flammen am Altare Uhus blieben brennen. Alsdann trat der Burgpfaffe hervor in seinem weiten, schwarzen Talare und begann unter lautloser Stille der Insassen so zu sprechen:

„Schlaraffen, hört! Durch Uhus Ratschluß ist unsere fröhliche Sippung in eine Runde von Trauernden verwandelt worden. Unser Bruder N. N., der eine Zierde war der Allschlaraffia, dessen wir oft mit Freude und Liebe gedachten in dieser Burg, er ist schon hinübergegangen. Er hat eine kleine Weile die Sonne gesehen, die vor ihm und nach ihm leuchtet in Millionen Jahren. Er hat eine kleine Weile der heiligen Kunst gedient, die ewig ist, wie Uhu, der ihrer walte! Er hat eine kleine Weile der Freundschaft gepflegt mit seinem treuen Herzen. Er ist schon hinübergegangen. Tief betrübt uns die Kunde, welche berichtet, daß seine letzten Lebenstage nicht frei waren von Kummer und Not, und fast möchte der Klageruf um ihn auf unseren Lippen sich zum Vorwurfe wandeln: Bruder, warum hast du geschwiegen? Warum bist du geschlossenen Mundes vergangen? Du hast Allschlaraffia angerufen in deinem Glücke, in deinem Ruhme, daß sie sich mit dir freue. Warum hast du sie nicht angerufen in deinem Leide, in deiner Verlassenheit? Warum bist du schweigend vergangen? Dachtest du denn nicht daran, daß du eine Mutter hast — die Allschlaraffia? Warum, du armer Freund, bist du ihr nicht an den Busen gesunken, um dein Anliegen abzulasten in ihrem Schoße? Warum, du teurer Genosse, hast du unseren Beistand, unseren Dank verschmäht, da du uns doch so vieles einst gegeben? Schweigend bist du vergangen. So sind die Zähren noch bitterer, die um dich

fließen. Umflorten Auges schauen wir in die Runde, nach einer Stätte suchend, um unsere Liebe zu dir niederzulegen. Deinem Grabhügel einen Lorbeerkranz? Du bedarfst nichts mehr von uns, du willst nichts mehr. Aber in einsamer Kammer finden wir deine hinterlassenen Waisen, die keine Träne mehr haben, um zu weinen. Zu diesen treten wir hin und bitten sie, daß wir den Tribut der Liebe, des Dankes, den wir dir schulden, vor ihnen niederlegen dürfen. — Und du, viellieber Bruder in Uhu, höre es! Feierlich geloben wir, deiner Tugenden Gedächtnis hochzuhalten, auf daß dein verklärter Geist in der Schlaraffia lebe immerdar. Dein müder Leib aber, geliebter Bruder, er ruhe im süßen Frieden. Punktum."

So der Burgpfaff, und das Ende vom Liede war, daß der Reichsschatzmeister umging mit der Sammeltruhe. Aller Augen waren feucht geworden, jeder erhob sein Herz und seinen Säckel.

Nochmals ergriff hierauf die Herrlichkeit das Wort und forderte das Reich zu einem Ehrenritte auf, dem Gedächtnisse zur Weihe. Die Ritter ergriffen ihre Schwerter, die Junker ihre Dolche und die Knappen ihre Lanzen. So zogen sie mit gezückten Waffen, mit fast finsterem Ernste, der Reihe nach rund um den Saal. Dann hielten sie vor dem Wappen desjenigen Reiches, dessen Insasse der Verstorbene gewesen, an, murmelten „Lulu!" und ein Trommelwirbel löste den Reigen.

Am nächsten Tage wanderte ein rundes Sümmchen der fernen Stadt zu, wo die hablosen Hinterbliebenen des heimgegangenen Schlaraffen um den Gatten und Vater trauerten.

Also herrscht in Uhus Reich nicht bloß der kecke, weltüberlegene Humor, sondern auch dessen Busenfreundin, die weltumfangende Liebe.

Ein fremder Herr.

1886.

Das war auf meinem Häuschen zu Krieglach. Ich saß mit der Feder weit von aller Welt, mitten in der Wildnis meines „Jakob des Letzten", am Toten See bei Altenmoos, dort, wo es im Frieden Gottes heißt. Klopft's an die Tür. Ich schreck auf — ein Fenster? — ein Bücherkasten? — Wo bin ich denn? — Ei ja so, in meiner Schreibstube bin ich und die kürzlich erst eingestandene Magd kommt herein um zu melden, daß ein fremder Herr im Vorzimmer sei.

„Ein fremder Herr? Was ist das, ein fremder Herr? Fremde Herren gibt's genug, was gehen mich fremde Herren an?"

„Bitt', der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen."

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehen Sie?"

„Bitt', gnädiger Herr Vater —"

Stand der Fremde auch schon in der Tür. Ein untersetzter Mann mit schönem blonden Vollbart, hoher Stirn, dunklem Gesichte, blitzenden Augengläsern, einem grauen Überrock auf der Achsel, einem lichten Sonnenschirm in der Hand. Aber mein Gott, mir tanzte noch das ganze Altenmoos im Kopfe herum, fast taumelte ich, während der Fremde eingeladen wurde, „einen Augenblick Platz zu nehmen". Scharmanter kann man ja doch niemanden hinauswerfen, als mit diesem „einen Augenblick Platz zu nehmen", erfahrenere Leute setzen sich auf solche Einladung auch gar nicht nieder. Meinem Fremden aber mußte das

neu sein, denn er setzte sich nieder. Den Schweiß trocknete er sich von der Stirn, denn es war ein heißer Sommertag und der Mann zu Fuß aus Mürzzuschlag gekommen, mehr als zwei Stunden Weges auf sonniger, staubiger Straße. Nun, so ließ ich ihn sich sammeln. Dann bemerkte er, daß wir für diesen Sommer Nachbarn wären, er habe sich in Mürzzuschlag niedergelassen für etliche Wochen und die Gegend sei auch recht anmutig. Der Aussprache nach war er ein Norddeutscher und als solchen, dachte ich, würden ihm wahrscheinlich die Berge zu niedrig sein in Steiermark. Doch beschwerte er sich nicht darüber und mir war's auch recht; in Altenmoos um den Toten See herum gab es allerdings höhere Berge als im Mürztal. Hingegen verwunderte sich mein Fremder über die große Hitze, die in Steiermark herrsche; ich widersprach ihm, lag doch frostiger Nebel in der Schlucht und der See hatte Eiskrusten. Ja so, das war in Altenmoos. Da er einen Blick auf das offene Klavier warf, so fragte er, ob ich denn auch musikalisch sei?

„Besonders viel gesungen wird," antwortete ich, „über die Feldlehne hin ziehen in weißen Fäden die Fußsteige, auf welchen jetzt zur Feierabendzeit junge Burschen zu zweien, oder auch zu mehreren gesellt, langsam dahingehen und helle Jodler singen."

Da merkte ich, daß er mich etwas verdutzt ansah, ich hatte zu meinem eigenen Schreck einen Satz aus „Jakob dem Letzten" gesagt.

Nun wurde es ein bißchen still und ich dachte, jetzt wird er gleich mit der Bitte hervorrücken, um eine Zeile oder sonst ein kleines Andenken — wie das regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn ein werter Besuch sich zum Abschiede bereit macht. Mein Fremder jedoch rückte mit keiner Bitte hervor, sondern war der Ansicht, er würde sich denn wieder

auf die Beine machen sollen. Obschon dem Manne recht gut ins Auge zu gucken war, so widersprach ich seiner Ansicht nicht gerade offen. Dann stand er gelassen auf, empfahl sich freundlich und ging davon.

Ich eilte wieder an meinen Arbeitstisch. Dort lag die Visitenkarte noch, die des Fremden, welche die Magd hingelegt hatte. Nun — wie mag der Mann heißen? Ein Blick auf die Karte: Wie? Was? Johannes Brahms? Der berühmte Komponist? Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich!

Stürzte meine Frau zur Tür herein: „Du, denke dir, wer jetzt an unserem Hause vorübergegangen ist? Brahms, Johannes Brahms! Er muß es gewesen sein, ich kenne ihn nach einem Bilde."

„Ich bin ein Unglücksmensch!" war mein Schrei. „Er war ja bei mir, hat mich besucht! Auf diesem Stuhl ist er gesessen, und ich — ich hab' ihn nicht erkannt!"

„Du bist ein —", der Name, den sie mir gab, paßte weniger auf mein Äußeres, als auf mein Inneres; ich steckte ihn also ein und wir schauten zum Fenster hinaus. Dort auf der sonnigen, staubigen Straße, den lichten Sonnenschirm aufgespannt, schritt er langsam dahin — Mürzzuschlag zu.

„Nachlauf' ihm! Auf der Stelle laufe ihm nach und bringe ihn zurück!" rief mein Weib. Aber mir waren die Füße wie in die Dielen gebohrt, ich fühlte mich gelähmt. Es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Und der Fremde schritt dahin die lange Straße, immer weiter fort, bis von ihm nur noch das lichte, zuckende Scheibchen des Sonnenschirms zu sehen war.

Dann schleuderte ich die Blätter meines Jakob, der mir so heillos vor dem Licht gestanden, in den Winkel und

dann ging der laute Jammer an. Er war den weiten Weg gegangen, um uns die Ehre eines Besuches zu erweisen. Ohne ein Dankeswort, ohne einen Tropfen Labnis habe ich ihn fortgehen lassen, nicht ahnend, daß er eigens zu mir gekommen war, nicht ahnend, daß ein Mann über die Schwelle meiner Hütte getreten, dessen Name nach hundert Jahren noch klingen wird in deutschen Landen. Erst am Abende zuvor waren wir wieder entzückt gewesen von seinen Sonaten, die meine Frau so schön zu spielen verstand. Mein ältester Knabe spielte Brahms und Brahms und konnte nicht genug Brahms spielen und seine liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun das! Wenn in einem Hause der Hausvater nicht ein so brauchbares Einrichtungsstück wäre, ich wüßte nicht, wie es mir ergangen an demselbigen Tage! Was half es, daß der Stuhl, auf dem der Künstler gesessen, mit Ranken und Rosen bekränzt wurde, was hilft es, daß er noch heute der Brahmssessel heißt! Es ist gerade so, wie die Deutschen herrliche Denkmäler setzen ihren großen Männern, die sie im Leben vernachlässigt, nicht erkannt und ganz versäumt haben.

Das Selbstverständliche wäre nun gewesen ein Buß- und Bittgang nach Mürzzuschlag. Aber dazu hatte ich nicht den Mut. Mir schien es fast am besten, den so Hochverehrten und so Schwermißkannten an seine Wanderung nach Krieglach gar nicht mehr zu erinnern. Glücklich wäre ich, wenn er beim Verlassen meines Hauses nicht anderes gedacht hätte, als: O du armer, du zerstreuter Poet! — Nach einigen Tagen wagte ich es aber doch und ging nach Mürzzuschlag, ihn zu suchen. Da hieß es: Meister Brahms ist gestern abgereist.

Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Das Dampfroß mein Pegasus.

1888 bis in neueste Zeit.

Wenn man in den Schriften des alten Waldbauernbuben schon ein Verdienst erblicken will für unsere alpine Poesie, für unsere Volkskunde, für unseren Fremdenverkehr, so glaube ich nicht, daß man dieses bescheidene Verdienst vornehmer und sachgemäßer ehren kann, als es die österreichische Südbahn tut. — Als junger Mensch bin ich Gast der Kronprinz-Rudolfsbahn gewesen. Ein paar Sommer über habe ich sozusagen in der ersten Wagenklasse gewohnt zwischen St. Valentin und Laibach. Und von dieser rollenden Herrschaftswohnung aus habe ich Fußpartien unternommen in alle schönen Teile der Gegenden, die von der Bahn durchschnitten werden. Damals habe ich fleißig Landes- und Volkskunde getrieben, es war eine fruchtbare Einleitung meiner schriftstellerischen Tätigkeit. Das ist aber nicht immer so geblieben; als ein Regime wechselte und als die Wagen sich mehr mit Reisenden füllten, vielleicht auch mit solchen, die begeisterte Zeilen des Poeten schon herbeigelockt, wurde der Poet abgeladen.

Und da lud ihn die Südbahn wieder auf.

Mir das Liebste auf der Welt aber liegt an der Südbahn. Die Waldheimat, mein Graz, das große Wien. Die Stränge dieser Bahn gehen hinauf gegen die Gletscherwelt, sie gehen hinab ans Meer; sie durchziehen die allerschönsten Länder. Und diese Länder mit ihren Naturherrlichkeiten, mit ihren eigentümlichen Völkerschaften, hat die Südbahn mir zum Geschenke gemacht. Im eleganten Wagengelaß behaglich sitzend, blicke ich an beiden Seiten zu den

hellen Fenstern hinaus in mein Reich, für das andere sorgen und das meinen Augen und meinem Herzen zum Genuß ist. Wo es mir besonders gefällt, wo ich Anregung und Neues finde, dort steige ich aus und schaue und horche und schreibe und preise Gott für seine Welt und danke der Bahn für ihre Gastfreundschaft.

Wenn je einmal untersucht werden sollte, woher denn diesem „fruchtbaren Poeten" die vielen Dinge in den Kopf gekommen sind, so dürften nicht viele Professoren, nicht viele Bücher genannt werden, aber man würde finden, daß es die k. k. privilegierte Südbahn war, die ihm freies Geleite gab durch die Schule, in welcher dieser Mensch seine Wissenschaften geholt.

Schon seit der ersten Zeit meiner literarischen Laufbahn erfreue ich mich des Wohlwollens der Südbahn. Sie machte mir durch Fahrpreisermäßigung von Graz aus den Verkehr möglich mit meiner Heimat, mit dem Oberlande, mit meinen Wiener Freunden. — Ich gehöre nicht zu solchen, die das Eisenbahnwesen für den Tod der Reisepoesie halten. Eine Reise im bequemen Wagen ist unter Umständen unvergleichlich poetischer als eine in der Postkutsche. Ohne Eisenbahn wäre z. B. das herrliche Land Tirol für die allerwenigsten von uns erreichbar, während man mit ihr nach einer im Gelaß behaglich verschlafenen Nacht am Morgen wohl ausgerastet und eindrucksfähig im fernsten Alpentale aus dem Zuge steigt. Für Fußwanderungen ist noch Gelegenheit genug, mehr als manchem lieb sein mag, auch für Postkutschentorturen. — Also bin ich stets gerne im Eisenbahnwagen gesessen, habe während der Fahrten auch leicht und viel gearbeitet.

Seit dem Sommer 1888 besitze ich für alle Strecken Österreich-Ungarns der Südbahn freie Fahrt. Jeder Zug

ohne Ausnahme steht mir zu Gebote und in jedem die Auswahl der Klasse.

Ich genieße den Vorzug bedingungslos. Nie auch nur die leiseste Andeutung ist geschehen, als hätte ich der Südbahn irgend eine Gegenleistung zu machen. Ich hatte es mir nicht immer versagt, naheliegende Zustände und Einrichtungen zu kritisieren und behalte mir auch hier wie überall das Recht des Freimutes vor. Das berührt die Sache nicht, und hierin liegt der moralische Wert dieser Auszeichnung, sie ist — ich betone es mit Dankbarkeit — eine Mäzenentat.

Im Wagengelaß, selbst zur Winterszeit, wenn der Schnee sein blasses, mildes Licht zu den Fenstern hereinsendet, läßt sich gut arbeiten. Natürlich suche ich stets das leere Gelaß, wenn eins vorhanden. In welcher Klasse ich sie auch mag finden — die Einsamkeit, sie sei gepriesen. In dieser besucht Frau Muse den Poeten und gibt ihm allerhand Einfälle, gute und närrische, und die vorüberziehende Welt wirft auch manchen Klumpen herein, aus dem dann irgend etwas geschmiedet wird.

Was kommt da nicht alles heran! Kaum ist der Stefansturm verschwunden, so sind schon da die goldenen Weinberge von Vöslau und Gumpoldskirchen, die blauenden Bergreihen des Wienerwaldes. Selbst die krüppeligen Kiefernwälder des Steinfeldes habe ich lieb. Dann nahen die Prachtstücke des Semmerings, dann kommt das traute Mürztal, das freundliche Murtal. In Marburg der Drau entlang, da bringt jede Station ein neues liebliches oder großartiges Landschaftsbild. Wir fahren ins Bereich der Karawanken, an den Ufern der Seen dahin. Wir nahen der Alpenwelt des Großglockners, den leuchtenden Dolomiten. Von den historischen Geländen bei Brixen führt uns unsere Bahn

entweder über den Brenner zu Tirols Hauptstadt und hinaus am Inn entlang bis zur Angrenze des Deutschen Reiches. Oder sie führt uns den Eisack hinab in die paradiesischen Gefilde von Bozen und Meran, durch das einzig herrliche Etschtal bis vor die Tore von Verona. Wählen wir aber in Marburg die südliche Strecke, so gelangen wir ans Bett der Sann, in welcher die Sulzbacheralpen sich spiegeln. Wir geraten in die interessanten Moorgründe bei Laibach, wir rollen über die Felswüsten des Karst, zur Rechten immer noch Alpenriesen, bis der Zug endlich hinausgleitet über die Maulbeergelände Friauls oder hinab, wo Miramare steht am Adriatischen Meere. An Sennhütten pfeift er, der Südbahnzug, dahin im eisigen Gletscherhauch, und hier sendet er seine Dampfwolken empor in die Masten der Weltumsegler. — Dann die Seitenbahnen. Die eine führt ins sonnenheitere Abbazia hinab und zum stolzaufstrebenden Fiume; die andere in die schöne Hauptstadt Kroatiens und bis gegen die Himmelsstriche von Bosnien; die dritte endlich gar in die Pusten Ungarns und ins magyarische Paris an der Donau. Über dem Ostende der Südbahn geht die Sonne mehr als um eine halbe Stunde früher auf, als an ihren westlichen Ausläufern. Ihre südlichsten Telegraphenstangen bei den Welschen werfen um zwölf Uhr mittags beträchtlich kürzere Schatten als die nördlichen im teutonischen Reiche. Vier große Völkerschaften durchstreift die Südbahn, und die kleineren sind nicht zu zählen.

Und das alles ist mein! Ich bin daheim am Semmering und am Quarnero, am Plattensee, in Ampezzo und in den Alpentälern Andreas Hofers.

Da finden sich denn die Bauern, die Burschen und Dirndeln, die Pfarrer und Lehrer, die Hirten und Holzer und alle anderen in allen denkbaren Exemplaren und mit

allem möglichen Zugehör. Das Volk ist nicht zu erschöpfen, es ist wie das Meer, das bei seiner ewigen Bewegung immer das alte und neue und unergründliche bleibt. Und doch ein offenes Buch mit dem Folio der landschaftlichen Natur.

Vielleicht ist es, daß ich von der Tauernkette meine „Schriften des Waldschulmeisters“ holte, vom Hochschwabgebiete den „Gottsucher“, von den Murgeländern „Jakob den Letzten“, von den kroatischen Wäldern Heimwehlieder, von den Ufern des Eisack den „Peter Mayr“, und manch anderes Buch von unterwegs.

Und wenn es wirklich ist, wie sie sagen, daß solche Bücher gerne gelesen werden daheim und auch im fremden Lande, daß die Fremden durch derlei Schriften angeregt, Interesse gewinnen und Liebe für Land und Leute bei uns, daß sie kommen und sehen und froh sind bei uns — dann kann ich mich von der großen Spende der Südbahn durchaus nicht gedrückt fühlen, vielmehr gehoben und stolz, daß sie eine so vornehme und zugleich praktische Form der Anerkennung gefunden hat.

Sie macht es dem Kränklichen möglich, stets nach persönlichem Befinden das zuträglichste Klima zu wählen, sie vermittelt dem manchmal steril werdenden Gehirn immer wieder neue Eindrücke. Sie führt rasch an ferne Ziele und ebenso rasch wieder zurück ins heimatliche Tal. Etwas Besseres für unsereinen könnte kaum erfunden werden. — Seit den letzten Jahren hat ganz aus Eigenem auch die österreichische Staatsbahn auf allen ihren alpinen Strecken mir die gleiche Gastfreundschaft erwiesen. — Habt Dank, Ihr Herren, für dieses Reiseglück!

Kronprinz Rudolf.

1887—1889.

I.

Vom Steinhaufen, auf welchem einst der Halterbub' sein Mittagsbrot gegessen, bis zur Tafel des Erzherzogs und Kronprinzen ist ein etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weg.

Im Nachwinter des Jahres 1887 war's, daß ich eingeladen wurde, in dem neuaufstrebenden Kurort Abbazia eine Vorlesung zu halten.

Einen Tag vor meiner Abreise nach Abbazia erhielt ich vom Komitee des Vortragsabends eine Depesche, es würde meine Vorlesung in steirischer Mundart höchstwahrscheinlich auch das dort weilende hohe Kronprinzenpaar besuchen, demnach werde ein recht lustiges Programm gewünscht, nur solle ich auf speziellen hohen Wunsch das eine ernste Stück lesen: „Wia da Woldseppel gstorbn is". Letzteres war mir schon recht, aber das „lustige Programm" machte mir Kopfzerbrechen. Wenn die hohen Herrschaften schon einmal da sind, so sollen sie mit meinem Besten bedient werden; es solle mehr der Poet als der Hofnarr zu Worte kommen.

Als ich am Tage des Vortrages nach Abbazia kam, fand ich das Komitee in Aufregung. Das kronprinzliche Paar wurde erwartet und hatte sein Erscheinen um halb neun Uhr abends in Aussicht gestellt. Die Parole war: Heiteres! Die Kronprinzessin erbat sich im Laufe des Nachmittags ein Programmblatt, welches ich erst eilig niederschreiben mußte.

Um acht Uhr saß ich in meinem Zimmer, um das Vortragsmanuskript in Ordnung zu stellen und auch den Anzug. Weiße Krawatten mißfallen mir nicht so kurzweg, ich band heute also eine um; Fräcke aber mißfallen mir kurzweg, daher zog ich keinen an. Um achteinviertel Uhr stürzte der Ordner atemlos die Treppe herauf und in meine Stube: Um Gottes willen! Schnell kommen! Die Kronprinzessin sei schon da!

Aber es würde das Publikum nicht in Ruhe gekommen sein, war mein Einwand, da die festgesetzte Anfangsstunde noch nicht geschlagen!

Das sei alles eins, man könne die hohe Frau nicht warten lassen. Der Kronprinz sei von der Jagd noch nicht zurückgekehrt.

So packte ich meine Sachen zusammen, wobei ich natürlich auf dem Tische das schöne Paar Glacéhandschuhe vergaß, und stieg hinab in den großen Saal des Hotels Stefanie. Ich trat in den Saal, der gefüllt war; vom anwesenden Adel war alles erschienen, das weitere kam heute nicht in Betracht. Mitten in der ersten Sitzreihe, gerade meinem Tische gegenüber, saß die Kronprinzessin. Die Verneigung darf nicht zu auffällig sein, dachte ich, edle Menschen fühlen sich vor Kriecherei und allem, was ihr ähnelt, angewidert. Doch mein Auge blieb unwillkürlich hängen an dieser Gestalt. Sie war in einfachem weißen Kleide, frisch blühend das längliche Angesicht, schalkhaft freundlich das veilchenblaue Auge, gekraust das blonde Haar.

Ich las außer den ernster angelegten Stücken „Der Ehestreit" und „Wia da Woldseppel gstorbn is", dann Schwänke und Schnurren, natürlich nur solche zahmerer Gattung.

Als ich mich bei einer kleinen Pause in ein Nebenkabinett zurückzog, war das Komitee stark darüber kon-

sterniert, daß ich mich beim Applaus nicht jedesmal speziell vor der Kronprinzessin verneigt hätte. Ich hatte aber das Gefühl gehabt, als sei es in zweifacher Weise unfein, nur die hohe Frau immer zu verfolgen und das Publikum zu ignorieren. Ich habe später erfahren, daß mein Gefühl das richtige gewesen. Daß ich während des Lesens stets nur an Stefanie dachte, würde jedem Psychologen gegenüber ohne Erfolg geleugnet werden; ich mußte mich in acht nehmen und mich hüten, daß nicht jedes pointierte Wort, jeder Blick just ihr ins Gesicht geschleudert wurde. Diese Auffassung und Sorgfalt, ein wenig diskret zu sein, ist eben einmal meine Art von Höflichkeit, ob sie die gebräuchliche oder richtige ist, weiß ich nicht.

Zum Schlusse der Vorlesung verließ ich rasch das Podium, um in mein Versteck zu gelangen.

War im Gedränge noch nicht sehr weit gekommen, als man mich festhielt. Ich werde von einer Hofdame verfolgt — hieß es — und diese habe den Auftrag, mich lebendig oder tot zur Kronprinzessin zu bringen. Lebendig ist's mir lieber. Bald stand ich dort und die hohe Frau, zu der mittelgroße Männer buchstäblich emporblicken müssen, fragte mich nach einigen schmeichelhaften Eingangsworten, was ich am nächsten Tage vorhätte?

Ich gedächte mit dem Frühzuge nach Graz zu fahren.

Ob das sehr dringend sei? Ob ich denn nicht noch einen Tag in Abbazia bleiben wolle, um bei ihr mittags zwölf Uhr das Dejeuner einzunehmen und dem Kronprinzen etwas vorzulesen, der bedauerte, heute nicht erschienen sein zu können.

Wäre bloß vom Essen die Rede gewesen, ich hätte Ausflucht nehmen können. Mich hatte bisher noch jeder Kreis des Weltlebens, der sich mir neu erschloß, enttäuscht und

manche Illusion hätte ich doch gerne mit ins Grab genommen. Da aber eine Leistung gewünscht wurde, so glaubte ich loyaler Weise die Einladung nicht ablehnen zu dürfen.

Nun, ich war eingeladen und die Sache war abgemacht.

Aber einige Herren, mit denen ich später darüber sprach, meinten, es sei unmöglich, es sei platterdings unmöglich. Wenn ich keinen Frack am Leib hätte, könne ich nicht ins kronprinzliche Haus treten.

„Warum nicht?" fragte ich blöde genug; sie blieben dabei, ich müsse mich nach einem Frack umsehen. Nach einigem Bedenken sagte ich: „Wißt ihr was, ich versuche es im deutschen Rock. Das Kronprinzenpaar ist vornehmer Gesinnung, ich sündige darauf. Nicht aus Dünkel, um Gottes willen nein! Zur Tafel eines Geld-Barons oder Emporkömmlings würde ich es nicht wagen, ohne Frack zu erscheinen. Dem Kronprinzen gebührt eine Ausnahme."

Sie zuckten die Achseln und wir tranken Sekt.

Am nächsten Morgen ging es im Kurort um: Der Bauernpoet speist beim Kronprinzen! Wo ich stand und ging, alle Blicke waren auf mich gerichtet, mancher warb um meine Bekanntschaft. Er speist beim Kronprinzen! Als ich des Morgens in Begleitung eines Freundes durch den Kurpark schritt, saßen dort auf einer Bank zwei Damen, die mein Blick streifte, bis eine derselben mich mit einem freundlichen Kopfnicken grüßte. Kaum merklich rückte ich den Hut, denn ich kannte die Dame nicht und meinte, sie habe meinen Begleiter gegrüßt. Erst einen Augenblick später fiel es uns beiden auf: das ist die Kronprinzessin gewesen. — Wenn das so, dachte ich, eine gewöhnliche Dame wäre, sie müßte von nun an meine Todfeindin sein, denn nichts verzeihen Alltagsleute weniger, als wenn ihnen öffentlich

eine beanspruchte Aufmerksamkeit nicht in der entsprechenden Form zugewendet wird. Daß sie im Straßengewühle etwa übersehen oder nicht erkannt worden sein könnten, daran denken solche einzig nur in ihre Eitelkeit eingesponnene Personen nicht. Ich bin als Schriftsteller seit vielen Jahren herb und rücksichtslos gewesen, aber mehr Feinde als meine Schriften hat mir meine Kurzsichtigkeit gemacht.

Punkt zwölf Uhr trat ich in das Tor der Villa Angeolina, wo die Hoheiten residierten. Draußen hatten sich Leute postiert, die mir gewiß mit verschiedenen Gefühlen nachblickten. Zwischen den Lakaien glücklich hineingewalkt, stand ich im Empfangszimmer und wurde mit den üblichen Zeremonien den beiden Hofdamen, dem Oberstdhofmeister, dem Adjutanten des Kronprinzen und dem Hausarzte vorgestellt. Sonst war niemand da, und die Anwesenden waren so einfach angetan, daß mein antifrackisches Herz aufatmete. Das Zimmer war dunkel und goldbdurchwirkt tapeziert, die Garnitur mattrot. Das Speisezimmer, durch welches der Weg gegangen, war mit Marmorsäulen an den Wänden und mit den Bildnissen des Kaiser- und Kronprinzenpaares geschmückt. Bald ging die Doppeltür auf und Arm in Arm trat das Kronprinzenpaar ein. Der Kronprinz, eine etwas zart gebaute, aber gesund aussehende Gestalt mit gebräuntem Gesicht, blondem Haar und Spitzbart und einem mildfreundlichen grauen Auge, war in lichtem Zivilanzug, das Beinkleid an den Knöcheln noch aufgestreift von dem vormittägigen Jagdausfluge. Die Kronprinzessin war in einem veilchenblauen Gewand. Das Paar schritt gleich auf mich zu, beide reichten mir die Hand und der Kronprinz begrüßte mich mit einigen in sehr herzlichem Tone gesprochenen Worten.

Dann zu Tische, zu welchem das hohe Paar vorausschritt. Unterwegs dahin flüsterte mir der Oberstdhofmeister

zu, daß ich zur Rechten der Frau Kronprinzessin sitzen werde. So saß ich denn dort, am mäßig großen, länglichrunden Familientisch, und gegenüber Kronprinz Rudolf. Danebenhin öffnete sich durch die Glastür ein Ausblick in den Park, zwischen dessen Lorbeeren und Palmen das Meer hereinglitzerte.

Meine hohe Nachbarin richtete sofort freundliche Worte an mich und sagte, von den sieben Stücken, die ich am Vorabende gelesen, seien ihr zwei ganz neu gewesen. Das klang mir doch anders, als die sonst sooft gehörte Höflichkeitsformel: „Habe von Ihnen schon vieles gelesen." — Bevor ich den Löffel ergriff, machte ich natürlich erst noch eine Torheit. Ich wendete mich an die Kronprinzessin und sagte: „Kaiserliche Hoheit! Es wird mir kein Bissen schmecken, wenn ich mir früher nicht mein Herz erleichtern darf. Ich erlaube mir daher die Frage, ob Euere kaiserliche Hoheit heute morgens zehn Uhr auf der Bank vor dem Kaffeehaus gesessen sind?"

„Ich weiß, warum Sie fragen," lächelte sie; „nun, ich dachte es mir ja gleich, daß Sie mich nicht erkannt haben, es schien Ihnen auch die Sonne in die Augen und hat doch weiter nichts zu sagen."

Fast war mir aber im Moment, als hätte mir der Obersthofmeister einen zurechtweisenden Blick zugeworfen und jetzt erst fiel es mir ein, daß man sich hier nicht gehen läßt, daß man mit dem Sprechen zu warten hat, bis man angesprochen wird, und daß man auch dann das nicht sagt, wovon das Herz voll ist, sondern mit anmutigen Worten nur leicht umherkreiselt, wie das Mailüftchen auf der Oberfläche einer sonnigen See. Eine recht unbehagliche Befangenheit kam über mich, eine Art von Bangnis, wie man sie hat, wenn man in der Einsamkeit ist, von allen Men-

schen fern und doch vor den Augen leuchtende Nebelgestalten sieht, die man nicht fassen kann.

Dieses Gefühl wurde bald zerstreut. Die Gesellschaft geriet so gemütlich ins Plaudern, die Kronprinzessin wußte jedem aufgeworfenen Gespräch die anmutigsten Seiten abzugewinnen; der Kronprinz, anfangs etwas wortkarg, warf heitere Bemerkungen dazwischen. Das Gespräch drehte sich um die Marine, um Reisen, um naturgeschichtliche Gegenstände aus der Tierwelt, um Volkstümliches aus den Alpen, um Lieder und Dialekte; in der deutschen Schriftstellerwelt ergingen wir uns, besonders erkundigte sich die Kronprinzessin nach Hamerling, wie der Kronprinz sich nach Anzengruber. Malerei und Theaterwesen wurden berührt, selbst die Politik gestreift, da eben die Nachricht von einem Attentate auf den russischen Kaiser eingetroffen war.

Das Kronprinzenpaar sprach sich gegenseitig vertraulich bei seinen Taufnamen an, und in seinen Bemerkungen und Ausdrücken blieb alles vermieden, was auf die hohe Stellung, die es einnahm, hingewiesen hätte, selbst als vom Kaiser die Rede war, hörte man nur das Wort Vater. Mittlerweile sprachen wir tapfer dem Mahle zu, wobei ich so leise und behutsam als möglich arbeitete, um von der nicht laut geführten Unterhaltung und den an mich gerichteten Bemerkungen und Fragen kein Wörtchen zu überhören. War der eine Gang abgetan, so klingelte der Kronprinz mit einem vor ihm auf dem Tische stehenden Glöckchen, daß der neue komme. Auf das Menu kann ich mich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern; ich ließ leider auch den Zettel, der es aufzählte, auf dem Tische liegen. Mein Wesen ging ganz und gar in das moralische Interesse dieses Mittagsmahles auf. Nur dem Bordeauxwein schenkte ich etwelche Aufmerksamkeit, den Champagnerkelch ließ ich unberührt.

Der schwarze Kaffee wurde noch an der Tafel rasch ausgetrunken, dann war ohne alle Zeremonie und Begrüßungsformel das Mahl aufgehoben und wir gingen in das Nebenzimmer, in welchem früher der Empfang stattgefunden. Der Kronprinz reichte Zigaretten. Nach einem Weilchen, als im Kreise eine gewisse Ruhe und Erwartung eingetreten war, kam der Kronprinz mit einer scheinbar fast befangenen Miene an mich heran und ersuchte, daß ich denn etwas lesen möchte. Ich fragte, ob in bezug auf die Auswahl des Stückes ein besonderer Wunsch vorwalte; ich wäre durch einen solchen, wenn er ausgesprochen worden, gerne der Verantwortlichkeit einer eigenen Wahl überhoben gewesen. Aber die Kronprinzessin rief dazwischen, es sei ganz nach meinem Belieben, womit ich sie erfreuen wolle. Ich wählte ein heiteres Stück ohne aufdringliche Possenhaftigkeit, ein Stück, in welchem Bauernwitz und Schlauheit mit einer gewissen Lebenswahrheit verkörpert ist und welches auch einigermaßen zu einem dramatischen Vortrag Anlaß gibt. Ich las den „Bruggenwirt sein letztn Willn". (Stoansteirisch.) . Die männlichen Zuhörer blieben dabei äußerst ruhig, während die Damen mehrmals ein recht munteres Kichern vernehmen ließen. Im ganzen hatte ich das Gefühl, als hätten die Herrschaften etwas weit Lustigeres erwartet.

Nach dem Vortrag wurde ich gefragt, wie sich zu meinen mundartlichen Vorlesungen Deutschland verhalte, und der Kronprinz wunderte sich darüber, daß der Märker, der Hamburger, der Sachse und der Westfale dafür ein richtiges Verständnis hätten. Hierauf sprach er über die Charakteristik und den Unterschied der Mundarten in einzelnen Alpengegenden und bekundete dabei Erfahrung. Nach einer Weile, als der Kronprinz in einem Buche geblättert und es wieder auf den Tisch gelegt hatte, fragte er, ob das Vorlesen wohl

sehr anstrenge? Ich antwortete, daß das weniger physisch als seelisch der Fall sei; das Mitleben und Mitempfinden mit den vorgeführten Gestalten, das Springen von einer Stimmung in die andere sei für mich momentan zwar von großem Reiz, habe aber nachträglich stets eine Abspannung zur Folge.

Die Unterhaltung bewegte sich zeitweise animiert, zeitweise stockend weiter. Da die Damen mehrmals auf mein Buch blickten, so war ich auf die Aufforderung gefaßt, noch etwas zu lesen. Doch wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Kronprinzen zu, der nun, als Jünger Brehms, von den Zugvögeln sprach, wie unsere Hausschwalben den Winter über tief nach Afrika flögen, wie solche Vogelkarawanen sich unterwegs gern auf Schiffe setzten, um auszuruhen usw. Der Erzähler berührte manches von seinen Reisen in Ägypten und Palästina, besonders was sich auf Jagd bezog. Seine vielfältigen Erfahrungen und Kenntnisse wußte der Kronprinz auf gewinnende, schlichte Weise im Gespräche zu berühren und der Eindruck, den man von ihm bekam, war der der Gediegenheit und Bescheidenheit.

Nach einer zweistündigen Unterhaltung wurde der Cercle aufgehoben; der Kronprinz und die Kronprinzessin dankten mir in einer so liebenswürdigen Weise für mein Lesen, daß ich fast erdrückt war; beide reichten mir nochmals die Hand und schritten, Arm in Arm, wie sie gekommen, durch die Flügeltür.

Später, als ich mich von den Hofdamen und den Herren verabschiedete, fragte mich der Herr Adjutant, weshalb ich nicht noch etwas gelesen hätte? Es wäre erwartet worden. Ich hätte nicht gewußt, daß noch etwas gewünscht würde, war meine Entschuldigung, und in unseren bürgerlichen Kreisen sei es der Brauch, daß man in solchen

Fällen aufgefordert werde. Das sei ich ja worden, sagte der Herr, allein ich hätte der Hoheit geradezu ins Gesicht gesagt, daß mich das Vorlesen anstrenge. — Nun wußte ich auch wieder um eins mehr, und kam es heraus, daß ich aus Furcht, ausdringlich zu erscheinen, eigentlich die größte Ungeschicklichkeit begangen hatte. Ich hatte nachträglich die Empfindung, daß ich vor dem Kronprinzenpaar aus reiner Befangenheit viel zu wenig Mensch, viel zu steif und formell gewesen war. Nicht etwa das hohe Paar hatte mir das angetan, doch ängstigte mich die Umgebung, welche sich vielleicht an den Manieren des ehemaligen Waldbauernbuben gern ein ganz klein wenig amüsiert hätte.

Im ganzen wird es wohl wahr sein, daß es um die Hofluft ein eigen Ding ist. Man hat in ihr wie auf allen großen Höhen das Gefühl, als atme man zu viel Sauerstoff, man wird leicht berauscht, schwindelig. Man muß sich in solchen Kreisen wohl in acht nehmen, daß man unbefangen sich treu bleibt. Und Fürsten müssen ein großes Herz haben, wenn sie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die sie zu umgeben pflegt, die Achtung vor den Menschen nicht verlieren sollen.

Denn wer sich so tief neigt, daß der hintere Teil höher steht als der Kopf, der mag seine Arme gleich — als Vorderfüße brauchen.

II.

Es war am Abende desselben Tages. Ich wartete auf der Eisenbahnstation Mattulie auf den Zug, der aus Fiume kommen und in St. Peter am Karst sich dem Triest-Wiener Kurierzug anschließen sollte. Als ich in die Vorhalle hinauseilte, um am Plakate die Ankunft in Graz zu erfahren, stieß ich bei der herrschenden Dunkelheit in der Türe an einen

Herrn, der eben eintreten wollte. — „Oho!“ lachte er — ein Offizier war's; der Zusammenstoß war ziemlich heftig gewesen. „Wohin so eilig?“ rief der Offizier, indem er meinen Namen nannte.

Nun erkannte ich den Kronprinzen. Nicht erst meine Entschuldigung abwartend, reichte er mir die Hand und sagte: „Sie haben mich nicht erkannt, wie Sie heute früh meine Frau nicht erkannt haben!“

Dann schritt der Kronprinz, während der Adjutant anderweitig mit etwelchen Anordnungen beschäftigt gewesen sein mochte, durch den rauchigen Saal in das nebenanstoßende Wartezimmer erster Klasse. Die wartenden Passagiere im größeren Saale, zumeist Italiener, auch einige Kurgäste aus Abbazia darunter, mochten den Offizier ebenfalls nicht erkannt haben, niemand beachtete den Vorgang weiter. Ich setzte mich auf eine Bank.

Jetzt kam aus dem Nebenzimmer der Stationsvorstand, trat auf mich zu und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit gestatten es gerne, wenn Sie in den Wartesaal der ersten Klasse treten wollen.“

Ich blieb aber sitzen und dachte, der hohe Herr wird ja froh sein, einmal einige Augenblicke unbehelligt atmen zu können. Das Vergnügen, immer und immer vom Publikum umlauert, beobachtet zu werden, nie einen ungezwungenen Moment zu haben, oder gar fortwährend nichtssagende Redensarten im Munde führen zu müssen, kann ich mir denken. — Es währte aber nicht lange, so kam der Stationsbeamte das zweite Mal und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit lassen bitten, zu ihm hineinkommen zu wollen.“

Nun stand ich auf und ging hinein.

Der Kronprinz war ganz allein im Zimmer, saß mit

übereinandergeschlagenen Beinen nachlässig hingelehnt auf der Bank und rauchte eine Zigarette.

„Wir fahren ja zusammen," sagte er mit seiner weichen, ziemlich hochklingenden Stimme, „aber Sie kommen um fünf Stunden früher nach Hause als ich. Stimmt es?"

Er war auf Besuch bei der Kronprinzessin gewesen, in Abbazia, und reiste nun wieder nach Wien zurück.

„Der Eilzug beeilt sich diesmal nicht sehr," bemerkte der Kronprinz, auf seine Taschenuhr blickend, „und ich fürchtete schon, zu spät auf den Bahnhof zu kommen."

Ob Seine kaiserliche Hoheit denn auch an Eisenbahnfieber litte? war meine Frage.

„Sobald man es mit der Eisenbahn zu tun hat, ist man immer etwas nervös," antwortete der Kronprinz.

Ob sich das bei den großen Reisen, die er mache, nicht verliere? fragte ich. Zudem dürfte vielleicht eher der Eisenbahnzug auf ihn warten, als umgekehrt.

Der Kronprinz lächelte über diese Bemerkung, die allerdings der sprichwörtlichen Pünktlichkeit unseres Hofes unrecht tat. Dann ließ ich mit einfließen, daß ihm ja auch Extrazüge zur Verfügung stünden.

„Ich benütze lieber die gewöhnliche Fahrordnung," sagte er. „Doch, wollen Sie nicht eine Zigarette rauchen?" — Die Kurierzüge sind zwischen Wien und hier ohnehin die bequemste und schnellste Gelegenheit. Ich bin in diesem Winter nicht weniger als zehn- oder elfmal nach Abbazia gefahren, und je vertrauter man mit einer Strecke ist, je kürzer erscheint sie. Zudem reise ich gerne in der Nacht."

„Hoheit können im Coupé schlafen?" sagte ich.

„Ganz vortrefflich," antwortete der Kronprinz. „Können Sie das nicht? Sie reisen ja auch viel. — Aber,

warum nehmen Sie nicht Platz, Herr Rosegger, und ziehen Ihren Pelz nicht aus?"

Bei dem kalten Wetter, welches in jenen Frühlingstagen auch über den lorbeerbekränzten Gestaden des Quarnero lag, hatte man nämlich stark eingeheizt; weil jeden Augenblick die Ankunft des Zuges zu erwarten war, so behielt ich den Pelz am Leibe.

„Mit Ihrer Gesundheit sind Sie jetzt zufrieden?" fragte mich der Kronprinz.

„Sie kräftigt sich allmählich wieder, gottlob!"

„Wenn die Vorlesereisen anstrengen, wie Sie heute sagten, warum machen Sie solche? — Es mag," setzte er lachend bei, wohl vorkommen, daß ein Dichter sich zu Tode schreibt, aber daß er sich an seinen Werken zu Tode liest, dürfte doch nicht das Gewöhnliche sein. Dagegen müßten besonders Ihre Steirer Einsprache erheben."

Mehrmals suchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aber der Erzherzog kam immer wieder auf mich zurück. „Nach Ägypten sollten Sie gehen," rief er lebhaft. „Das Klima dort würde Ihnen gut tun."

Ich äußerte Zweifel wegen der Seefahrt.

„Gerade Ihnen würde die Seefahrt sehr wohlbekommen," sagte der Kronprinz, „zartere Naturen ertragen in dieser Hinsicht mehr, als die sogenannten kräftigen. Ich habe es an mir selbst erfahren."

Hierauf bemerkte ich, daß es einer meiner ältesten Wünsche wäre, einmal eine größere Seereise zu unternehmen, besonders nach dem Südosten hin. Ich wüßte kein Land der Welt, das ich so gerne bereisen möchte, als Palästina, und überhaupt die geschichtlichen Stätten des Morgenlandes, für die man sich schon in der Kindheit, im ersten Schulunterrichte begeistert.

„Also, warum reisen Sie nicht?“ fragte der Erzherzog. „Es würde Sie sehr anregen. Man macht sich keine Vorstellung von all dem Interessanten, dem man dort begegnet. Es mag sein, daß man sich im einzelnen enttäuscht findet, vielleicht gerade in unserer bibelmäßigen Vorstellung. Der Naturforscher, der Ethnograph findet mehr als er erwartet. Die Volkstypen, die fremdartigen Naturerscheinungen, vor allem das Tierreich!“ Und nun begann der Kronprinz wieder von seinen Reisen im Orient, von eigenartigen Erscheinungen und Gestalten der Bewohner, von Wüstenwanderungen und Jagden zu erzählen. — Das brachte er alles so klar und geordnet, den Gegenstand beherrschend und dabei so schlicht und gemütlich vor, daß ich ganz vergaß, wer es war, der da sprach. Ich hatte ihn an jenem Tage das erstemal in meinem Leben gesehen. Wie ein Traum schien es mir, als ich mich besann, daß es Kronprinz Rudolf von Österreich war, der da mit mir plauderte.

Vor meiner inneren Erregung nicht minder als vor dem ausstrahlenden Ofen ward mir so warm, daß ich endlich den Pelz auszog. In demselben Augenblicke zeigte die Bahnhofglocke den einfahrenden Zug an.

„Ja, nun haben Sie den Pelz ganz zu rechter Zeit ausgezogen!“ lachte der Kronprinz. Ich kroch alsbald wieder hinein und meine Hand hatte hastig zu tun, daß sie am Ärmling herauskomme, um die Rechte zu fassen, die der Erzherzog mir zum Abschiede reichte.

„Werden Sie wohl ein gutes Coupé haben?“ fragte er noch, und auf meine zuversichtliche Antwort sagte er: „Ich danke Ihnen nochmals. Auf Wiedersehen!“

Dann stiegen wir ein und es zeigte sich bald, daß ich mich über das mir angewiesene Gelaß nicht zu beklagen hatte; mehrmals unterwegs kam der Schaffner zu mir und

erkundigte sich nach etwaigen Wünschen. Ich bin geneigt, diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit der Intervention des Kronprinzen zuzuschreiben.

Die mir unvergeßliche halbe Stunde auf dem Bahnhofe in Mattulie habe ich hier geschildert als ein Beispiel von der Leutseligkeit und Herzensgüte des Prinzen. Die Begegnung, welche übrigens nicht die letzte der frohen Begegnungen mit ihm blieb, und die Unterhaltung, welche dabei geführt wurde, habe ich unmittelbar darauf im Notizbuche fixiert, so daß ich das Gespräch fast wörtlich wiedergeben zu können glaube. Nicht so sehr, was gesprochen wurde, ist das Merkwürdige, als vielmehr, wer es sprach. Es kommt ja nicht gar oft vor, daß ein so hoher Herr sich traulich macht mit einem Menschen, der seinen Kreisen weit ab-, in manchem Grundsatze ihnen sogar entgegensteht. Das war derselbe Prinz, der nebst anderen touristischen und naturgeschichtlichen Schriften ein großes Werk über seine Reise in den Orient geschrieben hatte, in welchem er sich nicht bloß als naturwissenschaftlicher Schriftsteller, sondern auch als Philosoph dargetan hat. Ein humaner Zug zeichnet seine Werke aus. Mit dem warmen Herzen ein starker Geist! Wir priesen uns glücklich in dem Wahne, ihn einst als würdigen Nachfolger Franz Josephs des Ersten auf dem österreichischen Kaiserthrone zu sehen.

Ein Wahn, der seit dreißig Jahren Millionen von Patrioten beseelt und mit Hoffnung erfüllt hatte!

III.

Ich habe noch wenige Stunden erlebt, die so erschütternd waren, als jene, am Abend des 30. Januar 1889. An meinem Arbeitstische saß ich bei heller Lampe und las in Goethes „Hermann und Dorothea". Da tritt mein Töch-

terlein zur Türe herein und sagt mit zagender Stimme: „Vater! Ich komme eben vom Großvater, der hat mir eine schreckliche Neuigkeit gesagt. Auf der Gasse hört man sie auch schon.“ Weiter sprach sie nicht.

Ich legte das Buch aus der Hand und fragte: „Kind, was ist es?“

„Der Kronprinz soll erschossen sein,“ antwortete sie.

„Nein,“ rief ich heftig aufspringend, „das ist nicht wahr!“

Da eilten zur Türe auch schon die anderen Hausgenossen herein in höchster Bestürzung und bestätigten die Nachricht. Auf der Gasse sei sie bereits angeschlagen, alles voller Menschen! Die verschiedensten Gerüchte!

„Die verschiedensten Gerüchte, gottlob, dann ist keines wahr!“

— Meine starre Ungläubigkeit konnte freilich nicht lange standhalten. Bevor noch die Extrablätter aus der Presse flogen, um die Nachricht offiziell zu bestätigen, war die furchtbare Gewißheit da.

In den ersten Stunden taumelte man nur so umher. Man dachte nicht an die Größe des Verlustes, hatte nicht einmal politische Anwandlungen. Man empfand nur die Tragik im Geschicke dieses Menschenlebens. — So jung, so hochgemut auf goldener Zinne der Welt zu stehen, von höchster Würde und Macht umgeben, von allen Freuden des Lebens umgaukelt — und plötzlich in die Gruft hinab! —

In blühender Jugend als Kaisersohn zu sterben! Und auf so unerhörte Weise! Was muß in diesem Menschenherzen vorgegangen sein! Das undurchdringliche Geheimnis nährte in unserer Trauer eine herzversengende Qual!

Ihn, den wir erst vor kurzem wiedergesehen hatten in

unserer Stadt, in seiner schlanken, elastischen Gestalt, mit dem rosigen Angesichte, dem blauen, freundlichen Auge, voll gewinnenden Wesens — ihn sollten wir uns nun vorstellen kalt und starr ausgestreckt im Sarge! — Und wenn wir ferner fragen, was das bedeuten wird! Wie viele Menschengeschicke, vielleicht Völkergeschicke einen anderen Lauf nehmen von diesem Sarge aus!

Die Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag; es wurde immer unheimlicher. Da litt es mich nicht mehr in meinem Daheim, ich reiste nach Wien.

Es war ein regentrüber Morgen, als der Eisenbahnzug auf der Ebene dahinfuhr gegen die Hauptstadt. Die Städte und Ortschaften lagen da, ganz wie gewöhnlich. Die traurige Stimmung, die ich in der Natur sah, war ein Spiegelbild meiner eigenen Seele. Bei Baden blickte ich hin gegen das Helenental, hinter dem Meyerling liegt, das Jagdschloß, bei welchem das Gräßliche geschehen ist. —

In Wien angekommen, sah ich, daß außer den zahlreichen Trauerfahnen in einzelnen Gassen die Stadt nichts Auffälliges hatte. Das gleiche Hasten und dieselben Straßengestalten wie immer. Nur am Michaelerplatz und den Kohlmarkt heran bewegten sich zwischen dem Gewoge schwere Wägen mit langen Holzbalken, was besonders an dem Sonntage, der war, auffiel. Es wurden Trauergerüste gebaut.

An der Hofburg war eine große Lücke gerissen. In die ungeheuere Nische, das Innere des gerade abgetragenen Burgtheaters, fiel nüchternes Tageslicht.

Mich verlangte es einerseits, ihn noch einmal zu sehen, andererseits war ein Grauen in mir und ich bangte davor. So zog es mich in dem Gedränge voran, durch das Tor der alten Kaiserburg hinein, bis ich im Schweizerhofe stand. Ein lieber Freund war mit mir und wir versuchten den

Eintritt in die Wohngemächer des Kronprinzen, wo er zur Stunde aufgebahrt lag. Die Burggendarmen gestatteten uns das Stehenbleiben nicht einmal und der Eintritt war an diesem Tage dem Volke untersagt. Weil ich zum Volke gehöre und nicht das Zeug habe, auf Umwegen durchzudringen, so sollte ich nun eben heraußen bleiben. Doch sah ich, wie fortwährend Wägen mit Blumen und Kränzen vorfuhren, die ungehindert zwischen den Spalieren der Burggendarmen links in den Hof einbogen, zur Treppe, die hinanführte zu den Gemächern des Kronprinzen. Da kam mir ein Gedanke. Es geziemt sich wohl, daß der Poet aus dem Volke dem fürstlichen Schriftsteller, welcher den Satz ausgesprochen: „Das größte Kapital des Staates und der Gesellschaft ist der Mensch!" eine sichtbare Huldigung darbringe. Das war ja derselbe Fürst, der sich einen Kollegen und Arbeitsgenossen von uns Literaten nannte und der die weltbewegende Bedeutung geistiger Schöpfungen wohl zu würdigen verstand. Wer wird es mir wehren, an der Bahre des Erzherzogs Rudolf von Österreich einen Kranz niederzulegen!

Ich ging hin, kaufte in einer Blumenhandlung der inneren Stadt den Lorbeerkranz, nahm einen Wagen, fuhr ungehindert in die Hofburg und legte mein geringes Zeichen der Verehrung dem toten Kaisersohne zu Füßen.

Die Stimmung jenes Augenblickes, als ich einging in die fürstlichen Hallen, die ein Garten des Todes geworden waren, ist unbeschreiblich. — Ihr kennt ihn, den betäubenden Duft der Blumen und Kränze, den trübroten Schimmer der Kerzen und Ampeln, der am Katafalk gleichsam wie im Vorhofe der Ewigkeit herrscht. Anders ist der Palast und anders ist die Hütte; aber der Sarg hat die gleiche Form für Hoch und Nieder. So gehen die Armen und Glücklosen hin, so

gehen die Fürsten hin. Sein Leichnam ist noch geschmückt mit allen Zeichen irdischer Würde. Da ragen Palmen auf und neigen ihre Blätter, um sein Haupt zu verhüllen — sein zerschmettertes Haupt . . . .

Sursum corda! Empor die Herzen! Wir blickten auf den Kaiser, den Vielgeprüften, der uns in dieser Zeit wieder das bewundernswerte Vorbild eines heldenhaften Herzens gab: Unser Heil liegt in treuer Pflichterfüllung.

Und so nahm ich Abschied von Rudolf. An der Pforte der Kapuzinergruft blieb alle Pracht zurück, um sich schmeichelnd und betörend an andere zu hängen.

Als ich an demselben Abende, Wien wieder verlassend, vom Eisenbahndamm bei Meidling aus noch einmal zurückschaute, ging hinter dem Wienerwalde eben klar und rein die Sonne unter. Das Häusermeer lag schon in Dämmerung, aber auf der Spitze des Stephansturms funkelte in einer Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen, das goldene Kreuz. Wie ein Stern leuchtete es hin über die alte Kaiserstadt, die mitten im heiteren Taumel des Karnevals so plötzlich eine Stätte der Trauer geworden war.

Homunkeltum.

1890.

Endlich war das neueste Wunder — es ist größer als alle sieben Weltwunder zusammen! — auch in unsere Stadt gekommen.

Man hatte vom Phonographen schon viel gelesen und gehört, aber das Ding war zu unglaublich, es konnte auch ein wenig amerikanischer Humbug dabei sein. Wie kann man einen Ton, eine Stimme, einen Schall festhalten und aufbewahren — viele und viele Jahre lang? Also, daß jene noch zu uns sprechen können, die längst gestorben sind; also, daß die Lucca, die Materna noch singen werden, wenn die Kunstgeschichte kaum mehr ihre Namen nennt; also, daß die Geschlechter des zwanzigsten Jahrhunderts mit eigenen leiblichen Ohren noch das lebendige Wort und den Ton aus dem Munde Bismarcks hören können, wenn er ruft: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts! — Das ist nicht bildlich gesprochen, nicht in der Sprache des Poeten, sondern wirklich, wörtlich zu nehmen. Wäre die Erfindung vor Neros Zeiten gemacht worden, so könnten wir es vielleicht heute noch hören, wie der große Tyrann Befehl gab, Rom anzuzünden, und hören das Prasseln des Feuers, das Wehgeschrei der Römer, das Krachen der stürzenden Tempel!

Liegt eine solche Möglichkeit denn überhaupt in der Natur? Wir sagen es kühn und stolz: sie liegt in der Natur. Der Mensch hat sie entdeckt und die Maschine ist unendlich einfacher als man etwa ahnt, sie ist im Prinzipe so einfach, wie die Hirtenpfeife oder die Harfe, auf jeden Fall viel einfacher als etwa eine Drehorgel, mit welcher ein oberflächlicher Vergleich möglich wäre. Die Wunder

des Phonographen gehen auf rein mechanischem Wege vor sich; nicht allzulange dürfte es währen, daß sie jeder wirken kann, daß die Phonographen so zahlreich sein werden, als heute die Photographen, ohne viel Umstände und Kosten. Heute hindert die Verbreitung noch das Privilegium der Erfinder.

Gegenwärtig kreisen in den Ländern einzelne Apparate und bringen den Inhabern Geld ein. Der Phonograph ist noch auf Kunstreisen wie ein Virtuose und gehabt sich dem Publikum gegenüber auch als ein solcher. Das war für mich nicht anziehend und als „Edisons Phonograph" in unsere Stadt gekommen war, beeilte ich mich gar nicht besonders, ihn zu besuchen. Doch wurden bald Stimmen laut, das müsse man hören, es sei großartig, es sei unglaublich! es sei wunderbar! Wohlan, in diesem Falle ist man es sich schuldig, den neuen Unterricht zu besuchen in der Schule des Lebens.

Ich ging hin. Der Eintritt von drei Gulden war nicht volkstümlich, rechtfertigte sich aber dadurch, daß der Apparat gleichzeitig nur von wenigen Menschen benützt werden konnte. Mitten in einem Fremdenzimmer des Hotels „Zum Erzherzog Johann" war etwas aufgestellt, das einer Nähmaschine ähnelte. Ich kann von der technischen Einrichtung nicht sprechen, sondern nur das dem Laien zumeist Auffallende anmerken. Da war an dieser Maschine das Treibrad, es war die Nadel, sogar die Spule war da. Und von der Vorrichtung gingen zwölf etwa zolldicke, kürzere und längere Schläuche aus, welche sich am Ende gabelten, so daß man die Spitzen einer solchen Gabel in beide Ohren stecken konnte. Außerdem standen Rohre und Trichter verschiedener Größen umher, die aber bei dem Spiele nicht benützt wurden. Ich hatte den Phonographen vor mir. Aber die Spule war keine

Spule, sondern eine hohle Walze oder Rolle von chokoladebraunem Wachse, welche außerordentlich feine, doch für das freie Auge noch sichtbare Eindrücke hatte. An die Walze lag ein Stift an, welcher in Verbindung stand mit dem Wichtigsten, was man aber nicht sah.

Vor diesem Apparate saß ein Mann, trieb mit dem Fuße das Rad wie bei einer Nähmaschine und obenan drehte sich die Walze in mäßiger Schnelle, dabei sachte nach links rückend, so daß die spiralförmigen Eindrücke der Reihe nach vom Stifte berührt werden konnten. Also war der Apparat in Bewegung; an demselben standen im Halbrunde zwölf Personen, die Schlauchspitzen in die Ohren haltend und aufmerksam horchend. Im Zimmer war große Stille, auf den Zügen der Horchenden las ich Versunkenheit und Staunen. Manchmal war für den noch Fernestehenden ein ganz zartes Quizen zu hören, wie das kurz abgebrochene Zwitschern eines jungen Vogels. Dann wieder atemlose Stille, gespannte Aufmerksamkeit — bis plötzlich alle Horcher sich aufrichteten und „Großartig! Unerhört!" durcheinanderriefen.

Nun kam ich mit noch elf anderen Personen dran. Die Schlauchspitzen legte ich in die Ohrmuscheln und horchte. Der Inhaber trieb lautlos das Rad . . . „Sein oder Nichtsein," hörte ich hinter mir und etwas gedämpft, so als ob durch das Sprachrohr geredet würde, doch vollkommen deutlich . . . „das ist die Frage. Ob es edler sei, zu dulden die Pfeile wütenden Geschickes, oder gewaffnet wider eine See von Leiden durch Widerstand sie enden? — Sterben, Schlafen —" usw. Allerdings war es nicht die Originalstimme Hamlets, sondern das wohlbekannte Pathos eines Schauspielers, der den Monolog wenige Tage früher in den Apparat gesprochen hatte.

Nach diesem steckte der Leiter des Phonographen rasch eine zweite Walze an die Spindel und wir hörten ein Klavierspiel mit klarem Saitenanschlag, etwa von der Deutlichkeit, als würde bei offener Tür im Nebenzimmer gespielt. Nach Schluß des Stückes lebhaftes Bravorufen, nicht von uns Horchenden, sondern aus dem Schlauche, wie es eben einige Wochen früher unmittelbar nach dem wirklichen Klavierspiele gerufen und fixiert worden war. Hernach folgte das Lied einer Sängerin in anmutigster Klangfarbe, tatsächlich Kunstgenuß bietend. Bald darauf zog (gleichsam wie vor dem Fenster auf der Gasse) eine große Militärbande mit klingendem Spiele vorüber; unmittelbar darauf ein Leichenzug mit Posaunenton und Chorgesang, begleitet von entfernteren Klängen der Kirchenglocken. Eine Hochzeitsgesellschaft mit Trompeten, Pfeifen, Jauchzen und Pistolenknallen beschloß die Produktion. All die Töne waren höchst natürlich, selbst der Widerhall der Musik und der Schüsse an den nahen Gebäuden war deutlich vernehmbar. Dabei hörte man auch die Schritte der Marschierenden, das Gemurmel des Publikums, ja sogar das Klirren eines aufgehenden Fensters war zu bemerken. — Auf dem Grabe des bei dem Leichenzuge Bestatteten wuchs wohl schon längst grünes Gras, das Ehepaar des Hochzeitszuges erfreute sich vielleicht schon eines wiegenden Kinderbettleins, während die Trauerklänge, der Freudenschall noch an unser Ohr schlagen.

Die Vorführung war zu Ende. Ich sagte kein Wort, in mir war feierliche Andacht, als wäre eine Offenbarung gekommen aus unbekannter Geisterwelt. Es muß doch eine ganz besondere Zeit sein, in der wir leben, weil sich eine ewige Kehle und Zunge gefunden hat, die unseren Hall und Schall und unser Lied echt und lebendig der Zukunft übermitteln will.

Meine Erwartungen waren weit übertroffen. Doch machte das Entzücken bald einer kühleren Beobachtung Platz. Bei dem Gesangsstücke der Primadonna war mir an einer Stelle ein roher Lärm aufgefallen, als wäre jemand mit schweren Schuhen durch das Zimmer gelaufen. Ich ließ das Stück wiederholen, um einen reinen Eindruck von ihm zu gewinnen, aber siehe, genau als dieselbe Stelle kam, lief der Kerl wieder durch das Zimmer. Der Leiter erklärte uns, daß bei der Aufnahme zwar niemand so gesprungen wäre, sondern daß die Walze oder Rolle an betreffender Stelle schadhaft sei. Wir besahen die Rolle und bemerkten tatsächlich ein ganz zartes Ritzchen, welches die abscheuliche Störung verursachte. So wie bei der Photographie ein Flecken auf der Matrize sich auf allen Abdrücken wiederholt, ebenso kommt hier der Flecken in Schall übersetzt bei jeder Vorführung eines Stückes zum Ausdruck. Man kann eine fehlerhafte Rolle nicht retouchieren wie eine fehlerhafte Photographie. Mit der Photographie ist die Phonographie in vieler Beziehung vergleichbar, nur daß letztere noch weitaus effektvoller ist und naturgemäß vollkommener sein wird. Die Photographie ist und bleibt ein Bild; so ähnlich es dem Original sein mag, es lebt nicht, unser Auge sieht sofort, es ist ein toter Gegenstand, der uns nichts ersetzt, nur an etwas erinnert. Der Phonograph jedoch übermittelt uns etwas Lebendiges, tatsächlich Wirkendes, das unser Ohr auch am Original nicht besser haben kann. Insofern könnte man den Laut, den Schall, die Musik wahrlich dramatisch nennen, denn sie sind etwas Geschehendes. Was durch das Ohr geht, bringt tiefer in die Seele, als was durch das Auge kommt. Der Phonograph überbringt uns nicht etwa einen vor langer Zeit in sich aufgenommenen Gesang als etwas Fertiges; vermöge der Eindrücke erzeugt er ihn aufs neue,

indem er ihn ganz genau wiederholt. Er ist wie jemand, welcher ein Gedicht auswendig gelernt hat und es gelegentlich deklamiert; er reproduziert das Gedicht, ohne aber deshalb selbst Dichter zu sein, und wenn der Phonograph auch alle Musikstücke der Welt wiedergäbe, so wäre er doch kein Musiker. — Da übermittelt der Apparat mit seinen leblosen Bestandteilen das Lied, das Wort mit all' seinem Geiste, wie ein lebendiger Mund. Das ist das Packende, fast Gespensterhafte.

Nachdem die Wiederholung der Produktion vorüber war, wurde ich vom Inhaber des Apparates ersucht, meine Stimme aufnehmen zu lassen. Arglos erklärte ich mich dazu bereit, nicht bedenkend, daß ich damit gleichsam ein neues Wesen in die Welt setzte, ein Ich, das außer mir sein wird, das für oder gegen mich sprechen, das mich überleben kann auf viele Jahre. Allerdings nützen die Rollen sich ab, und eine Rolle läßt sich nach dem jetzigen Stande dieser Erfindung, wie ich mir sagen ließ, nicht vervielfältigen, etwa so, wie man Photographien, eine aus der anderen, vervielfältigen kann. Doch ist die Rolle an zweitausendmal zu gebrauchen; also wird mein Sprechkind öfter vor der Welt sprechen, als es mir selber gegönnt ist.

Eine Rolle war kaum über sechs Zoll lang, in etwa zwei Minuten hatte ihre Spirale von Eindrücken sich abgewickelt, also konnte sie nur eine Rede fassen, die nicht über zwei Minuten dauert. Das ist freilich wenig, doch es gibt genug Menschen, in deren Hirn nicht einmal so viel Platz hat, als in diesem wächsernen des Phonographen.

Ein Trichter wurde angesetzt und nun sprach ich in steirischer Mundart, nach gewohnter Weise, das Stückchen hin: „Wia da Rumpelbocher sein Feind vazeiht.“*)

*) Stoansteirisch. Graz.

Als das geschehen war, fragte der Inhaber, ob ich die Rolle hören wolle? Ja freilich wollte ich nun auch einmal mein eigener Zuhörer sein und im Auditorium ruhig und selbstverständlich mit kritischen Regungen dem Manne gegenübersitzen, der als Vorleser einen gewissen Ruf genoß, den ich aber eigentlich bisher noch nie gehört hatte. — Wer sich das erstemal photographieren ließ, der weiß es, daß man da nach der Aufnahme mit einer oft nicht geringen Neugierde die Matrize zu sehen wünscht. In demselben Falle war ich und die Wachsrolle war sofort bereit, ihr sich erst eben angeeignetes Wissen zum besten zu geben.

In dem Augenblicke, als ich den Schlauch ans Ohr geführt, begann hinter mir ein näselnder Mensch: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher sein zween Todfeind —"

„Pst!" machte ich, merkte es aber auch schon, daß die Stimme aus dem Schlauche kam; doch nicht die meine, wie mir schien — eine ganz fremde Stimme! — Kein Mensch erkennt seine eigene Stimme wieder, wenn sie ihm plötzlich von außen entgegenkommt, und sie mag noch so naturgetreu sein. Ich hörte also zu, wie der Apparat mein Dialektstückchen vorbrachte. Im ganzen war ich nicht unzufrieden. Die Stimmen des Pfarrers und des kranken Bauern waren recht gut auseinandergehalten, „jedoch lieber Freund!" so sagte ich nun zum Herrn Phonographen, „etwas zu stark näseln! Das mußt du dir abgewöhnen. In einigen Worten schlägt hochdeutscher Akzent vor. Auch bringst du einige Silben zu scharf und eckig, während du andere halb verschluckest. Probier es noch einmal und nimm dich zusammen!"

Natürlich kam es das zweitemal genau so als das erstemal, und ich konnte es weder durch Spaß noch durch Ernst mehr wegleugnen, daß die Fehler an mir lagen. In

den zwei Minuten, da der Phonograph mir meine eigene Vorlesung hielt, habe ich mehr gelernt als von allen Kritiken, die über mich geschrieben wurden, zusammen. Jeder Mensch müßte sein eigener, bester Lehrer und Erzieher sein, wenn er sich gegenständlich hätte. Für Fehler eines Gegenüber sind wir empfindlich! und selbst wenn das Gegenüber unser eigenes Ich wäre. Ferdinand Raimund bekehrt seinen Menschenfeind, indem er ihn sich selbst gegenüberstellt. Wie mancher Deklamator, Sänger und Redner würde in Zukunft schweigen, wenn er sich einmal im Phonographen hören könnte!

„Nun, wollen Sie dem Vorleser einmal näher rücken," sagte der Inhaber des Apparates und gab mir einen kurzen Schlauch in die Hand, während die übrigen Schläuche gesperrt wurden.

Ich horchte hinein und erschrak neuerdings. Wenn ich vorhin vom Vorleser etwa fünfzehn Schritte entfernt zu sein geglaubt hatte, so war ich nun in seiner unmittelbarsten Nähe. Nachgerade ins Ohr brüllte mir der gute Mann die Worte: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher sein zween Todfeind —" und so fort. Die Stimme war so stark und voll und klar, daß ich meine wahre Freude dran hatte. Selbst ein paar Atemzüge in den kleinen Pausen hörte ich heraus. Ich sah nun den Unterschied, der obwaltet, wenn mehrere Schläuche offen sind oder wenn nur ein einziger vermittelt. Das letztere kann vom Publikum sachgemäß nur einzelnen gewährt werden und darum kennen die meisten Leute, welche den Phonographen gehört, seine Leistungsfähigkeit nur zum Teile. Als der Inhaber den Apparat nun auch noch die österreichische Volkshymne spielen ließ von einer großen Militär-Musikkapelle, war die Schallwirkung auf mich eine so gewaltige, als stünde ich mitten

unter den Musizierenden, und ich bangte fast für mein Trommelfell.

Wir schrieben zur Zeit zwanzig Jahre seit der Erfindung des Phonographen durch Edison, einen Amerikaner germanischer Abkunft. Das Telephon, bekanntlich auch eine Erfindung des amerikanischen Autodidakten, hat praktische Anwendung in großartigem Maßstabe gefunden, wie weit es der künstlerischer und idealer veranlagte junge Phonograph bringen wird, das ist abzuwarten. Ist nur erst die Fessel des Privilegiums gesprengt, welche vorher eine Anzahl von Unternehmern reich machen muß, dann können wir es erleben, daß in jedem „besseren Hause“ anstatt des Klaviers ein phonographischer Apparat steht. Dann wird das liebenswürdige Töchterlein des Hauses nicht mehr herantreten an den scheidenden Fremden oder Freund mit der schüchternen Bitte, etwas in ihr Tagebuch zu schreiben, sondern sie wird noch schüchterner und liebenswürdiger lispeln: „Bitte, sprechen oder singen Sie mir etwas in den Phonographen!“ — Die Walzen mit allen möglichen Reden und Tonwerken werden billiger als Notenblätter zu kaufen sein. Dann können wir die „Meistersinger“ der Wiener Hofoper behaglich zu Hause hören, wenn es uns bei Musik nicht ums Sehen der Ausstattung zu tun ist. Dann ist es uns möglich, im eigenen Zimmer den Reichsratssitzungen von Wien und Berlin, den Vorlesungen der Universitäten von Jena, Heidelberg usw. beizuwohnen. — Vorher müssen nur noch einige Kleinigkeiten erfunden oder vielmehr vervollkommnet werden, so z. B. daß die Aufnahmen und Abgaben im großen, ohne viel Beiwerk von Trichtern, Schläuchen u. dgl. geschehen können, daß die Walzen sich ohne neuerliche Aufnahmen vervielfältigen und widerstandsfähiger machen lassen, daß der Phonograph mit dem Telephon und

Grammophon sich verbindet. Brüder sind sie ja, so werden sie sich gerne gegenseitig unterstützen und uns mit heute noch ungeahnten Leistungen überraschen.

Also wird es z. B. nicht bloß im allgemeinen interessant, sondern auch für den Sprachforscher wichtig sein, wenn durch den Phonographen nachgewiesen werden kann, wie man vor Zeiten gesprochen, betont hat. Das wäre etwas. Jetzt aber denkt man ans Kino und an allerlei Spielarten seelenloser Natur. — Herrgott, mir schaudert! Das ist nicht Menschentum mehr, das ist Homunkeltum!

Bekenntnisse und Geständnisse.

Anläßlich des fünfzigsten Geburtstages 1893.

I.

Gehört die Zahl der Lebensjahre eines Menschen in das Gewinn- oder in das Verlustkonto? Ist das Leben ein Gut oder ein Übel? Im ersteren Falle sind die zurückgelegten Jahre ja ein Verlust, im letzteren Falle ein Gewinn. Oder umgekehrt? Jeder will alt werden, keiner will alt sein. Keiner? Wunderlich ist das: Junge Leute, besonders Weiber, geben sich gerne jünger; alte Leute, besonders Männer, gerne älter, als sie sind. Mir war ein zugewanderter Greis bekannt, der war jahrzehntelang immer neunzig Jahre alt; unter dieser Fahne lag er im Schatten, wenn die andern Korn schnitten, unter dieser Fahne gab er weise Lehren, unter dieser Fahne ging er betteln. Wenn der Mensch uneigennützig seine Lebensaufgabe gelöst hat, durch reiche Erfahrung lauter und weise geworden ist, dann kann er mit gutem Fug im Schatten ruhen und — betteln gehen. Doch anderen weise Lehren geben wird er nicht; wenn er wirklich weise geworden ist, dann muß er ja wissen, daß alles Predigen eine müßige Arbeit ist, daß jeder nur einen Lehrmeister anerkennt, nur einen einzigen — die persönliche Erfahrung.

Wenn der junge Mensch voller Kraft und Mut dem künftigen Leben entgegenjauchzt, so ist er freilich so arm wie der grüne Halm im Mai, aber so glücklich wie die Blüte und so reich an Hoffnung wie die noch zarte Ähre.

Anders ist die Stellung des Mannes, der zwischen Jugend und Alter steht, der nicht mehr hoffen kann und

seine Aufgabe noch nicht als erfüllt betrachten darf. Und wenn er sich fragen muß, ob seine fünfzig Jahre in das Gewinn- oder in das Verlustkonto gehören und er weiß die Antwort nicht, so ist das eine recht unbehagliche Sache.

Von dem Schreiber dieser Zeilen, den gegenwärtiger Zeitabschnitt zu einem Rückblick bewegt, darf vielleicht gesagt werden, daß er nicht zu den Unzähligen gehört die ihren Beruf verfehlt haben. Ob der Schriftsteller Genügendes leistete, ist eine Frage, die offen bleibt, sicher ist, daß unser Mann in jeder anderen Lebensstellung noch weniger geleistet haben würde und höchst wahrscheinlich sehr unglücklich geworden wäre. Am ersten noch als Pfarrer in einem entlegenen Gebirgsdorfe, wo Dogmatik und Politik sich nicht störend zwischen ihn und seine Gemeinde gedrängt hätten, dürfte es möglich gewesen sein, das Seinige zu vollbringen. Als Lehrer wäre ihm wahrscheinlich schon die Geduld zu wenig geworden, wenn der Erfolg nicht beizeiten dem Ideale entsprochen hätte. — Vor Jahren ist mir, wie schon früher erzählt, nahegelegt worden, eine Volksschulinspektion in Steiermark zu übernehmen. Diese Stelle hätte mich, den damals jungen Familienvater, aus Sorgen gerissen; unbedenklich habe ich abgelehnt und es nie bereut.

Glücklich kann nur der sein, dessen Neigung mit seiner Berufstätigkeit zusammenfällt, ihm wird die Arbeit selbst zum Genuß. Das war mein Fall als Schriftsteller. Und wenn ich daran zugrunde gegangen wäre, meiner Passion zu fabeln und die Anliegen des Gemütes aufzuschreiben, hätte ich frönen müssen. In dem, was ich als meinen Beruf erkannt, habe ich mich fast vollkommen frei und naturgemäß bewegen können. Allerdings, die Kritik hat mir manches vorschreiben wollen. Anfangs riet sie mir, nur in steirischer Mundart zu dichten, bald setzte sie mich gnädigst ins

Recht, Dorfgeschichten auch im Hochdeutschen schreiben zu dürfen, weitere schriftstellerische Zugeständnisse hat sie mir nicht machen wollen, ich aber tat, was mein Herz begehrte, schrieb Stadtnovellen und Kulturromane, schrieb Naturbilder, Reiseerlebnisse, Stimmungs- und Lehrgedichte, Theaterstücke, Bergpredigten und habe meinen geschätzten Mitmenschen unverhohlen ins Gesicht gesagt, was mir an uns allen nicht recht ist. Zuerst ist man über diese eigenmächtigen Ausfälle in fremde Gebiete empört gewesen, allmählich hat man sich dran gewöhnt, die Novellen und Romane sind gelesen, die Theaterstücke aufgeführt, die Gedichte in Musik gesetzt und gesungen, die Bergpredigten nicht befolgt worden. Jedem das Seine. Mir war die Genugtuung, mich nach allen Seiten meines Wesens ausleben zu können.

Wäre ich Bauer geblieben oder etwas anderes geworden, so würde ich nicht mehr leben, dann wäre es gewiß der verfehlte Beruf gewesen, der mich getötet hätte. Ohne Neigung etwas zu t u n, schon das ist schlimm, aber Dinge, wozu die Neigung vorhanden, zu unterlassen, das macht erst richtige Unglücksmenschen.

Meine ersten schriftstellerischen Versuche machte ich noch in der Zeit der Kielfedern, die ich mit der Nähschere der Mutter spitzte, weil's mit dem Taschenfeitel nicht gehen wollte. Mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Öffentlich trat ich als schriftstellerischer Dilettant neun Jahre später auf und als zünftiger Schriftsteller gelte ich seit meinem sechsundzwanzigsten Jahre. Als in Frankreich die deutschen Kanonen krachten, entstand mein erstes hochdeutsches Buch, nachdem ihm zwei Büchlein steirischer Mundart vorangegangen waren. Seither sind an dreißig Bände erschienen, ich zähle sie, wägen mag sie das Publikum. Der Autor hat die

Genugtuung erfahren, daß seine Schriften in der weiten Welt auch zu den Armen sprechen, um — wie es seine Absicht ist — zu erquicken und zu erheben, dort wo es am meisten not tut. Vor allen Dankeskundgebungen haben mich stets solche am meisten gefreut, die aus den Krankenstuben, aus den Strafhäusern, aus den Hütten des Elends kamen mit dem Geständnisse: du hast uns getröstet, erheitert, den Glauben an Gott und Menschen wiedergegeben. — Daß mir solches manchmal gelungen, ist meine stolze Freude, für die ich Gott, der sie gab, in Demut danke.

Aus diesen Bekenntnissen scheint hervorzugehen, als ob ich mit meinen schriftstellerischen Leistungen sehr zufrieden wäre. Das bin ich nun zwar nicht und war es nie. Es kam wohl vor, daß ich zeitweilig etwas für gelungen hielt, mich darüber freute. Häufiger jedoch trat mir meine Unzulänglichkeit vor Augen. Wenn das Bewußtsein vorhanden ist: du kannst es nicht besser machen, nun, da gibt man sich drein und verzichtet; wenn jedoch eine innere Stimme sagt: das ist nicht so gut, als es sein könnte, du hast ein Stück deines Talents dem Erwerbe zum Opfer bringen müssen, du hast deine Fähigkeit nicht erschöpft! — so ist das peinigend wie böses Gewissen und kein Lob von außen spricht davon frei.

Und wenn derlei zu oft vorkommt, so unterwühlt es das Vertrauen an sich selbst. Die Stimmung verdüstert sich, so daß man endlich fragt: Wozu denn überhaupt das alles? Sich hinsetzen, allerlei Gesehenes, Erlebtes, Fabeleien und Hirngespinste aufschreiben oder Gedanken wiederkäuen, die schon tausendmal gesagt worden sind, ohne daß sie je jemandem genützt hätten, Bücher machen, die Leute unterhalten, aufregen, ihnen vertrauensselig allerlei Herzensnöte beichten oder gar mit ihnen zanken — ist das wert eines

Menschenlebens? Will man darum essen, trinken, geachtet sein und nach dem Tode noch ein paar Jahrzehnte Unsterblichkeit heischen? — Genau genommen, ist ein solcher Beruf denn doch etwas windig. Wie solide hingegen ist die Arbeit des Holzschlägers, des Feldbauers, des Handwerkers, des Mannes, der die gesellschaftliche Ordnung mit aufrechterhält! Im Angesichte der drängenden Bedürfnisse und der ungeheuren wirtschaftlichen Nöte, die in der Welt herrschen, erscheint fast der Dichter ein — Luxusgegenstand, den sich ein Volk leisten oder auch nicht leisten will.

Es hat Zeiten gegeben, da ich Mut fand in der Vorstellung, als gehörte der Poet mit zu den Propheten und Pfadfindern für eine bessere Zukunft; als habe der, dem das Wort gegeben, die Pflicht, es zu führenden Zwecken zu gebrauchen. Es liegt auch in meiner Wesenheit, nach Kräften mitzuarbeiten zum Zwecke, die Irrtümer unserer Kultur zu erkennen, die Vorurteile und Schäden auszurotten, die seit Jahrtausenden bewährten Ideale, die sooft verlassenen, wieder zu beleben, vor allem einen wohlwollenden Geist wachzurufen, so daß in dieser mit unabwendbaren, natürlichen Leiden schon reichlich vollgepfropften Welt nicht auch noch die Menschen einander peinigen möchten.

Aber siehe, sooft ich diese bessere und würdigere Seite meines Berufes betätige, war es einer schweren Menge von Leuten nicht recht. Mit nichts kann man solche Leute mehr in Wut bringen, als wenn ihnen der Rat gegeben wird, wohlwollend zu sein gegen alle Kreatur. — Nicht etwa aus meinen dichterischen Fehlern und Mängeln, sondern gerade aus dieser reineren Art meines Wesens sind mir im Laufe der Zeit manche Leiden und Kränkungen erwachsen. Oft gab mein Egoismus mir den Rat: Lass' sie gehen, sie sollen treiben, was sie wollen, wozu dir Unannehmlichkeiten bereiten,

dir Feinde machen? — Aber ich konnte es nicht lassen. Wenn die vielen Irrtümer, die nach meiner Meinung gepflegt werden wie heilige Wahrheiten, das viele Unrecht, das begangen wird unter dem wohlklingenden Titel schöner, aber mißverstandener Ideale, mich empörten, da wäre es wider meine Natur gewesen, schweigend zuzusehen.

Vor achtunddreißig Jahren war eines Sonntags Christenlehre in Alpel. Der Kaplan Gußmann aus Krieglach war da und erklärte, daß alle Menschen, die nicht christkatholisch getauft wären, der ewigen Seligkeit verlustig gingen. Ich mußte den Geistlichen hernach auf dem Heimweg begleiten, um die Tasche mit dem kirchlichen Gewande zu tragen. Unterwegs machte das dumme Bauernbübel den Mund auf und sagte: „Das kann doch nicht sein, daß Gott alle verdammt, die nicht getauft sind. Gott ist ja gerecht und die Chinesen können nichts dafür, daß sie vom katholischen Glauben nichts gehört haben.“ Es war ein spottbilliger Einwand. Sagte hierauf der Kaplan: „Willst also du gescheiter sein als unser Herrgott! So gehe nur hin und erschaffe eine bessere Welt und laß' dich für sie kreuzigen.“ Darauf habe ich mir gedacht: Es ist wahr, welterschaffen kannst du freilich nicht, dummer Bub, also sei still! — Es war mein erstes laut geäußertes Bedenken gewesen gegen eine feststehende Anschauung. Seither hat's in mir nimmer Ruhe geben wollen. Viele Richtungen und Einrichtungen, die mir verwerflich schienen, habe ich bekämpft mit aller Absicht, und viele Menschen, die daran hingen, habe ich beleidigt, ohne es zu wollen. Der beliebteste Schlager, mit dem meine Gegner mich schon hundertmal getötet haben, war der Vorwurf, daß ich nichts gelernt hätte, also nichts verstünde, also schweigen solle. Wenn man, die Einseitigkeit wiederholend, den Spieß umdrehen wollte, so wäre solchen

hochgelehrten Leuten ebenso der Mund zu verbieten, weil sie ja doch alles nur aus Büchern gelernt, wenig aber erfahren und mit persönlichem Auge gesehen haben. Ich habe drei, wenn nicht gar vier verschiedene Gesellschaftsschichten durchlebt, durcharbeitet und durchlitten. Die dabei gemachten Erfahrungen dünken mich in meinen hoffärtigsten Stunden fast so wertvoll, wie ein ganzes achtklassiges Gymnasium. Zwar bin ich nachher auch jahrelang auf Schulbänken gesessen, sogar auf solchen der ehrwürdigen „Alma mater", zwar habe ich unzählige Lehrbücher gelesen, teils sogar durchgeochst, aber alles, alles das hat nicht anschlagen wollen; mein Reitrößlein hat nie aus dem dürren Heu der Schulweisheit, immer nur aus dem grünen Grase des Lebens seine Nahrung gegrast. Fett ist es dabei auch nicht geworden.

So sehr sich die Herren manchmal über mich haben ärgern müssen, so waren sie zu meiner Verwunderung allemal bald versöhnt, wenn die spaßhaften Lieder, Geschichten und Schwänke aufmarschierten, und immer nur als Lustigmacher sollte der Poet auf der Bühne stehen, während er eine schwerkranke Familie hatte — die Menschheit.

Diese Kluft zwischen Bußprediger und Kasperl zu überbrücken, gelingt nur dem echten Humoristen, mir ist es sehr oft nicht gelungen. Wenn ich's aber noch zuwege bringe, dann erst darf dreist gesagt werden: du hast deinen Beruf nicht verfehlt.

Ob ich in der Literatur eine Stellung einnehme, und welche, darüber ist natürlich auch schon nachgedacht worden. Ich bin mir darüber vollkommen unklar, und die Literaturgeschichtenschreiber? Einmal hat mir so einer gesagt: „Sie sind schwer ins Fach zu bringen, mein Lieber, Sie sind so spießig und siebeneckig und reimen sich in keine Kategorie, Sie sind ein Wilder, und für solche hat man keine Fächer."

Nun, so gedenke ich eben außerhalb der „Literaturgeschichte“ stehen zu bleiben. Auch literarischen Verbindungen und dem, was man „Koterie“ nennt, bin ich stets ferne geblieben, ihren Leitern nicht vor den Füßen herumgestanden; mir war's immer ein Spaß, zu beobachten, wie weit ich ihnen vorhanden war, wenn ich persönlich nicht vorhanden war. Mit dem sogenannten „Literarischen“ habe ich also wenig zu tun und es ist eine rechte Schalkerei des Geschickes, daß ein Mensch, der keinen Bücherstaub leiden mag, selbst Bücher schreiben muß.

Ich bin ein kleiner, aber warmer Mensch, der sich selbst immer auch anderen mitteilen möchte, glaube aus meinem inneren Leben immer geben zu müssen und habe doch selbst so wenig. Die Leiden und Freuden, die mir persönlich zustoßen, könnte ich nicht ertragen, wenn ich sie nicht in Worte bringen und mir also gegenständlich machen dürfte. Dasselbe ist bei allen Zeitfragen der Fall, die uns alle angehen, die mich nicht gleichgültig lassen — ich muß darüber mein Anliegen sagen, damit auch andere Mitträger desselben werden können. Darum ist's doch etwas wenig philosophisch gedacht, wenn es heißt: Was gehen ihn solche Sachen an, da soll er nicht dreinreden, das versteht er nicht. — Verstehen! Das ist viel verlangt. Wenn nur der Verstehende sprechen dürfte, der Erdkreis wäre stumm wie ein Kirchhof. — Kurz, ich tat, was ich mußte. Ich habe vieles aus innerer Notwendigkeit geschrieben, manches aus Erwerbsbedürfnis, nichts aus Ehrgeiz.

Du lieber Gott, geachtet zu werden, so was man für den Tag braucht, das ist ja hübsch und erleichtert das Leben. Der Ehrgeiz aber, wenn ich ihn hätte, wäre unersättlich. Zweihundert Jahre Unsterblichkeit wären mir viel zu wenig, da fange ich lieber gar nicht an, unsterblich zu werden.

Eine weitere Frage ist, ob mit meinem Worte auch immer mein Leben übereingestimmt hat, ob Fehler und Irrtümer, die ich an anderen rügte, nicht auch mir hinten am Zopfe hingen? Es hat wohl Zeiten gegeben, wo ich mir errötend vorgenommen, fürderhin mäuschenstill meiner Wege zu gehen. — Fünfzig Lebensjahre sind vorüber. Wäre es mir gelungen, ein literarisches Kunstwerk zu schaffen, dann könnte ich Hoffnung haben, auch noch ein zweites zu vollenden — aus mir selbst einen möglichst vollkommenen Menschen zu machen. Aber es ist halt schwer. Oft, wenn man sich vornimmt, schrecklich brav zu sein, passiert einem ein Malheur. Allerdings sind nach den Hundstagen die Gewitter nicht mehr so streng, aber auch das Alter hat seine moralischen Gefahren. Das Sicherste gegen schwere Verirrungen ist gewissenstreue Arbeit, solange es geht.

In bezug auf das körperliche Wohlbefinden dürfte für die Zukunft kaum viel anhaltend Gutes zu erwarten sein. Trotz des Brustleidens, das sich steigern wird, hatte ich mir eine hübsche Idylle zusammengeträumt. Von körperlichen Kräften zwar verlassen, würde ich im Garten sitzen und in die weite Gegend hinausblicken und im Anschauen der Natur recht glücklich sein. Nun nimmt aber in letzter Zeit mein Augenlicht merklich ab. Sollte ich noch ein paar Jährchen leben, so sinkt vielleicht ein Vorhang nieder zwischen der Außenwelt und mir, so daß dann doppelt Gelegenheit und Muße sein wird, die stets so heilsame Einkehr in sich selbst zu halten. — Ist die Lust verschwunden, für andere zu fabulieren, dann fabuliere ich mir wohl noch selber allerhand vor von der „schönen Welt“, von den „guten Menschen“, denn die einmal eingebrockte Suppe muß ausgelöffelt werden auf anständige Art. Wem das Leben nicht gefällt, so wie es ist, der muß sich eben ein schöneres dichten. —

Jedenfalls strebe ich nach Kräften der zweiten Kindheit zu — dem hohen Alter.

Noch beglückwünsche ich mich, daß die Mitmenschen meine große Schwäche, oft und viel von mir selbst zu reden, sich so willig gefallen ließen. Freilich ist es nur eine gewohnte Form, durch das Beispiel der mir wohlbekannten eigenen Person den Menschen im allgemeinen aufzuzeigen, sowie mancher Leser in mir sich selbst finden dürfte. Jeder von uns ist ein Hohlspiegel und Brennpunkt der Welt; nicht was die Welt an sich selbst ist, kümmert uns, sondern wie sie uns erscheint. So möchte wohl jedes empfindende und denkende, scharf ausgeprägte Eigenwesen ohne viel Ziererei offen sagen dürfen, was es von der Welt und von sich selber für eine Meinung hat. Sich selber kennen lernen, heißt seine Welt kennen lernen. Freilich ist Selbstkenntnis noch lange nicht Selbsterkenntnis. Diese läßt — soviel uns zu den Geburts- und Neujahrstagen auch Gutes gewünscht werden mag — sicherlich immer noch viel zu wünschen übrig.

II.

Was ich heute noch an mir verraten will, das pflegt man sonst zu verschweigen, denn es schaut nicht viel Ehre dabei heraus. Schlecht sein ist schlimm, dumm sein noch schlimmer, unwissend sein am allerschlimmsten. Ein Ignorant! Wenn ein Dummer vieles weiß, und das kommt nicht selten vor, so ist das ein Zeichen von Fleiß und Strebsamkeit. Einer aber, der unter Gebildeten lebt und nichts gelernt hat und nichts weiß und sich nicht bestrebt, so einer ist wahrlich ein Greuel.

Ihr Leute, und so einer bin ich!

Da gehe ich schon seit länger als dreißig Jahren unter euch umher, wandere landauf und ab, stadtein und

aus, lehrsaalhin und her, verkehre mit den klügsten Leuten, besitze eine Menge Schriften aller Art und schreibe selbst ein Buch ums andere — und die allerwenigsten Leute ahnen, wie ungebildet ich im Grunde bin. Nur die Vertrautesten wissen, wie es z. B. mit meiner Orthographie steht und wie häufig ich den Leuten ein X für ein U mache.

Das klein bißchen, was ich weiß, hat mich das Leben, das bißchen, was ich vermag, die Not gelehrt. Mein Unvermögen, mich mündlich auszudrücken, hat mich das Schreiben, mein Drang, das Geschriebene anderen mitzuteilen, das Lesen gelehrt. Als Familienvater mit zweifelhaftem Einkommen habe ich das Rechnen gelernt, als Hirte auf der Weide Zoologie, als Ackerbauer und Hauer Mineralogie, als Heuer und Holzknecht Botanik. Geographie habe ich auf Reisen, Geschichte aus den aufeinanderfolgenden Ereignissen in ihren Ursachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Bursche gelernt und Astronomie in schlaflosen Nächten, wenn ich aufblickte zu den Sternen. Gedanken über Physiologie, Anatomie, Medizin und Geduld haben mir die Krankheiten beigebracht, Theologie habe ich in Zeiten der Not und Verlassenheit getrieben und Rechtskunde in der Prüfung meiner selbst; „Was du nicht willst, das man dir tut, das tu' auch anderen nicht." Das Musizieren ist mir traut geworden durch die Waldvögelein und das Rauschen der Wasserfälle, das Fabulieren habe ich gar nicht gelernt. Mein erstes Kindesstammeln — sagt die alte Base — sei eine Geschichte in steirischer Mundart gewesen und mein Leben — sagen schöngeistige Zeitungsberichte — sei ein Roman.

Aus all diesem erhellt, wie weit es mit meinem Wissen her sein kann. Zu beneiden jeder, dem es gegeben, sich auf den glatten Straßen der Bücher zu bilden, denn auf den

rauhen Wegen des Lebens geht's notig vor sich. Endlich hätte äußerlich ja auch ich Gelegenheit gehabt, durch Bücher mich zu vervollkommnen, aber meine Natur ist, wie ich schon oft eingestehen mußte, so geartet, daß Bücherstudium mich nur wenig vorwärts bringt, und das Lesen von Dichterwerken mich in meinem eigenen Denken und in literarischen Versuchen mehr hindert als fördert. Nur wenige bedeutungsvolle Bücher sind es, die mir sehr genützt, die meine Entwickelung, meinen Charakter, meine Bestrebungen beeinflußt haben, besonders Bühnendichtungen, gut dargestellt, denn solche nahen sich dem wirklichen Leben. Andere, selbst weltberühmte Werke haben mich nicht gepackt, haben mich kalt gelassen. Wer keine Begeisterung heucheln kann, der schämt sich auch nicht zu bekennen, daß er manches Kleinod der Weltliteratur, das jeder Gebildete kennen soll, gar nicht, oder nur zum Teile durchgelesen hat. Zum Entsetzen meiner Leser sei es verraten, daß ich von der Iliade nicht eine Zeile, von der Odyssee nur Bruchstücke gelesen habe, daß mir Dantes Göttliche Komödie gänzlich, Cervantes' Don Quixote größtenteils unbekannt ist, daß Voltaire, Byron, Walter Scott, Longfellow nie in meinen Gesichtskreis traten, daß mir die deutschen Dichter des Mittelalters mit Ausnahme Walthers und der Nibelungendichtung vollständig unbekannt sind, daß ich von Klopstocks, Herders, Jean Pauls, Wielands Werken nicht den vierten Teil kenne, ja daß ich sogar in Goethes „Wilhelm Meister“ schmählich stecken geblieben bin. Das ist ein schweres Sündenbekenntnis; tausendmal hätte ich vorgezogen, diesen Mängeln abzuhelfen, als sie zu verraten, alle Mühe ist fruchtlos geblieben. Ich habe es nie vermocht, mich „durchzuarbeiten“ bis zu dem Momente, wo der Gewinn anfängt, denn wo ich mich durchgearbeitet, da hatte ich schließlich oft nichts zu verzeichnen, als ein Stück ver-

lorner Zeit. Bloß um über gewisse Werke „mitsprechen" zu können, war mir die Mühe zu groß und so sind die Schätze, an denen andere sich köstlich laben können, mir verschlossen geblieben. Auch in diesem Sinne bin ich nur Bauer, der einzig aus seiner eigenen Scholle Nahrung zu ziehen weiß. Einst hat mir ein Freund gesagt, der moderne Dichter müsse alles lesen, was vor ihm gedichtet worden, damit er aus demselben für Geist und Form seiner Produkte Nutzen ziehe und so gleichsam auf den Achseln seiner Vorgänger stehen könne. Ich mag aber weder auf Stelzen gehen noch auf Achseln stehen, bleibe auf meinem Erdboden und wenn ich auf demselben so groß bin wie ein Kornhalm, so ist's mir genug.

Lange habe ich es nicht begreifen können, daß die Leute nichts Tragisches, Erschütterndes lesen oder auf der Bühne mehr sehen wollen. Sie hätten ohnehin Sorge und Kümmernis genug, sie wollten lieber einmal vergessen und sich aufheitern. Das verstand ich nicht. Von Literatur und Kunst mich rütteln und erschüttern zu lassen, das tat mir manchmal wohl, das war ein Feuer, an welchem die täglichen Mücken der Verstimmung, des Ärgers kläglich verbrannten. Und in meiner glücklichsten, lustigsten Lebenszeit habe ich selbst mein schwermütigstes Buch geschrieben — den Waldschulmeister.

Allmählich wurde das anders. Die Härte des Lebens, die Ungerechtigkeit und Elendlichkeit, die auch ich erfahren mußte, machten mein Herz wund und wehleidig. Und heute bin ich auch einer von denen, die im Buche, auf der Bühne keinem elenden Menschen begegnen wollen, weil man sie im Leben sooft begegnet. Unglückliche, die in Not und Gefahr sind, lasse ich mir da noch eher gefallen, aber die

Schufte und Schurken, die Rohlinge und Boshaften empören mich um so mehr, je besser sie geschildert sind. Sie packen mich, klammern sich eisern und kalt um mein Gemüt und machen mich krank. Erst wenn sie ihr Teil kriegen nach Recht und Gerechtigkeit, ist mir wieder wohl. Allein, moderne Dichter vorenthalten dem Leser oder Zuschauer diese Genugtuung zu häufig, sie lassen es dem Wicht gutgehen bis an sein Ende und machen sich so zu seinem Anwalt, während der redliche Kämpfer und Dulder ohne Barmherzigkeit vergehen muß. Das ist aber eine Galgendichtung. Die Welt lacht dazu, anstatt in sich zu gehen. Nur die ans Gute glaubenden Herzen leiden darunter.

So dankbar die Lumpen und Schurken auch zu schildern sind, ich habe es vermieden. Nur im Übermut der Jugend habe ich ihrer etliche gezeichnet. Später, da ich schon ordentlich gegerbt worden war, überwog die Empörung, der Abscheu vor solchen Vorstellungen, ich konnte literarisch höchstens noch mit solchen Gestalten verkehren, die, wenn auch mit großen Lastern und Abscheulichkeiten behaftet, wenigstens einen guten Kern in sich hatten, aus welchem hervor sie sich sühnen und erlösen konnten. Am wohlsten tun mir die einfachen aber mutigen Helden des Lebens, die herzensinnigen Dulder und heiteren Philosophen, die an der argen Welt sich dadurch rächen, daß sie ihr ein munteres Schnippchen schlagen. Solchen Gestalten begegne ich im Buche, auf der Bühne und in meinen eigenen Schriften am liebsten.

Kommt mir aber doch einmal ein ruchloser Geselle über quer und in die Feder, dann schreibe ich ihn manchmal mit einer gewissen Leidenschaft nieder, es ist wie ein zorniges Brandmarken, das mich befreit und in dem ich die Galle über erfahrene Niederträchtigkeiten von mir sprühe.

Solches Verdichten und Gestalten aufgehäufter Bitterkeiten kann eine wahre Lust sein. Darum treiben es auch viele so gern, denen im Leben schlimm mitgespielt worden ist. Wohl dem, der das Gift sich von seinem Herzen herausschreiben kann! — Aber wehe dem, der es in sich hineinliest! Der arglose Leser ist da weit schlimmer daran, als der Dichter. Der Leser kommt ganz unschuldig zu dem Schlechten und Häßlichen, und wenn der Poet so selbstlos sein könnte, die Mitmenschen und die Nachkommen mit seinem Herzenselende zu verschonen, so gäbe ihm das eine moralische Größe. Der ist wahrlich auch ein Held, der mit seinem Weltleide ganz allein fertig zu werden sucht, das Schöne, Edle, Heitere in sich aber freundlich mit anderen teilt. — In der Zeit der Nervosität kommt das selten vor. Gott im Himmel, nur darum lasse mich gesund sein, daß ich Kraft habe, also nach meiner Einsicht zu handeln!

„Unser Ziel sei der Frieden des Herzens". Das Sprüchlein schreibe ich seit Jahren den Leuten ins Stammbuch. Ich habe diesen Frieden lange besessen, es war Harmonie vorhanden gewesen zwischen meinen Idealen und den Bestrebungen des äußeren Lebens. Der Geist deutscher Klassiker war mit den christlichen Anbildern unschwer zu vereinigen gewesen, beide Richtungen trafen sich in der Humanität. So etwa um mein vierzigstes Lebensjahr aber kam der Zwiespalt. Die Welt, meine Umgebung, hatte sich ganz verändert, ich jedoch konnte von den Anbildern meiner Jugend nicht lassen. Die modernen Ideale brauche ich nicht erst näher zu bezeichnen, sie marschieren mit brutalen Schritten, Liebe und Gerechtigkeit zertretend, durch das Leben. Mein Stern war das Christentum. In dem bin ich erzogen worden, nach dem hat meine Seele sich gebildet, aus ihm hat sie

Mut und Kraft gesogen, an ihm hat sie Halt gefunden. Es war nicht immer so sehr ein Christentum des Bekenntnisses und der Formen, als vielmehr eins des Lebens. Dieses Christentum hat mir den Frieden des Herzens bewahrt. — Und auf einmal wollte es nicht mehr stimmen mit den Anforderungen der Zeit. Das Evangelium wollte mit der Wissenschaft nicht mehr stimmen, das göttlich Schöne mit der neuen Ästhetik nicht mehr, die redliche Pflichterfüllung mit der Vergeltung, die Arbeit mit dem Kapitale nicht mehr, das Wohlwollen für alle Menschen mit den nationalen Tugenden nicht mehr.

Ich höre den Ruf, den Geboten der Zeit zu folgen mit meiner geringen Kraft; und ich kann das nicht, ich vermag von meinen Jugendidealen mich nicht zu trennen. Nicht immer ist es aber gelungen, den modernen Zumutungen entschieden die Tür zu weisen, und damit war die Zwietracht in mir selbst gegeben. — Was ist also zu tun? Wenn die alte, zur Natur gewordene Weltanschauung ihr gutes Recht an meiner Person sich nicht nehmen läßt, so müssen die neuen Eindringlinge zurückgeworfen werden, daß wieder ein heiterer, schaffensfroher Mensch sei.

Nun will ich auch noch über eine gewisse Mißbilligung sprechen, die meine Feder mehrmals ob ihrer „allzugroßen Freimütigkeit in geschlechtlichen Dingen" erfahren hat. Von Leuten mit gesunder, ernster Lebensanschauung, von Kennern des Menschen überhaupt und des ländlichen Volkes insbesondere, ist eine solche Mißbilligung zwar nicht gekommen. Einer, der das Volk nach allen Seiten hin, mit all seinen Vorzügen und Lastern zu schildern hat, wird freilich nicht immer Jugendschriftsteller sein können; auch die Backfische sind nicht herbeigerufen worden, um solchen Darstellungen

zu lauschen. Wenn sie aber erschienen sind, so ist das Unglück nicht so groß, als mancher besorgte Vater, manche ängstliche Mutter etwa glauben mögen. Sind diese doch selbst Vater und Mutter und haben nicht die Absicht, ihre Kinder mit verbundenen Augen „blinde Kuh" herumzuführen, bis sie plötzlich ertappt und überrascht werden.

Ich habe, mit Verlaub, über die Keuschheit meine besondere Meinung. Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit. Daß es so ist, können wir im Leben jeden Tag sehen. Keine größere Verführerin, als die Prüderie, denn sie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern, und dieses bringt zum Falle. Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimut bringt zum Falle, sondern die Geheimnistuerei, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde.

Wir Erzähler haben uns in Darstellung von Liebesverhältnissen eher ein zu ängstliches Verhüllen und Verblümeln vorzuwerfen, als das Gegenteil. In dem Bestreben, das Bestimmte anzudeuten und doch empfindsamen Seelen nicht zu klar zu kommen, geraten wir in die Gefahr der Zweideutigkeiten, die dann nach Lüsternheit riechen. Legt der medizeischen Venus ein Hemd an: das schöne Weib ist fort und das interessante Frauenzimmer ist da. Die pikanten Verhüllungen von Tatsachen, bei denen ruhig betrachtet doch nichts Besonderes dahinter ist, steigern die Sinnlichkeit, und wer weiß, ob das, was man Unzucht nennt, im Menschengeschlecht bekannt wäre, wenn wir der Mutter Natur gehorchten. Die Mutter Natur tut nichts, worüber sie sich zu schämen brauchte.

Nicht zu leugnen, daß ich mit gewissen Andeutungen manchmal besondere Zwecke verfolge. Wer meine steirischen Schwänke: „Da Pforer und sei Fiderl", „Da Stiefelknecht"

usw. kennt, der versteht mich. Es muß manchmal gezeigt werden, daß es nicht wahr ist, wenn manche Menschen vorgeben, für sie sei die Natur nicht vorhanden. Wir alle haben Ursache, demütig zu sein, und wer mir manchmal allzu hoffärtig wird, den zupfe ich gern ein wenig beim Ohrläppchen: Vergiß nicht, daß du ein Sohn Adams bist! Besonders Ehrenrühriges ist in dieser Verwandtschaftlichkeit ja nicht enthalten.

Im allgemeinen interessieren uns die Vorgänge der Liebe ganz ungeheuer, eben weil sie voller Geheimnisse sind und von uns nicht begründet und erklärt werden können. Je unbefangener, je näher der Sittlichkeit. Ich habe in meinem mannigfaltigen Leben häufig die Erfahrung gemacht, daß, je mehr und ängstlicher eine Person oder eine Gesellschaftsklasse verdeckt, je mehr hat sie Ursache zu verdecken. Auf dem Lande draußen gibt es weniger unnatürliche Sünder und mehr „natürliche Kinder". — Ich übe einstweilen als Menschenschilderer mein gutes Recht aus. Der sittlich Gesunde kann unbedenklich mit mir gehen, die übrigen seien gewarnt vor mir...

III.

Gleich im vorhinein — von Musik verstehe ich nichts, begreife es nicht einmal, daß man Musik verstehen kann, daß Musik zu verstehen ist. Verstehen, das ist ja eine Verstandessache; Musik aber gehört zur Kunst, und Kunst hat es nach meiner Meinung mehr mit der Empfindung, mit den Sinnen, mit dem Herzen zu tun.

Demnach wäre Kunst, und folglich auch Musik eine allgemein menschliche Angelegenheit, und wenn es so steht, hätte allerdings auch ich das Recht, mitzusprechen, um zu sagen, wie auf einen, musikalisch ganz ungebildeten Menschen die

Musik wirkt. Es läuft bei der Kunstliebhaberei viel Heuchelei mit unter; eine erkünstelte Begeisterung für berühmte Meister und Werke verleiht einen so feinen und billigen Anstrich von Bildung. Seien wir in Gottes Namen lieber einmal ungebildet als unwahr.

Ich packe sogleich den Stier bei den Hörnern, die Musik bei Wagner. Mit Wagner selbst wäre vielleicht eine Verständigung möglich, die Wagnerianer jedoch werden mich gleich töten wollen. Um so eiliger habe ich's mit meinem Bekenntnisse. Der Musik von Bach, Haydn und Mozart, selbst von Verdi verdanke ich die seligsten Genüsse, das schicke ich voraus.

Oft in unseren Tagen, wenn die Wagnersche Musik gepriesen wird, ist mir angst und bang. Wohl halte ich den Meister von Bayreuth für einen bedeutenden Menschen, für einen beachtenswerten Dichter, für einen großen Philosophen — allein seine Musik, mit der weiß ich nichts anzufangen, sie tut einfach meinem Ohre weh. — Damit habe ich mir das Todesurteil gesprochen.

Aber der arme Sünder hatte auf dem Schaffot noch ein Wort frei; von diesem alten Rechte mache ich Gebrauch. Soviel ich erfahren habe, ist die Wagnerfrage mehr Prinzipien- als Gefühlssache; die Wagnerapostel verlangen, gleich den Priestern, unbedingtes Glauben vorweg. Um selig zu werden, muß man wissen und glauben, daß in Wagners Zukunftsmusik die Kunst zur höchsten Vollendung emporgestiegen ist. Ich kenne Wagnerianer, sonst vernünftige und geistvolle Männer, die nicht erst fragen, ob in jemandem überhaupt Neigung, Gefühl und Bildung für Musik vorhanden sei, die es einfach für unnatürlich halten, daß jemand an einer Wagnerschen Oper nicht Gefallen finden könne, daß nicht jeder von ihr entzückt sein müsse. Und allein diese

phänomenale Begeisterung läßt mich vermuten, daß in Wagners Musik etwas Großes sein wird — andere Beweise dafür habe ich nicht.

Vorurteil ist keines da. Die sozialen, humanitären Bestrebungen Richard Wagners waren mir von jeher sympathisch, kein Wunder daher, daß ich oft mit erwartungsvoller Sammlung und Andacht zu seinen Opern ging. Im Wiener Opernhause habe ich den vollendetsten Vorstellungen von Lohengrin, den Meistersingern usw. beigewohnt. Das meiste darin hat mich interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt, aber wahrhaft ins Herz gegangen ist mir fast nichts. Das Ganze hat mich ermüdet*).

Zwar will das nicht viel sagen, vermag es doch auch Schubert, Weber, selbst Beethoven selten genug, mir es anzutun. Wenn ursprünglich zur Stunde die Stimmung in mir nicht vorhanden ist, die Musik erzeugt sie nicht; ist aber die rechte Stimmung da, dann kann die Musik sie erhöhen zur Begeisterung und zum glühendsten Entzücken. Also wirkt die Musik in mir nicht schöpferisch wie ein Samenkorn, sondern anregend, kräftigend, Vorhandenes steigernd und ausbildend, wie Regen und Sonnenschein im befruchteten Erdreiche. Darum muß ich vorwegs dazu aufgelegt sein, wenn ich von Musik einen Genuß haben will; bin ich betrübt, so kann mich kein Mozart befreien, bin ich weltlich gestimmt, vermag mich kein Bach zu erheben, und zur Stunde trüber Verfassung, sind mir die Klänge eines Strauß lästig wie summende Mücken unter schwülem Hochsommerhimmel.

Ich kenne keine Musiknote, ich bin in allen musikalischen

*) Seit den letzten zwanzig Jahren hat meine Meinung über Wagnermusik sich sehr wesentlich geändert. Das Oftgehörte blieb endlich im Ohre klingend hängen und so wurde vieles mein köstlich Eigentum. Der Verfasser.

Instrumenten ungeschult. Und doch gab, ja gibt es schwache Stunden, in welchen ich der Versuchung nicht widerstehen kann, zu vorhandenem Texte Melodien zu erfinden, oder auf Zither oder Klavier, die ich dazu noch gar nicht zu handhaben weiß, phantastische Stimmungsbilder zu komponieren. Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich die Tasten mit Nummern gemerkt, die ich dann je nach der Tonfolge einer Komposition der Reihe nach auf ein Blatt schreibe, um sie später wieder herabspielen zu können. Also habe ich in meiner Jugend zu vorhandenen Vierzeiligen ein paar einfache Melodien gedichtet und fixiert, die heute noch in meiner Heimatsgegend gesungen werden. — Vertraut bin ich nur mit jener Art von Musik, die der akademische Musiker zur Kunst eigentlich gar nicht zählen will — mit dem Volksliede.

Mein alter Schullehrer Michel Patterer hatte die Kunstmusik, wie sie eben damals bei uns in der Kirche war, und die Volksmelodie folgendermaßen voneinander unterschieden: Die Musik kann man machen, das Lied muß man finden. — Und ich glaube: wer ein Lied findet, das auf die Herzen einfacher Menschen wirkt und in denselben jahrhundertelang fortlebt, der hat mehr für die Menschheit getan, als einer, der große Opern schreibt, welche nur von musikalisch geschulten Leuten vermittelst Kommentar „verstanden" werden können. Es gibt einfache Arien, man weiß nicht, wann und von wem sie gefunden wurden, sie sind vielleicht uralt, vererben sich unzerstörbar fort von Geschlecht zu Geschlecht, überdauern mancherlei musikalische Kunstrichtungen, sind ein goldener Faden, der die Herzen der Alten und Neuen miteinander verbindet, und bleiben jedem mundgerecht wie das Sprichwort. Das Sprichwort war der Keim zu den Lehren der Philosophen, das Volkslied war

der Keim der Kunstmusik. Ich weiß, daß es auch eine gegenteilige Ansicht gibt, so als ob das Sprichwort ein Ausgang aus den Philosophen, das Volkslied ein Auszug aus der Kunstmusik wäre; diese Ansicht kann nur bedingt, vielleicht ganz ausnahmsweise richtig sein.

Die Musik des Volkes ist der Tanz, der Marsch, das Lied. Meine Sache war der Tanz, der Walzer, die Polka usw. nie; um so lieber bewegte ich meine Glieder nach dem Marsche. Aber es gibt auch einen Rhythmus, nach dem die Seele tanzt und marschiert — eben das Lied. Das Lied herzt sich ein. Je öfter ich eine bestimmte Melodie höre, je lieber wird sie mir. Ein altes Lied rührt mich leicht zu Tränen, und so habe ich mich schon gefragt, ob es wohl das Musikalische daran sei, welches mich bewegt, oder nicht etwa die Macht der Erinnerung, die Stimmung längst vergangener Zeiten, die durch das Lied aufgeweckt werden? Eine ähnliche Wirkung hat für mich auch der Duft einer Blume, des Waldes, der Geruch feuchter Erdschollen, des reifen Kornfeldes.

Nach dem Volksliede am nächsten kommt mir das, was der Kirchenmusik ähnelt; die getragenen, feierlichen Klänge nehmen mich mit. Doch wie gesagt, muß ich ein Musikstück öfter hören, bis es anfängt, mir zu gefallen, und in der Kirchenmusik rauscht mir mein vergangenes Leben an der zitternden Seele vorüber. Haydns „Schöpfung" trat mich schon das erstemal (in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zu Graz) gewaltig an; vielleicht, weil die Kirchen- und Pastoralmusik schon in mir vorgearbeitet hatte. Da existiert eine alte Weihnachtsmesse von Schiedermeier (weiß gar nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), die, sooft ich sie höre, mir mit ihren fast weltlich jauchzenden Hirtenklängen und süßen Wiegenmelodien alle Weihnachtsfreude meiner Kindheit wiederbringt. Wenn ich zum Beisatz nun eine

moderne Oper nennen darf, so sage ich, daß der Sterbegesang in Verdis „Aida“ auf mich wirkt, als hätte ich denselben in einem anderen Leben schon gehört.

Nach diesen meinen wenigen Kunstgenüssen ahne ich die Seligkeit, die aus den Himmeln der Musik niedergesunken ist auf andere.

Wie leicht müssen musikalische Naturen zu befriedigen sein! Die unglaublichsten Ungereimtheiten merken sie nicht, wenn es nur Musik gibt. Gott, was wäre darüber zu sagen! Ich dürfte, um Musik nach meiner Art recht genießen zu können, während einer Musik mit den leiblichen Augen nichts sehen müssen, keine theatralischen Gaukeleien (von wirklicher dramatischer Kunst kann bei einer Oper doch nur ausnahmsweise die Rede sein); kein Publikum, ich dürfte kein Händeklatschen, kein Bravogeschrei hören müssen — daß nichts mich störe und zerstreue, daß nichts vorhanden sei, als die Musik und ich. —

Die Oper war übrigens immer etwas Widernatürliches. Als ich in meinem 23. Jahre das erstemal einer Oper beigewohnt — hatte ich mit einem Lachreiz zu kämpfen, wie seither weder bei einer Operette noch bei einer Posse. Daß da die Leute in den ernstesten Situationen einander ansangen, kam mir so über die Maßen komisch vor, daß ich insgeheim meinen Gott und Herrn anflehte, er möchte mich, da die Zuschauer gar so tief gerührt waren, doch vor dem Ausplatzen in Gelächter bewahren! — Man wird alles gewohnt, und so ist mir in der Oper das Lachen allmählich vergangen. Sagen und Fabeln von Hexenstücken und Geistererscheinungen können geglaubt werden, sind geglaubt worden; aber eine gesungene Einladung, ins Haus zu treten, eine schallend gesungene Liebeserklärung bei heimlichem Verhältnisse, ein gesungener Zweikampf, bei welchem die in höchster

Wut Streitenden und Sterbenden tadellos nach Noten singen — ist das im Leben je vorgekommen oder ist im Menschen ein Bedürfnis vorhanden, das es vorkomme? — Was im Leben ganz und gar unmöglich ist, kann nicht das Höchste in der Kunst sein. Wenn mir eingewendet wird, daß auch der Bauer manchmal seine Liebeserklärung in Vierzeiligen singt, so sage ich, daß er die Liedform bloß zur Ausschmückung seines Werbens benutzt; die wirkliche Werbung wird er immer in der Form ernsthafter und vernünftiger Leute vorbringen, weil die gesungene, von welcher zwar jetzt gesagt wird, daß sie die höchste, potenzierteste sei, ihn einfach lächerlich machen würde. Ich glaube, daß die Menschen selbst auf dem Höhepunkte ihrer seelischen Entwickelung niemals in der Art kunstsinnig sein werden, daß sie singend einander Geheimnisse anvertrauen, singend morden, verzweifeln und sterben.

Und wenn man wirklich auch in der Oper einen großen musikalischen Genuß haben kann, wieso dulden wir, daß man gerade die schönsten Stellen mit dem wilden, alle musikalische Stimmung roh zerstörenden Applaus unterbrechen und vernichten darf! Mitten in einer Tragödie im Publikum ein Gassenhauer könnte mir nicht so zuwider sein, als der Applaus mitten in der Oper oder im Konzert. Beim durch Applaus gestörten Drama kann man sich nötigenfalls mit Denken und Phantasie helfen; die Wirkung der Musik bleibt durch den Spektakel zerstört. Dankbare Ehrenbezeigung! wird man sagen. Gut, so seid entzückt, aber schädigt durch allzu laute Dankbarkeit nicht das, was euch entzückt hat. Wem fällt es ein, in einer Gemäldeausstellung die schönsten Bilder mit Kränzen und Bändern zu verdecken? Aber das musikalische Bild, mit welchem durch kostbare Mittel die Stimmung des Hörers mühevoll aufgebaut wurde, darf in seinen herrlichsten Nachklängen brutal unterbrochen wer-

den! 'Ich bin so dreist, zu behaupten: wer das kann und entschuldigt, der hat von Musik noch weniger, als ich.

Meine Jugend war überaus sangesfroh und musikfreudig. Doch scheint sich das mit dem Nahen des Alters verlieren zu wollen. Das gesetzte Alter bringt schon durch eine geläuterte Weltanschauung eine gewisse Harmonie in das menschliche Gemüt, wodurch vielleicht das künstliche Herstellen einer harmonischen Seelenstimmung leichter entbehrlich wird. Bei mir hat das Auge alle anderen Sinneswerkzeuge überholt; meinen größten Genuß und Lebensrhythmus finde ich im Anschauen der Naturschönheiten. Ein schönes, friedliches, sonnig-heiteres, oder ein gewitterdüsteres, sturmdurchbraustes Landschaftsbild entwickelt in mir jene selige Hochstimmung, die man sonst bei Mozartscher, Bachscher oder Beethovenscher Musik empfinden wird.

Ja, auch das Anschauen der ewig vollendeten Natur, das Empfinden einer harmonischen inneren Welt, das Innewerden edler Menschen und Taten ist musikalischer Genuß, denn alle Schönheit und Güte ist Musik.

IV.

Nichts ist nach meiner Ansicht für das innere Glück eines Menschen gefährlicher als der erwachte Ehrgeiz. Er ist so friedlos unersättlich, wie der Geldgeiz, und wenn ihm nicht immer gekrönt wird, windet er sich in Qualen, wie ein Verdammter. Die Befriedigung oder vielmehr Fütterung des Ungeheuers Geldgeiz hängt doch zum großen Teile von dem Individuum ab; Geld läßt sich mit eigener Tätigkeit erwerben, gewinnen, ergaunern. Der Ehrgeiz muß warten, lauern, bis ihn die Mitwelt freiwillig nährt; er kann nichts darzutun, denn sonst fällt ihm leicht das Gegenteil von dem zu, wonach er mit allen Sinnen seines Wesens dürstet.

Der Ehrgeiz, heißt es, sei dem Künstler, dem Dichter eine Triebfeder zum Taten und Schaffen. Darüber ließe sich streiten. Beim Kriegshelden mag das zutreffen; den Künstler denke ich mir vor allem für das Kunstwerk erglüht, er muß es schaffen, muß seiner Seele Gestalt geben und sollte er darüber der Schmach verfallen. Weil nun aber die Künstlerlaufbahn eine Rennbahn geworden ist, weil die Gleichartigkeit so vieler Talente eine Konkurrenz hervorbringt, die der Geschäftskonkurrenz aufs Haar ähnlich sieht, und weil die Kunst auf den Markt geworfen wird, wo sie nach Sold begehrt, und weil die Welt lieber mit Ehre honoriert, als mit Geld, so hat sich dementsprechend der Geldgeiz zum Ehrgeiz umgestaltet.

Es ließe sich auf dem Wege der Kultur-, speziell der Kunstgeschichte ausführen, daß der Ehrgeiz keine Naturnotwendigkeit des Künstlers ist, daß er wie eine Unart, wie eine Berufskrankheit dem Künstler, Dichter, Gelehrten anerzogen worden, und endlich daß er für den Strebenden und Ausübenden zeitweilig vielleicht vom Vorteile, für den Menschen aber fast immer zum Unheil ist.

Ich stehe auch in jenen Reihen, in denen der Ehrgeiz seine Opfer fordert. Links und rechts sehe ich sie sich erheben, links und rechts sehe ich sie fallen. Mit welcher Philosophie rüste ich mich? Mein Denken und Arbeiten ist von jeher darauf hinausgegangen, in meinem Gemüte ein wohltuendes Gleichgewicht zu erhalten, zu dessen Bewußtsein ich im Laufe meines Weltlebens gekommen bin, und das mir wertvoller ist als alles andere, was die Leute an mir rühmen, lieben oder hassen mögen. Von allen Feinden dieser inneren Harmonie hat mir der Ehrgeiz am meisten zu schaffen gegeben. Zuerst macht er der Eitelkeit den Hof, die er ja fast bei allen jungen Leuten vorfinden kann.

Was da Neues aufsteht oder von einigem allgemeinen Interesse geschaffen wird, das verkündet die Publizistik. Ohne Vorurteil wird sie einen jungen Schaffenden, der noch keine Freunde und keine Feinde hat, einführen; gewöhnlich läßt sie dabei das Wohlwollen vorherrschen. Und welche Revolution richtet das in dem derart Eingeführten an! Ihm ist, als wären alle Augen der Welt auf ihn gerichtet, alle Herzen der Welt von ihm voll. Es fällt ihm nicht ein, zu erwägen, wie gleichgültig es ihn läßt, wenn er einen fremden Namen das erstemal in der Zeitung liest, wie kühl er das Lob vernimmt, das bedeutenden Männern öffentlich gezollt wird, und daß es ähnlich auch bei anderen Leuten sein könnte. Er hält sich für eine Ausnahme und das ist die erste Täuschung, der er seine Seelenruhe opfert.

Mich hat ein klarsehender Mann zu rechter Zeit auf die Gefahr aufmerksam gemacht: Freund, du bist noch lange nichts; sie wollen erst etwas aus dir machen. — Selbstverständlich war ich über eine solche Verdunkelung anfangs empört, bald kam in mir aber doch die Vernunft zum Wort und die sagte: Den Wert hat die nachsichtige Beurteilung deines ersten Produktes, daß sie dir Freunde finden ließ, daß du durch sie dich jetzt deiner Neigung hingeben und vielleicht Schriftsteller werden kannst. — Von dieser praktischen Seite habe ich demnach das Zeitungslob gewürdigt und von diesem Standpunkte aus muß jeder Autor und Künstler der Presse als der Ausruferin seines Könnens, als der Vermittlerin seiner Popularität dankbar sein.

Das ist eine Reklame, die jeder von uns bedarf, die keiner verschmähen wird und die unsere publizistischen Organe, nach ihrer eigenen Schätzung des Talentes oder des Verdienstes, schuldig sind zu leisten.

Nun kann's geschehen, daß der Autor oder Künstler .

den Publizisten zu beeinflussen sucht, auf daß letzterer die Fehler eines Werkes übersehe, die Vorzüge desselben darstelle und womöglich noch vergrößere; oder ein Schriftsteller tut das ungeheißen, um dem andern zu schmeicheln und etwa denselben zu einem gelegentlichen Gegenlob zu verbinden. Es soll ein ähnlicher Fall irgendwo vorgekommen sein, wenigstens herrscht in der Schriftstellerwelt die Neigung vor, dergleichen an allen Enden zu wittern.

Wenn einer, der für das große Publikum tätig ist, behauptet, ihm sei alle Reklame in die Seele hinein verhaßt, so ist das nichts als Ziererei, die sich eben unter der Maske der Bescheidenheit das, was sie scheinbar ablehnt, erschleichen will. Uns ist eine anständige Reklame das, was dem Wirt das Schild über seiner Haustür; aber ein Schild, stehe ihm das Wörtchen „der" oder „das" voran, muß blank sein und rein, eine Schutz- und Ehrentafel dem Träger.

Wenn ein Verleger den Namen und die Darlegung wirklicher oder angeblicher Verdienste seines Autors mit Berechnung und Finten Millionen von Leuten in die Hände spielt, die Aufmerksamkeit und das Interesse dafür zu erregen sucht, so ist das dem Autor nach seinem persönlichen Gefühl wahrscheinlich selten angenehm; er wird erwägen, ob er durch eine aufdringliche Reklame nicht etwa einen Würdigeren verdränge, ob die Lärmtrommel dem Charakter seiner Schöpfung entspreche und ob seine Genugtuung wohl in dem Beifall der großen Menge bestehen könne? Aber da er einmal nicht verschmäht hat, ja bei seinem Hange, leben zu wollen, nicht verschmähen konnte, sein Produkt dem Verleger zu verkaufen, so hat er sich dem Kaufmann begeben, seine Schöpfung ist Ware geworden und er hat weder Recht noch Mittel, dem Verleger die Geschäftsmanipulation —

solange dieselbe in den Grenzen landläufiger Ehrenhaftigkeit bleibt — zu verbieten. Was hierin zu zähmen, zu mildern ist, das tut er; des weiteren sitzt er in seiner stillen Zelle, läßt die Feuerwerke draußen knattern und verzucken, und an sich die innere Stimme Richter sein über das Gute und Schlechte, das er geleistet.

Dieser inneren Stimme werden auch etwaige Zeitungskritiken nicht viel anzuhaben vermögen. So lange ein Autor an seinem Werke arbeitet, in ihm lebt, wird und muß er davon beseelt sein, so wie e r es beseelt; ist es ihm aber einmal gegenständlich geworden, etwa gar in dem Grade, daß — was auch vorkommt — er Idee und Handlung einer betreffenden Erzählung vergessen hat, und er liest das Werk wie ein fremdes, dann wird es keiner so gut, als er selbst beurteilen können.

Übrigens werden es die meisten Schaffenden trotzdem vorziehen, von der Presse unbegründet gelobt, als begründet getadelt zu werden. Mich würde vor öffentlichem Lobe nur dann ekeln, wenn es dem Koterienwesen oder anderer eigennütziger Wohlrednerei entspränge.

Zu Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn hat mir mancher wohlmeinend geraten, ich solle von Redaktion zu Redaktion gehen und mir Freunde erwerben. Wirklich habe ich meinen Fuß ein paarmal in große Zeitungswerkstätten gesetzt, in der Absicht, für wohlwollende Notizen, die man mir Neuling wie ein Almosen gereicht, zu danken, aber jedesmal hat mich ein inneres Grauen, das den Fremdling in den Stuben der Zeitungsschreiber anzuwandeln pflegt, wieder unverrichteter Sache zurückgeschreckt. Die Vorwürfe eines erfahrenen Freundes, daß ich das Geschäft nicht verstünde, daß die Herren nicht zu mir kommen würden mit der Bitte, mich in ihren Blättern protegieren zu dürfen,

daß ich's bei meiner Sprödigkeit und Blödigkeit zu nichts bringen würde — diese Vorwürfe habe ich willig ertragen und habe es bis heute nicht zu bereuen gehabt, die Journalistik niemals durch unwürdige Zumutungen geschändet zu haben.

Persönlichen Freunden, die der Schriftsteller in der Journalistenwelt schon durch die Ähnlichkeit des Berufes besitzen mag, kann er seine Achtung nicht besser bezeigen, als indem er ihnen gegenüber seine schriftstellerische Tätigkeit nicht vordränge, sondern alles vermeide, was einem Kokettieren mit ihrer kritischen Macht und Gunst ähnlich sieht. Eher mag der Autor Gelegenheit nehmen, solche literarische Freunde — für den Fall sie sein Verleger mit Rezensionsexemplaren bedenkt — zu mahnen, sich bei der Besprechung von der persönlichen Sympathie ja nicht bestimmen zu lassen. Übergeben sie das Buch zur Rezension einem Fernestehenden, um so besser.

Wer, um selbst den Schein von Kameraderie zu vermeiden, sich von allen journalistischen und literarischen Vereinen fernhält, der geht in seiner Vorsicht zwar weit; daß er zu weit ginge, ich getraue es mir nicht zu behaupten.

Mancher Rezensent hat die wunderliche Ambition, den Dichtern das Fach vorzuschreiben, in dem sie dichten sollen. Da soll der eine nur Theaterstücke dichten, der andere bloß Epen, der dritte nichts als Dorfgeschichten. Ein Wiener Journal hat mir seinerzeit mit jenem gewinnenden Wohlwollen, mit welchem hohe Herren zu armen Schluckern zu sprechen pflegen, wiederholt geraten, aus dem engen Bereiche meiner Fähigkeit, der steirischen Dorfgeschichte, ja nicht hinauszutreten, auf dem Parkett des Salons wäre ich unfehlbar verloren. Gewiß sehr wahr! Aber mich ritt der Teufel, ich setzte mich hin und schrieb lose Salon- und

Künstlernovelletten einen ganzen Band, den ich unter fremdem Namen veröffentlichte. Über diese Novelletten sagte dasselbe Blatt liebenswürdige Worte, rühmte ihnen Witz, Grazie und Flottheit nach, meinte, daß dieses Buch offenbar der guten Wiener Gesellschaft entstamme und daß der Verfasser ein den feinen Ständen angehöriger, begabter Maler sein müsse.

Nun ja, derlei muntere Erlebnisse wird jeder Schriftsteller zu erzählen wissen.

Ich schreibe der Tageskritik, als immer nur dem flüchtigen Urteile eines einzelnen, der weder allemal die Zeit noch die Stimmung zur Hand hat, ein Buch seinem tatsächlichen Wert oder Unwert nach zu beurteilen — ich schreibe ihr nicht jenen Wert zu, dem man eine literarische Wohlanständigkeit zum Opfer bringen möchte. Ich darf das aussprechen, ohne den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich persönlicher Gereiztheit Luft zu machen; mir hat sich die journalistische Kritik freundlich bewiesen. Sie ist ein Gegenstand meiner Dankbarkeit, aber ein Gegenstand meines Ehrgeizes kann sie nicht sein.

Den Ehrgeiz müßte man doch an eine etwas weniger wandelbare Sache hängen. Wer sich da im Traum wiegt, daß man ihm Denkmale bauen, daß sein Name in der Geschichte seines Volkes dem künftigen Jahrhundert glänzen werde, daß seine Werke nach dreißig Jahren noch Staat machen würden, und was derlei Phantasiebilder mehr sind — der ist zu bedauern, der bitteren Enttäuschungen wegen, die ihn noch bei Lebzeiten treffen können. Mancher hat sich lange gesträubt gegen den Gedanken, daß eine scharf ausgeprägte literarische Richtung, ein eigenartiger Schriftsteller in den meisten Fällen Modesache ist, daß der Geschmack des Publikums sich plötzlich mit dem Wechsel der

Saison ändern kann. Dann ist „erkünstelt", was früher „Natur" gewesen, „läppisch", was früher „naiv" war, „kokette Selbstbespiegelung", was früher „liebenswürdige Offenheit", „aufdringlich moralisierend", was früher „von tiefem sittlichen Ernste" war, „komisch", was früher wie „feiner Humor", „traurig", was sonst „tragisch erschütternd" gewirkt hat. Der Mann hat sich „überlebt", „ausgeschrieben", ist einer „widerlichen Manieriertheit verfallen", und was derlei zu hören einem alternden Autor von der dankbaren Mitwelt eben passieren kann.

So habe ich vor und neben mir viele stehen und fallen gesehen und dabei wohl an das alte Lied gedacht: Heute ist's an dir, morgen ist's an mir.

Noch viel armseliger als der Ruhmsüchtige ist freilich der daran, welcher aus seinem Talente Geld prägen will. Selbst wenn's gelänge! Ist eine poetisch-beanlagte, eine Künstlernatur mit Geld, und was man damit kaufen kann, jemals selig zu machen?

Ich bin einmal so hablos gewesen, daß ich nichts mein nennen konnte, als das Gewand am Leibe und das Ränzlein mit dem Arbeiterwerkzeug. Und käme es auf mich allein an, ich würde heute willig wieder zurückkehren in das friedliche Dachstübchen und nichts mitnehmen, als die gesunde Arbeitsfreude.

Die Güter und der Ruhm, das sind recht hübsche Dinge, aber imponieren können sie nicht. Hätte ich sie, ich würde sie ertragen, wie ich schon manches auf dieser Welt ertragen habe, ohne dadurch groß oder klein geworden zu sein. —

V.

Ein Merkmal hervorragender, seltener, rücksichtslos tatkräftiger Männer ist die Einseitigkeit. Alexander sah sein

Ideal in der Unterwerfung der Völker, Danton in der Vernichtung der Fürsten; die alten Griechen fanden ihren Zweck im heiteren Genusse des Lebens, die katholischen Heiligen in der Abtötung des Fleisches. Rousseau suchte das Glück der Menschen in der Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, moderne Geister glauben es in der Alleswisserei und Allesgenießerei erjagen zu können. Nur wenige Sterbliche waren so groß als Goethe, der viel- und allseitig sein konnte, ohne zu verflachen. Die Vielwisserei ist noch nicht Vielseitigkeit; die wahre Vielseitigkeit bedeutet schöpferisches Gleichgewicht in der Weltanschauung.

Die Jugend ist einseitig; das ist ein Glück, denn es ist die Ursprünglichkeit. Das Alter kann es auch sein, das ist ein Jammer, denn es ist die Verbohrtheit. Bildung haben, nenne ich die Fähigkeit besitzen, jedes Ding von seinen verschiedenen Seiten objektiv verstehend betrachten zu können. Der Keim zu solcher harmonischer Entwickelung liegt meiner Meinung nach in vielen Menschen, nur darf dieser Keim nicht mißkannt werden.

Ich war in meiner Jugend fast so einseitig, wie ein großer Mann oder ein Tor. Meine Ansichten — ich hatte wirklich auch als Bauernjunge welche — über Fürsten, Staat und Volk waren echt mittelalterlich, ja manchmal fast ein wenig orientalisch. Das machten die alten Rittergeschichten und Märchen, die im Landvolke gangbar sind. Ich war stark extrem und verfocht meinen Standpunkt leidenschaftlich. Ja, ich suchte Gelegenheit, um für meine Sache Lanzen zu brechen; der Widerspruchsgeist stand auf und das war schon die erste Lebensäußerung des Keimes zur Entwickelung. Ich suchte mir Gegner und widersprach ihnen, doch vielleicht nicht so sehr, um sie zu bekehren, sondern um sie zur Darlegung ihres Standpunktes herauszufordern, also um an der Sache eine

neue Seite kennen zu lernen. Das mag anfangs allerdings ohne derlei Absicht geschehen sein, aber da ich mich bei solchen Wortkämpfen allemal angeregt fühlte, da durch die Einwände des Gegners, die auch nicht immer glimpflichster Natur waren, meine Gedankentätigkeit angestachelt, meine rhetorischen Kräfte gewaltsam herausgefordert und dadurch geübt wurden, so fand ich nach und nach eine wahre Lust am Streiten über Tugend und Laster, Papst und Luther, Gott und Unsterblichkeit.

Daß in der Bauernschaft des Waldlandes nicht viele Gegner zu finden waren, weil mir jeder, mit dem ich anhub, alsogleich beigab — was ihm die wenigsten Gedankenauslagen verursachte — das ist wohl leicht zu glauben. —

Ich erwog im Leben stets und verglich und gelangte endlich doch ganz unvermerkt sachte aus meiner ursprünglichen Stellung auf den objektiveren Standpunkt, von dem aus man die Welt von vorne und von hinten sehen kann. Duldsam bin ich gegen manches geworden, nur nicht gegen boshafte Auslegung von Dingen, die alle oder viele angehen.

Mich empört die stechende Zunge der Klatschbase, die von sich nur das Beste, von anderen das Schlimmste erzählt und das Gegenteil verschweigt. Mich empört ein Zelot, der sein Dogma allein preist und alle anderen Wege zum Himmel verdammt. Mich empört der Gelehrte, der seine Theorie als die einzig unfehlbare hinstellt, aus dem einen Grunde, weil e r sie am besten begreift oder weil sie seinem Wesen am nächsten liegt. Mich empört der Politiker, der alle Tugenden der Menschen seiner Nation allein zuschreibt, alle Fehler und Armseligkeiten nur den fremden Nationalitäten andichtet, oft aus dem einzigen Grunde, weil sie — dasselbe treiben.

Die Welt ist voll von derlei Entstellungen und ich bin noch nicht alt genug, um darüber zu lachen.

Gerade der Schriftsteller, Dichter und Künstler muß ernster als irgendein anderer der unbestechbaren Allseitigkeit in seiner Weltanschauung zustreben, denn nur darin liegt der Grund zu seiner sittlichen und künstlerischen Größe.

Wenn mir jemand etwas zuleide tut, ohne böse Absicht, so ist es leicht, die Vorzüge von ihm trotzdem vor Augen zu behalten; wenn mich jemand aber erwiesenermaßen absichtlich kränkt, zu unterdrücken strebt und ich ihn als meinen Feind betrachten muß, da heißt es auf der Hut sein, daß ich ihm nicht unrecht tue. Alle seine schlimmen Eigenschaften werden sich mir wie wohlrednerische Schmeichler aufdrängen, ihn zu verschwärzen; da kann man sich nicht lebhaft genug seine guten vorstellen, nicht emsig genug seine Gründe suchen und erwägen, die ihn drängten zu einer Tat, in der das Unrecht geschah. Er hatte Gründe, er hatte sie gewiß, und entsprangen sie auch nur seiner Bosheit — wer kann für seine Artung? Sogar ein bißchen Sophisterei ist erlaubt, wenn die ehrliche Geradheit nicht ausreicht, seinen Feind zu entschuldigen.

Parteien, die mit einer sich theoretisch beigelegten oder praktisch angelebten „Überzeugung" durch dick und dünn, durch Recht und Unrecht gehen, konnten mich niemals brauchen und werden es niemals können. So sehr überzeugungstreu kann ich nicht sein, daß ich just mir und meiner Sache das zutraue, was ich allen anderen absprechen muß — die Unfehlbarkeit.

Also erwächst bisweilen aus solchem Widerspruchsgeist sein scheinbares Gegenteil, die Duldung. Aber aus einer solchen Duldung entsteht die Gleichgültigkeit, höre ich einwenden. Ich frage, was der Gleichgültigkeit näher steht, wenn

ich eine Sache nur von einer Seite auffassen kann und die übrigen gleichgültig ignoriere, oder wenn ich allen ihren Seiten Interesse und Beachtung entgegenbringe?

Ziemlich sicher ist, daß bei solcher Anlage das Gewissen leicht bleibt, und auch der Geldbeutel. Und ebenso sicher ist, daß eine solche Anlage, wenn sie allgemein verbreitet wäre, der menschlichen Entwickelung nicht vom Vorteile sein würde, denn diese Entwickelung geht eher auf dem Wege der Leidenschaften, als auf dem des Rechtes vor sich. Der ruhige Beobachter muß freilich immer wieder zugestehen: Auf dieser Welt hat alles Platz und daher Berechtigung, es fragt sich nur: wo und wann? Der Tyrann, der Fanatiker, der Bösewicht muß ebenso gut da sein, als dessen Gegensatz, es handelt sich ewig nur um's Gleichgewicht der Welt.

Ein Ding von mehreren Seiten zu betrachten, das hat übrigens auch jener Redakteur verstanden, und zwar in seiner besonderen Weise.

Zu einem mir bekannten Zeitungsschreiber kam eines Tages der Gründer einer Bank.

„Wollen Sie, lieber Doktor, über das neue, für die Volkswirtschaft so eminent wichtige Geldinstitut ein hübsches Artikelchen in Ihr Wochenblatt schreiben?"

„Danke. Ich glaube, daß Ihr Geldinstitut für Sie zwar viel, aber für andere nichts wert ist."

„So scheint es Ihnen. Wenn Sie jedoch erfahren, daß wir in der Lage sind, für einen Artikel in einem kleinen Blatte hundert Gulden zu zahlen! Große Blätter honorieren wir noch besser."

„Honorieren? Der Schriftsteller kennt eine andere Ehre und wird trockenes Brot essen."

„Bedenken Sie aber, daß selbst ein trockenes Stück

Brot zwei Seiten hat und daß man die eine derselben recht gerne mit Butter zu bestreichen pflegt. Also hundert Gulden!"

„Der Ehre eines Schriftstellers gegenüber ist Ihr Anerbieten eine Null!"

„Schön, so könnten wir diese Null hinten am Hunderter anhängen."

„Sie bieten 1000 Gulden? Dann wollen wir die Sache von einem andern Standpunkte aus auffassen."

Der Zeitungsschreiber schrieb einen glänzenden, überschwenglichen Artikel über das neue Geldinstitut und unterhalb desselben folgende Notiz:

„Wir sind zu diesem Artikel mit 1000 Gulden bestochen worden. Das Geld schenken wir dem hiesigen Gemeinde-Armenhaus zu besonderem Almosen für jene, die der oben besprochenen Bank ins Garn gegangen sein werden.

Die Redaktion."

Das war der andere Standpunkt, von dem aus der Mann die Sache auffaßte.

VI.

Wenn die Schriftsteller und Poeten von jeher ehrlich und mannhaft ihr eigenes Wesen, Leben und Erfahren dargetan hätten, die Weltliteratur wäre eine bedeutendere, psychologisch vertiefstere und auch allseitigere, als sie's ist, weil gar so viele singen, was sie nicht fühlen, und sagen, was sie nicht wissen.

So unbedeutend ist keines Menschen Leben, daß es — ins rechte Licht gestellt — nicht für die übrigen von Interesse sein könnte. Ist es nicht breit, so ist es tief; und wäre es auch seicht, um so leichter wird es von der Menge begriffen werden.

Verächtlich ist nur die Selbstgefälligkeit, die Beschöni-

gung seines Ich; das ist ein Betrug, eine Fälschung des Tatbestandes. Wer seine Vorzüge darstellt, der muß sich entschuldigen; wer seine Schwächen und Fehler bekennt, der darf sie rechtfertigen, indem er die Geschichte derselben nicht verschweigt.

Wer jedes dritte Wort um ihn mißhört und nicht gesteht, daß er taub ist, der muß sich gefallen lassen, wenn man ihn für dumm hält. Und wie das wurmt, wenn man für dumm gehalten wird, das hat mehr oder minder jeder schon erfahren. Nur einen habe ich gekannt, der sich den Vorwurf der Dummheit ruhig gefallen ließ — er war nämlich gescheit genug. Ein zweiter wieder wollte lieber für gut gelten, denn für gescheit; auch ein Original. Ein dritter war bereit, alle Niederträchtigkeiten und Schurkereien zu vollführen, wenn er dadurch seine Schlauheit konstatieren konnte. Ein vierter stellte sich aus Klugheit einfältig und ein fünfter dachte: Wenn ich mich gebe, wie ich bin, so macht mir das am wenigsten Mühe und die anderen führe ich doch ad absurdum, weil kein Mensch glaubt, daß einer so ist, wie er sich stellt.

Mit diesem letzteren hätte nun ich schier die meiste Ähnlichkeit, nur daß ich bestrebt bin, mit den Leuten ins klare zu kommen, anstatt sie ad absurdum zu führen.

Ohne Widersprüche geht's freilich selbst beim einfachsten Wesen nicht ab. Gröber ist selten einer gewesen, als ich und „liebenswürdiger“ haben sie selten einen genannt. Aber ich habe mir auf meine Grobheit niemals was zugute getan und mich meiner Liebenswürdigkeit niemals geschämt. Das Gebot der Nächstenliebe habe ich nie höher geschraubt als: Du sollst deinem Mitmenschen nichts Böses tun. Traurig in einer Welt, in der man solch einen Gesellen schon liebenswürdig nennen muß!

Doch, du Verwegener, nun frage ich dich — das heißt mich: Du willst keinem was zu leiden geben? Dem einen ist es leid, daß du existierst; der andere haßt dich, weil du ihm keine Ursache gibst, dich zu hassen! — Über diese Erklärung bin ich sehr geschmeichelt, aber sie ist denn doch zu höflich. Jeder erzieht sich seine Feinde selber; mir sind manche mißraten. Manchem meiner Weggenossen habe ich Gutes mit Üblem vergolten, habe ihn unabsichtlich gekränkt und absichtlich gescholten — er hat mir verziehen und ist mein Freund geblieben. Manch anderem habe ich Liebes gewollt, bin ihm treuherzig genaht und seines Glückes wegen glücklich gewesen — das ist zwar all nichts Gutes, aber auch nichts Böses — und er ist doch mein Feind geworden. Freunde verliert man durch Mißerfolge, Feinde gewinnt man durch Erfolge, das ist selbstverständlich; aber daß letztere sich selbst die gutmütigsten Menschen auf viel einfachere Weise machen können, wird seltener erwogen. Wer mit kleinlichen Leuten zu tun hat, der mag darauf gefaßt sein: ein unbeantworteter Brief, ein Verabsäumen der Neujahrsgratulation, das zufällige Übersehen in einer Gesellschaft, die harmlose Äußerung einer Meinungsverschiedenheit, die gegedankenlose Unterlassung eines Grußes auf der Straße usw. — das sind Dinge, von denen die Wohl- oder Übelgesinnung der Alltagsleute abhängt. Liegt dir was dran? Sie können dir dein Leben nicht verschönen, aber sie können dir deine Tage vergällen.

Ich muß mich einer heillosen Eigenschaft anklagen, durch die ich schon so viele gute Alltagsleutchen bitter verletzt habe. Was sagst du dazu? Da war ich eines Tages in einer distinguierten Gesellschaft, dort wurde Musik gemacht, man wurde sich einander vorgestellt und alles war recht artig. Heute begegnen mir auf der Promenade Damen aus jener

Gesellschaft, sie blicken mich an, und selbstredend erwarten sie von mir gegrüßt zu werden. Ich glotze ihnen vorbeitrottend ins Gesicht und — grüße nicht. Ist das nicht eine wahre Flegelei? Ist das nicht der lächerlichste Hochmut und Größenwahnsinn? Weil er ein Dutzend Bände Bauernlümmeleien zusammengeschustert hat und ihn nachsichtige Journale einen beliebten Volksschriftsteller, satirische Blätter einen Dichter von Gottes Gnaden genannt haben, so glaubt er sich jetzt ein Betragen anmaßen zu dürfen, das geradezu beleidigend, frech ist. Der Hausknecht grüßt; der Dienstmann, dem man einmal zehn Kreuzer zu verdienen gegeben hat, wird jahrelang grüßen, und so ein Bengel, mit dem man sich in Gesellschaft gutmütig abzugeben nicht verschmäht, hat die Unverfrorenheit... In der Tat, was ein Bauer ist, das bleibt ein Bauer!

Dieses sagen die nicht gegrüßten Damen? Gott bewahre, dieses würde ich über jenen nicht grüßenden Herrn sagen, wenn mir die Ursache seines Verhaltens unbekannt wäre. Nun weiß ich aber zufällig, daß er den betreffenden Damen eine noch viel größere Beleidigung zugefügt hat, als sie geahnt, er hat die Frauen, mit denen er wenige Tage früher einen so vergnügten Abend verlebte, nicht gegrüßt, weil er sie — nicht mehr erkannt hat.

Ist das glaublich bei einem Manne, von dem man annehmen muß, daß er seine fünf Sinne hat, weil bisher das Gegenteil noch nicht genugsam erhärtet worden? — Doch, mit den armseligen fünf Sinnen ist nicht viel getan. Was hilft mir das Gehör, wenn mir der Sinn für Musik fehlt? Wie verwerte ich die Fähigkeit, ein fremdes Antlitz zu sehen, wenn es mir nach kurzer Zeit wieder aus dem Gedächtnisse entschwindet?

Und das ist es, wobei ich mir am dümmsten, um

nicht zu sagen, noch am dümmsten vorkomme. Mir fehlt das normale Physiognomiengedächtnis, ein Umstand, dem durch eine große Kurzsichtigkeit noch Vorschub geleistet wird. Mir muß jemand einen tieferen Eindruck machen, entweder durch große Vorzüge oder durch große Gebrechen, wenn mir seine Gestalt in Erinnerung bleiben soll. Ein Gespräch mit jemandem, die Wärme seines Händedruckes oder die Kälte seines Grußes wird mir bleiben, seine Gesichtszüge werde ich vergessen haben. Vielleicht, daß mir bei einer weiteren Begegnung noch dämmert: Den oder die muß ich schon irgendwo gesehen haben! — Ei freilich, du warst gestern abend mit ihnen im Gasthaus beisammen.

Nun wird mir einer sagen: Lieber Freund, man kann die regel de tri vergessen, man kann einen Regenschirm vergessen, man kann vergessen, seinen Schneider zu zahlen, man kann vergessen, ein Mädchen zu heiraten, dem man's versprochen hat, aber das Gesicht einer reizenden Dame kann man nicht vergessen, denn man darf nicht.

Um Gottes willen, wie soll ich's anstellen?

Wozu ist der Knoten im Sacktuch erfunden?

Ach, ihr habt leicht scherzen. Ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß mich meine in Rede stehende Gedächtnisschwäche bei einem großen Teil meiner Mitmenschen schon um die unschätzbaren Prädikate „bescheiden" und „liebenswürdig" gebracht hat. Und wäre es auch darum! Denn der Mensch lebt nicht allein von Prädikaten. — Ich ergreife diese Gelegenheit, um allen Ernstes zu versichern, daß es nicht in meiner Natur liegt, irgend jemand absichtlich zu verletzen.

War jener Frau in der Tat herzlich dankbar, die ich auf der Ringstraße in Wien am Kleide streifte, um dann

flüchtig: „Entschuldigung!“ murmelnd, davonzuhasten; denn sie eilte mir nach, zupfte mich am Arm und rief: „Warum grüßen Sie mich nicht?“

Ich stotterte, sie jetzt anblickend, daß ich wohl schon das Vergnügen gehabt haben dürfte, nur wüßte ich im Augenblick nicht, wann und wo.

„Ist das Ihr Ernst?“ lachte die Dame. „Sie haben ja vor zwei Tagen bei mir gespeist!“ Es war eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Frauen der Wiener Gesellschaft.

„Ihr Dichter schwebt stets in hohen Regionen, daher muß man sich's schon gefallen lassen, wenn eure irdische Hülle einen einmal schier über den Haufen rennt.“

So sagte sie, worauf ich entgegnete, daß diese landläufige Meinung — als habe der Dichter auf der Gasse kein Auge für die Welt, weil er vom Idealen, von der Phantasie ganz erfüllt sei — in den meisten Fällen nicht richtig sein dürfte. Derlei Gesellen dächten auf der Gasse, auf dem Spaziergange gewöhnlich an gar nichts, was der Mühe wert ist, gedacht zu werden. Und sie wären dessen auch froh.

„Also, was muß man denn tun,“ sagte sie, „um sich in Ihrem Gedächtnisse zu befestigen?“

„Nur nichts Gutes, gnädige Frau! Denn das vergißt man am sichersten.“

VII.

Gescheite Leute sagen, daß dem Menschen seine eigene Gesellschaft besser anschlage als fremde, oder wenigstens nicht schlechter. Im ganzen mag's stimmen, einzelne Beispiele widersprechen, es kommt eben darauf an, wer es ist.

Ein schlechter Kerl wird in seiner eigenen Gesellschaft noch schlechter.

Der Trieb nach Gesellschaft und Geselligkeit ist am meisten ausgebildet bei Durchschnittsmenschen. Es gibt Leute, die nicht einen Augenblick mit sich selbst allein sein mögen, jeder Tropf ist ihnen lieber als ihre eigene, sonst so werte Persönlichkeit. Es gibt Leute, denen der Verstand stillsteht, wenn sie allein sind, die nur mit dem Munde oder mit den Ohren denken, nur sprechend oder hörend eine gewisse Gehirntätigkeit entwickeln. Solche brauchen Gesellschaft, um sich als leibliche Vernunftwesen zu fühlen. Es gibt Leute, die einen solchen Überfluß an Weisheit in sich spüren, daß sie damit hausieren gehen müssen. Es gibt Leute, die sich ganz hohl vorkommen, wenn sie nicht alltäglich eine erkleckliche Tracht von Neuigkeiten und Tratsch in sich aufnehmen können. Solche brauchen Gesellschaft, suchen Gesellschaft, würden ohne Gesellschaft abmagern und trübsinnig werden. Ferner gibt es Leute, denen, sooft sie allein sind, lauter unangenehme Sachen einfallen. Um den Dämonen zu entkommen, fliehen sie zur Herde. Hetzhunde sind auch die heimlichen Qualen eines bösen Gewissens.

Derlei Flüchtlinge vor sich selber bevölkern zum großen Teil unsere Unterhaltungszirkel, Wirtshäuser und Geselligkeitsvereine. Es dürfte nicht sehr viele Theaterfreunde geben, die, wie weiland König Ludwig, ganz allein einem Theaterstücke beiwohnen könnten; man geht doch nicht gerade ins Theater, um Schauspiele, sondern um Leute zu sehen. Ja selbst in die Kirche gehen viele lieber, wenn sie mit Leuten gefüllt ist.

Am deutlichsten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Gesichter! Sehen und gesehen werden! Wo das Gewoge am leb-

haftesten, das Gedränge am dichtesten ist, dorthin, dorthin! Der Mensch kommt in Herden vor. „Daner is a Mensch, mehrer seins Leut und viel seins scha Vieher!"

Ausnahmemenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmestellungen einzuräumen. Aber gerade Geistesaristokraten hätten zu zeigen, daß sie gesellschaftlich nichts voraushaben wollen, daß sie alle gesellschaftlichen Normen einhalten wollen, um nur ja nicht aufzufallen. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, der deshalb im Verkehr mit Leuten sich überaus förmlich und banal gab. Welch ein Gegensatz zu jenen „Genies", die in übermäßigem Bewußtsein ihres Wertes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als angenehm sein mögen.

Wenn ein Mensch unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch verliert gewöhnlich. Der Mensch, wenn er strenge ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein. Entweder er hat anderen unrecht getan oder sich selber. Er beging schon ein Unrecht an sich, weil er dem erstbesten Gesellen offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattete. Jeder tiefe Mensch sollte auf seine Stirn schreiben: Fremden ist der Eintritt verboten!

Allerdings ist in dem Menschen ein Bedürfnis vorhanden, sein inneres Wesen manchmal nach außen zu kehren, einem andern Menschen zu. Auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine tiefere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen mag. Ein großer Menschenkenner war's, der die Ohrenbeichte aufgebracht hat; mancher arme Sünder, der nicht zugrunde gegangen an der Sünde, ginge zugrunde an dem Geheimnis. Freilich tut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst wie der

Priester; was aber sollen die Niederen und Verachteten anfangen?! Doch es ist ein Unterschied, ob man sich einem Seelenfreunde mitteilt oder einem Fremdling, und es gibt Geheimnisse, die man weniger einem einzelnen anvertrauen mag, als der Allgemeinheit. So beichten manchmal die Dichter.

Als mich einst der Gelehrte Rudolf Falb zum erstenmal in eine größere Gesellschaft führte, gab er mir unter anderen Verhaltungsmaßregeln schmunzelnd auch die: „Und dann merken Sie sich, junger Freund, daß man in guter Gesellschaft so wenig wie möglich von sich selber spricht, sondern immer nur von Dingen, die einen nichts angehen." Bei den Bauern aber heißt's: „Still sei, das geht dich nichts an." So ist halt ein Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Leuten.

Nun haben einfältige Leute manchmal den Fehler, daß sie das, was sie nichts angeht, auch nicht innert, darüber also auch nicht mit jener Geistesmunterkeit zu plaudern vermögen, wie andere, die sich mit löblicher Selbstverleugnung in Verhältnisse und Angelegenheiten fremder, abwesender versenken und aus den bescheidensten Quellen der Alltäglichkeit ihre geistige Nahrung schöpfen. Salongespräche sind wie Feuilletons, sind die Kunst, mit vielen zierlichen Worten nichts zu sagen, oder noch besser, das Gegenteil von dem zu sagen, was man denkt. „Wie geht es Ihnen?" wirst du gleich beim Eintritt zuvorkommend befragt. Wehe dir, wenn du die Frage beantworten wolltest! Man wartet eine Antwort auch gar nicht ab, unter dem Scheine der Teilnahme ist es die frostige Gleichgültigkeit, die dich umgibt. Hol's der Teufel, was man da für ein Flächling werden muß!

Wie ich mich dreinfinde? Mir fehlt das richtige Talent, das sonst so manches andere reichlich ersetzt, das Talent

der Geselligkeit. Mir graut vor dem Menschen, wo er in Herden vorkommt. Er macht mich krank. Ein mir gleichgültiges Gespräch, bei dem ich mittun muß, verstimmt mich, verursacht eine Abspannung, die oft tagelang anhält. Will ich in Gesellschaft warm werden, so muß ich mich leben und sagen dürfen. Ich habe es versucht. In erstbester Gesellschaft packte ich aus, was mir am Herzen lag, bot meine Anschauungen über Leben, Kunst, Politik, Religion, ohne Rücksicht darauf, wer Zuhörer war. Aristokraten und hohen Staatsbeamten legte ich mein demokratisches Glaubensbekenntnis vor, machte mich lustig über Ordensjägerei. Offizieren gestand ich meine Abneigung vor dem Kriege. Priestern klagte ich den schlimmen Einfluß mancher konfessionellen Dogmen auf wahre Religiosität und Sittlichkeit. Professoren ergötzte ich mit Meinungsäußerungen über Dünkelhaftigkeit und Pharisäertum der Gelehrtenwelt. Finanzmänner unterhielt ich mit meiner Entrüstung über die Geldgier und Bestechlichkeit unserer Zeit und mit der Prophezeiung einer furchtbaren Revolution. Vor Frauen machte ich die Kleidermode lächerlich und Künstlern bestritt ich den Wert des Ruhmes. Ist das nicht weltmännisch? Sprach ich nicht mit jedem über sein Fach? — O heiliger Simplizius! —

Zumeist zog ich in Gesellschaften bei Meinungsverschiedenheiten den kürzeren, nicht als ob die Sache, die ich vertrat, zu schwach gewesen wäre, vielmehr, weil meine Stimme zu schwach war. Recht hat im Kampfe die stärkste Faust, im Gespräch die beste Lunge. Wer mit der Sache spielen kann, sie ins Lustige zieht, der ist in der Gesellschaft der Löwe. Im Grunde ist er nur der Fuchs. Wer ein Salongespräch zu vertiefen trachtet und nicht mitspringen will, wenn die Gesellschaft vom Theater auf die Pferde, vom Pferd auf die Schokoladenbonbons, von diesen auf den

Fastenprediger, von diesem auf Karlsbad, von da auf Kautschukmäntel, von diesen auf Finanzminister hüpft und vom Finanzminister auf den Hund kommt, wer sich mit demselben sprudelnden Interesse, mit dem er eben erst Bismarcks Politik behandelt hat, nicht im nächsten Augenblick ebenso beredt mit einem Serviettenband befassen kann — der gehe nicht in den Salon, er besitzt die nötige Bildung nicht. Wer in seine Gesellschaften geht, der muß die Hosen und Meinungen nach der neuesten Mode tragen.

Doch gibt es Menschen, die auch in Gesellschaft nicht Leute werden, sondern Menschen bleiben. Sonntagsmenschen, mit denen zu verkehren Sonnenschein ist. Auch bei solchen gibt es Meinungsverschiedenheiten, ja bei ihnen erst recht. Aber das sind fröhliche Geistesschlachten, herzerquickend und stets gegenseitig fördernd. Hier zu fallen ist ehrenvoller, als dort zu siegen.

In unseren gewöhnlichen Stadtgesellschaften war ich stets noch unbedeutender geworden. Ich durfte nicht sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, nicht sagen, wovon das Herz voll war, mußte eine Natur verleugnen und einer Unnatur huldigen. Der eine wollte witzig sein und wurde läppisch; der andere wollte temperamentvoll sein und wurde brutal; der dritte wollte artig sein und wurde langweilig. War dieser dritte nicht ich? War ich einfach langweilig, — gut. War ich unausstehlich, — um so besser.

Wie oft stößt man in Gesellschaft auf wohlwollende Menschen. Besonders Professoren hatten sich häufig meiner trostlosen Unwissenheit erbarmt und mich in Unterhaltungen gezogen, bei denen sie Gelegenheit hatten, mir in Eile etwas beizubringen. Aber ein bissel stark gleichgültig war mir der Kursus; es ist ganz verzweifelt, wie wurstig mir z. B. die vergleichende Sprachkunde, die Theorie der Künste oder die

Theorie der Akustik ist. Ein Schriftsteller, der nicht weiß, was vor ihm gedacht und geschrieben wurde! Und dann kommt so einer mit nagelneuen Ideen daher, die schon vor tausend Jahren aller Welt bekannt waren! Nun eben — mancher gebärdet sich, als ob er der erste Mensch auf Erden wäre. Bei mir trifft's zu, ich bin für mich der erste und der letzte, der Adam und der Ahasver zugleich, — ein solches Ungetüm kann man im Salon nicht wohl brauchen.

Die meisten Leute stellen das Talent, zu amüsieren, so hoch, daß sie lieber schlecht erscheinen wollen als dumm. Weil die Schlechtigkeit amüsanter ist. Aber es gibt auch eine geistreiche Dummheit; gerade dort, wo sich einer anstrengt, sehr geistreich zu sein, ist gewöhnlich was Dummes zu verstecken.

Das armseligste war, wenn ein grausames Geschick so spielte, daß mir die Aufgabe zufiel, im Salon, im Theater, auf Spaziergängen eine Dame zu unterhalten. Einem jungen Menschen stünde die Tölpelhaftigkeit und Sprödigkeit nicht einmal übel an, — es könnte recht wohl Befangenheit eines Liebenden sein. Mir waren — nachdem ich die Meine einmal hatte — in diesem Sinne alle anderen Frauen und Mädchen höllisch gleichgültig. Mein ungeschicktes Benehmen entstammte lediglich der Angst, die Etikette zu verletzen. Da konnte eine Salonpuppe noch so gespreizt und dumm sein, ich war immer noch um einen Grad gespreizter und dümmer. Rückte eine mit den bekannten liebenswürdigen Redensarten vor, so suchte ich es im Schweiße meines Angesichts wett zu machen, was natürlich fast allemal kläglich mißlang. Am besten ging's noch bei den Blaustrümpfen und ihren Antipoden, den einfach erzogenen, schlichten, natürlichen Mädchen. Mit jenen schwatzt man eins über schöne Literatur, über Theater

und Malerei, bei längerer Robot auch über Gott und Unsterblichkeit. Und geht man ganz als Zuhörer auf, so ist man der allerbeste Gesellschafter. Wirklich angeregt hat mich immer nur das ungelehrte, stillkluge Mädchen und die verständige, sich ungeziert verhaltende Frau. Vor dem Hausverstand hatte ich überhaupt zu aller Zeit zehnmal mehr Respekt als vor aller Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit, die ich in ihrem Bereiche zwar zu achten weiß, die mir aber bei sonst unbedeutenden Leuten unsäglich zuwider ist. Eins von den zweifelhaften Elementen ist in der Salongesellschaft fast immer vorhanden und so kommt man aus dem Unbehagen nicht heraus und in der Befangenheit begeht man Ungereimtheiten, wenn auch nicht allemal in dem Maße, wie jenes Landmädchen aus der Zeit des lachenden Philosophen eine beging, das in einer feinen Tischgesellschaft zur Tafel geladen war. „Wenn bei Tisch Fleisch kommt," hatte ihre Mutter sie belehrt, „so lege die Beine fein auf den Teller." Und das Naturkind legte richtig die Beine auf den Tisch.

In früheren Jahren hatte ich in unserem vereinsreichen Stadtleben allerhand Ausschuß- und Komiteesitzungen mitmachen müssen. In einigen Dingen waren meine Ansichten gerade nicht unpraktisch, aber sie kamen nicht zur Geltung. Ein anderer sagte vielleicht später dasselbe mit dem richtigen Schwung der Stimme, — und siehe, die Sache war auf der Höhe. — Über das Bedenken, Blödsinn zu schwatzen, setzt sich der richtige Vereinsredner mit Leichtigkeit hinaus. So machte ich bei solchen Sitzungen endlich nur mehr den stummen Zuhörer, der an der Weisheit der Redner sich erbaute und — ergötzte.

War die Gesellschaft freier, dann wurde es auch in mir lebendig. Ich wurde bummelwitzig und machte Späße.

Späße über mich selber. Das ist auch gefährlich. Die Selbstironie wird meist mißverstanden; lobt man sich ironisch, so nehmen sie's für Ernst; tut man seine Fehler und Schwächen dar, so halten sie's für Koketterie. Wie jemand auch einmal etwas sagen und tun kann, das nicht der Eigenliebe entspringt, — den Philistern ist es unfaßbar.

Von allen größeren Geselligkeiten zurückgezogen, lebte ich nur noch mit wenigen vertrauten Freunden, die wir uns wöchentlich einmal zusammenfanden zu fröhlichem Tun. Aber auch hier ist nicht jede Stunde glücklich. Dann geht man betrübt nach Hause. Weiß man sich selbst einer Rücksichtslosigkeit, einer Taktlosigkeit schuldig, dann sagt man sich noch in stiller Nacht: Das war eine abscheuliche Stunde. Verbanne dich zur Strafe in die Einsamkeit und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten. An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Härte, in der du mit ihnen umgingest, da sie noch Menschen waren, leidend, irrend wie du! — Erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in Gesellschaft kommen sie nie. Aber was ist das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist? Die Ursache, daß es so ist, liegt nicht immer in anderen, manchmal auch in dir selbst, mein liebes ego! Meide die Leute, wenn du unter ihnen Gefahr läufst, zu entarten, aber liebe sie in Gedanken, tue ihnen Gutes aus der Ferne, dann werden sie wenigstens geistig deiner Seele eine gedeihliche Gesellschaft sein. In der Zurückgezogenheit wird man auch bedürfnisloser, sanfter, fröhlicher. Sobald man die Brutalität des großen gesellschaftlichen Lebens aus den Augen verliert, erscheint die Welt wieder in reinerem Lichte.

So hat sich im Laufe der Zeit und Erfahrungen

ein leidenschaftlicher Hang nach Einsamkeit in mir ausgebildet, den man krankhaft nennen könnte, wenn er . . . nicht so heilsam wäre. In Einsamkeit habe ich meine geringen Fähigkeiten gepflegt, in Geselligkeit habe ich die größten Dummheiten gemacht. — — —

Der Leser hat nun gesehen, daß auch das einfachste Menschenleben seine Widerhaarigkeiten hat und daß ein liebes Ich durchaus keine so einheitliche Person ist, als es gut wäre. Der Mensch ist in seinem Dasein nur zweimal ein völlig Ganzes: im gedankenlosen Genusse der Jugend und in der bedingungslosen Ergebung des Alters.

Wie es mir mit dem Ehrgeiz erging.

Von der Süßigkeit der Ehre habe ich in meiner Jugend nicht viel zu schmecken bekommen. Wenn ich die Korngarben eines Tagschnittes gesammelt oder ein verlaufenes Kalb heimgebracht hatte, sagte meine Mutter höchstens: „Brav bist, Peterl!" Der Vater war selbst mit dieser Auszeichnung vorsichtig. Dann als Lehrling war schon Ehre und Strafe genug, wenn der Meister schwieg. Als ich in Schrift und Bild die ersten „Kunstwerke" schuf, von denen schon oftmals die Rede gewesen, würde mancher gemeint haben, jetzt sei die Ruhmesbahn eröffnet. Nun, der Beifall meines Publikums hörte sich so: „Schauts den Lausbuabn on, wos der olls zwegebringt! onsechn tat mar eahms nit!" Studenten würden für ein solches Lob auf Säbel fordern. Ich dachte insgeheim: Besser, man ist gescheiter, als man ausschaut, denn umgekehrt! Und das war schon eine Überhebung. — In der Handelsakademie hernach wurden meine Leistungen angenommen, weil von dem ungeschulten Bauernjungen „halt nichts Besseres zu erwarten" war.

Just zur Eitelkeit hat mich also die „selige Jugendzeit" nicht verzogen. An Ehre hatte ich auch weiter nie gedacht, mußte unter gegebenen Verhältnissen schon froh sein, ohne Schande durchzukommen. Es wurden auch noch keinerlei Möglichkeiten erwogen, als ich die berühmten Dichter Anastasius Grün und Robert Hamerling kennen lernte.

In meinem 26. Lebensjahre erschien in Graz mein erstes Büchlein. In den nächstfolgenden Tagen getraute ich mich kaum auf die Gasse, aus wonniger Bangnis, meine Bekannten und auch Fremde würden mir von allen Seiten zulaufen

und sagen, sie hätten das Büchel schon gelesen. Nicht ein einziger ist herbeigelaufen. Aber einige Zeitungen lobten so schön, daß ich Angst bekam, sie würden demnächst ihr Lob widerrufen müssen. Das geschah wirklich in einigen Fällen. Ich fand es soweit ganz in Ordnung, auch wenn sie mich zausten und sagten, der Lärm, den man um den aufgestandenen Schnaderhüpfeljodler gemacht, sei ein übertriebener gewesen. Es wundert mich heute, daß ich, der sonst ziemlich Empfindliche, mir weder aus Lob noch aus Schimpf viel gemacht habe. Ich dichtete weiter, wie es in mir vorging, wie ich mußte. Ich schaute immer aufwärts, wohl auch um zu sehen, ob es recht hoch und steil sei bis hinauf zu Friedrich Schiller. —

Dann fing allmählich etwas Ungeahntes an.

Im Jahre 1874 wurde ich das erstemal zum Ehrenmitglied ernannt, und zwar von einem Alpenverein. Das Diplom in goldenem Rahmen hing ich an die Wand, dorthin wo man es schön sehen konnte. Zehn Jahre später wurde ich das erstemal zum Ehrenbürger erhoben, und zwar in meiner Heimatsgemeinde Krieglach. Zur selben Zeit taufte ein mir persönlich fremder Grazer Bürger seine von ihm erbaute und eröffnete Gasse mit meinem Namen. Das hat mich stark gefreut. Ich ging hin, um an der Ecke die Tafel zu lesen „Rosegger-Gasse“. Damals war es noch neu, Lebendigen an Straßenecken Gedenktafeln zu stiften. Der erste Lorbeerkranz wurde mir frühzeitig in einem Freundeshause bei der Mahlzeit meuchlings versetzt. Das Töchterchen des Hauses legte mir ihn von rückwärts auf das „lockige Haupt“. Er war noch so bequem klein, daß er mein Köpfel gerade schön umfing. Es war eine mehr spaßhafte Huldigung, ich nahm das heilige Zeichen aber doch mit heim und besah im Spiegel mein gekröntes Haupt. Es sah dem Torquato

Tasso leiblich gleich; der Abstand meines „Zither und Hackbretts“ vom „Befreiten Jerusalem“ war größer. — Später, besonders auf Vorlesereisen, gab es Kränze vom Umfang eines Schwungrades, mit Schleifen lang und breit wie Kindsfatschen. Ich schmückte damit meine Stubenwände und hielt darauf, daß die Bänder mit den goldenen Widmungen hübsch den Augen der Besucher ausgestellt waren. Viel später, als die Blätter schon raschelten wie dürres Laub im Herbst, ließ ich die Siegestrophäen hinausschaffen in die hintere Kammer, auf einen Haufen zusammen, wo sie so lange liegen blieben, bis nur noch das dünne spießige Drahtgeflecht vorhanden war, das Dornenkronen ähnliche Gebinde. So etwas, wer genauer zusieht, ist hinter jedem Ehrenkranz verborgen.

Die ersten Zeitungskritiken über meine Bücher habe ich mit Gier gesammelt, die schmeichelhaften oft gelesen, die absprechenden seltener; habe sie in ein Buch geklebt und feierlich aufgehoben. Später tat ich die Rezensionen, die so ins Haus kommen, noch ein bißchen geordnet in Mappen, noch später warf ich all derlei untereinander, bis der Kasten voll war, ein Papierwust, den ich nie mehr las und auch sonst niemand lesen wird. Nur die polemischen Artikel, die boshaften, persönlich beleidigenden legte ich besonders und blätterte manchmal in ihnen und ließ mich ritzen und bespritzen, damit mir dann die Ehrungen wieder um so besser schmeckten. Bisweilen, wenn ich heute einen Blick werfe auf die modernden Papierstoffe im Kasten, fällt es mir wohl ein, wieviel sie — auch die mißgünstigen — einst zur Bekanntmachung meines Namens getan hatten. — In späteren Jahren erschienen Bücher über mich, wovon mir manches äußerst behagte, weil ich mir aus ihm fast wie eine leibliche Persönlichkeit vorkam, und wovon mich manches wieder zu

mir selbst brachte, weil es dartat, wie armselig mein Können, wie unzulänglich mein Wissen, wie gering meine literarische Bedeutung ist. Da sind meine Gefühle denn oft höchst auf und nieder schwankend gewesen, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", und ich hatte zu tun, um mich selbst so weit im Gleichgewicht zu halten, daß meine Werke die gemäßigte Welt- und Menschenfreudigkeit bewahrten und jenen strengsten Richtern nicht allzusehr recht gaben.

Ehrungen, die in solche Zeiten der Zweifel und der Mutlosigkeit fielen, haben mich immer gestärkt und gehoben, während Anhäufung von Auszeichnungen in glücklichen Zeiten mich eher mißmutig und bange machten. War ich einmal mit einem Werk von mir zufrieden, dann taten mir auch anderer Anerkennungen wohl, sie schienen mir am Platz; hingegen in Zeiten der Unzufriedenheit mit mir selbst haben äußere Ehrungen mich gedrückt und verzagt gemacht, wie eine Angabe, die ich nie würde bezahlen können.

Man könnte sagen, der Ehrgeiz sei eine noch niedrigere Eigenschaft als der Geldgeiz. Mit Geld könne man Gutes tun, der Ehrgeizige tue nichts, als sich selbst zu schmeicheln und schmeicheln zu lassen. Die Ehrungen seien nichts anderes als Züchtereien persönlicher Eitelkeit und rücksichtslosen Größenwahns; der Ehrgeiz nehme allen großen Absichten und schönen Taten den ethischen Wert. — Bei dem jetzt so beliebten Personenkultus wundert es mich nicht, daß man auf solche Gedanken kommen kann. Jeder wird ja gerne sein Werk geehrt sehen; wenn er aber seine Person verhimmelt und sein Werk etwa ignoriert sieht, dann ist es schwer, an den Ernst der Ehrungen zu glauben. Wir begehen gern hundertjährige Dichterjubiläen, aber die Buchhändler wissen zu sagen, daß kaum ein Exemplar der Dichtungen gekauft wird.

Derlei Gedanken waren es, die mich immer befangen

gemacht hatten, wenn die Leute mich erhoben. Fast gedemütigt fühlte ich mich. Erst nachdem ich im allgemeinen den Sinn der Ehrungen richtig einschätzen lernte als Ausdruck anerkennenden Wohlwollens der Mitwelt, der nicht zu besonderem Dank verpflichtet, sondern von der Dankpflicht befreit, gewann ich die Unbefangenheit, mich über Auszeichnungen harmlos freuen zu können.

Wir sahen also: Zum Beginne der Laufbahn war wohl von „hohen Zielen" die Rede, aber von Ehrgeiz keine Spur. Wie soll denn das auch so besonders schätzbar sein, das Königreich der Scholle verlassen und ein windiges Federtier werden! Aber ich mußte mich so und gerade so auswachsen, „sagen sie dazu, was sie wollen". — In der Stadt nachher wehte die Luft zum Fliegen. Und als sie sachte anfingen, die lieblichen Formen der Anerkennung, da behagten sie mir und es erging mir wie dem Bayer mit seinem Biere: Je mehr ich trank, je durstiger wurde ich und mein Auge schaute aus, auf welchem Wege Ehre zu erwerben ist. Da hörte ich eine leise Stimme: Halt! — Ich weiß nicht, kam sie aus heiligen Höhen oder aus menschlichen Tiefen. Halt! rief es, wenn du auf diesem Wege weitergehst, so kommst du auf die Alltagsfläche, zur Liebedienerei, zur Handlangerei für der Philister Schwächen und Begierden, zum Parteigötzen, du findest eine Menge Leute und verlierst dich selber. Wer nach Ehre jagt, der begibt sich in die Knechtschaft der Menge und muß nach ihren Pfeifen tanzen. Der Ehrgeiz ist nicht die hochgemuteste, nein, sie ist die untertänigste aller Leidenschaften. Der Stolze wird auf andere verzichten, um sich selbst zu behalten. Bleibe du im Gerichtssprengel deiner selbst, laß dir von niemandem gebieten, als von dir selbst. Sei zu stolz um nach Ehre zu haschen!

Ehre ist das Gelten eines Menschen bei Lebenszeit. Ruhm ist das Gelten, das ihm die Nachwelt zuerkennt. Egoistische Triebe sind beide, der Ehrgeiz wie der Ruhmgeiz, denn sie feiern nur die eigene Person und ihren Ruf. Wenn dieser Trieb die Haupttriebfeder zu großen Taten ist, dann mögen solche Taten zwar auch gemeinnützige sein, sind aber ethisch nicht viel wert. Der Altruismus, das Leben für andere, für alle, verlangt, daß das Wohl der Menschheit der Ruhmlust des einzelnen, des Leistenden, vorgezogen werde. Der Altruist wird auch dann für das allgemeine Wohl arbeiten, wenn er dafür von seinen Zeitgenossen verfolgt, von der Zukunft sein Name nicht genannt wird. Daß der Name in Vergessenheit gerät, das macht ihm nichts, wenn nur sein Werk lebt. Seine Nachkommen werden nicht aus dem Ruhme des Vorfahren etwas gewinnen können, wohl aber aus dessen bleibendem Werke.

Er, der Erdgewordene, weiß ja doch nichts mehr, spürt ja doch nichts mehr davon, wenn in aller Welt sein Name widerhallt. Aber da sein Ich möglicherweise neu geboren in der Menschheit weiterlebt, so kommt er ja ohnehin selbst zum Mitgenusse seines voreinst geschaffenen Werkes; hängt ein Name dran, so spricht er ihn aus wie jeden andern der vergangenen Wohltäter, ohne zu wissen, daß er es — selbst gewesen. — Wo bleibt da für das Individuum der Wert des sogenannten Nachruhms! — So kann der Kraftmensch in höherem Sinne sagen: Ich verlange keine Ehre, denn ich schaffe für meine eigene Zukunft.

Mit diesem Ewigkeitsmaßstab kann unsereiner nicht gemessen werden. Wir Kleinen, wir Dazwischenstehenden, die für die alte Welt zu spät und für die neue zu früh gekommen sind, wir Brückenarbeiter müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, das Tiefersinken der Trasse zu ver-

hindern, unsere Mitlebenden in der Not des Daseinsstreites zu laben, zu ermutigen, ihr Auge manchmal nach dem Hochziele zu lenken. Das Gelabtwerden mit zeitläufigen Humoren und Heiterkeiten lassen sie sich gerne gefallen, dafür sind sie dankbar, dafür bieten sie Ehre; für Hinweise auf das Hochziel sind sie schon weniger gestimmt, selbst wenn in künstlerischer Schöne die erhabenen Anbilder vor ihre Seele gestellt würden. Dafür haben sie selten eine andere Ehre, als — ehrerbietiges Schweigen. Wenn man also sieht, daß weniger dem Großen, vielmehr dem Mittelmäßigen der reichste Beifall, die glänzendsten Ehren zuteil zu werden pflegen, so wird man nachdenklich, wenn über das eigene Haupt der Strom der Auszeichnungen sich allzu reichlich ergießt. Solche Ehrungen haben also doch das Gute, daß sie bescheiden machen, daß sie einen, der vielleicht in hoffärtigen Gedanken schwelgt, daran erinnern, was er ist, wohin er gehört und was ihm gebührt: Der Ruhm des Tages, weil ihm der des Jahrhunderts nicht zukommt. —

Derlei lose Betrachtungen wurden mir oft bestärkt, wenn ich sah, wie viele Opfer an Seelenfrieden, Menschenleben und — Ehre der Ehrgeiz fordert. Selbst wirkliche Ehre vermag der Ehrsüchtige hinzugeben für seine eingebildete. — Über das kostbare Gut der bürgerlichen Ehre ist mein Ehrgeiz im Ernste nie wesentlich hinausgekommen. Was mir trotzdem an außergewöhnlicher Ehre geschenkt wurde, das genieße ich endlich in ruhiger Freude, ohne daß es mich zu hochmütig oder zu demütig machen könnte.

Das Erdbeben von Laibach.

1895.

Am Ostermontage dieses Jahres fuhr ich die Save aufwärts im schönen Krainerlande. Noch nie hatte ich gesehen, daß die Schneegipfel der Steineralpen so klar und blendend niederleuchten aufs grüne Gelände. Es ist doch eine stolze Herrlichkeit, in welcher der südliche Zug der Alpen hier zu Ende geht. Der Eisenbahnzug rollte gegen Laibach, die Stadt lag da im Frühlingssonnenscheine, auf den Wiesen und Feldern wogten bunte Menschenmengen durcheinander. Ein Volksfest! Wie erfreulich, daß die nationalen Wirren dieser Stadt noch Sinn übrig lassen für frohe Volksfeste! Wie ein Markttreiben war's zu sehen, erinnernd an den Fetzenmarkt zu Graz, so standen Kästen, Tische, Betten, Kinderwägen und allerlei anderes Gemöbel durcheinander. Aber in den Wiegen lagen Kinder, in den Betten lagen Kranke. So in herrgottsfreier Natur! Was soll denn das bedeuten? — Mitreisende bemerkten einen abgebrochenen Fabrikschlot; dann fiel auf, daß die Dächer der Gebäude vielfach Löcher hatten, durch die das Gelatte des Dachstuhles herausschaute, daß von den Schornsteinen graue Schuttstreifen niedergingen über das Dach, daß die Schornsteine gebrochen und Giebelwände eingestürzt waren. — Was ist denn geschehen? Eine Beschießung? Auf dem Bahnhofe angelangt, hörten wir's: Ein großes Erdbeben in der vorigen Nacht!

Ich wollte die Reise unterbrechen, um die Schäden zu besichtigen, da hieß es, alle Häuser der Stadt seien verlassen, alle Hotels gesperrt, kein Fremder könne be-

herbergt werden, wo die Einheimischen unter freiem Himmel wohnen müssen. So bin ich weitergefahren bis ans Meer, aber doch schon am nächsten Tage zurückgekehrt, um die unglückliche Stadt zu durchschreiten. Als ich dreißig Jahre vorher, arm und fremd, aus meinen Bergen herabgestiegen war, hat Laibach mir das erste Obdach geboten. So ist sein Unglück mir jetzt doppelt nahegegangen.

Eine heiße Mittagstunde, vom Himmel fiel ein hartes Licht. Die Straßen staubig, schattenlos, menschenleer. Die meisten Häuser gassenseitig mit Warnstangen belehnt, ganze Gassen gesperrt, von Soldaten bewacht. Den Häusern merkte man sonst nicht allzuviel an, Schornsteinstümpfe, hie und da eingestürzte Giebelmauern, zerbrochene Scheiben, wohl auch ausgehobene Fensterstöcke, hie und da Wandspreizen, viel Ziegelschutt auf den Straßen. Das war von außen. Wer aber ins Innere der Gebäude einen Blick tat, der mußte fragen: Wie viele Tausend Tote? Man wußte in der Stadt nur von einem, und das war das Wunder. Eingestürzte Stiegen, Zimmerdecken, gewaltige Sprünge an den Wänden, schiefgedrückte Mauern, Trümmer und Schutt überall. Die Geschäfte geschlossen, die Gasthäuser menschenleer; Beamte, die den Schaden prüften, Feuerwehrmänner, Arbeiter, die Stützbalken einsetzten, belebten einzig die Räume. Die Fenster der verlassenen Häuser waren halb offen, man sah hinein, man sah an den Wänden die Kästen, die Bilder scheinbar in bester Ordnung, und daneben die geborstene Mauer. Mehrere Paläste, darunter die Burg, Ruinen, die nur noch auf das Wegräumen zu warten schienen. Die Gassen und Plätze der größten Zerstörung waren von Soldaten bewacht und die Leute durften in ihre eigenen Häuser nicht gehen. Andere Gassen schienen ganz unversehrt zu sein, doch die Menschen, die darin wandelten, hatten ver-

störte Gesichter; in vielen war die stumpfe Miene der Abspannung. Die Gärten waren überfüllt mit Zelten; Nothütten wurden geschlagen. Unter Bäumen standen Altäre, an welchen Gottesdienst gehalten wurde, denn die Kirchen waren verschlossen. Mehrere Kirchtürme, hieß es, hätten sich geneigt, Glocken waren herabgefallen. Später erfuhren wir, daß das Unglück weit größer war, als es damals aussah. Laibach nahezu entgründet, die Hälfte der Bevölkerung obdachlos.

Was mag da vorgegangen sein in dieser Osternacht? Was in den Wohnungen der friedlichen Schläfer? Was in den Spitälern? Was in den Gefängnissen? Und wie viele Tapferkeit! Ich kann die Erzählung einer jungen Bürgersfrau mitteilen, deren Gegenstand sich hundertfach wiederholt haben mag. — „Mein Mann," so erzählte sie mir, „war an demselben Abende in einer heiteren Gasthausgesellschaft gewesen. Die Magd hatte ich über die Nacht zu ihrer kranken Mutter gehen lassen. Ich war allein zu Hause, und nachdem die Kinder zur Ruhe gebracht waren, ging ich auch selbst ins Bett und muß bald eingeschlafen sein. Plötzlich erwachte ich und mein erster Gedanke war: Was nur mein Mann heute hat, daß er an der Tür so heftig rüttelt! Jetzt sehe ich, von der Straßenlaterne herein beleuchtet, wie der Kleiderkasten tanzt und das Muttergottesbild an der Wand auf und nieder schlägt. Ich springe aus dem Bett, da schleudert's mich an den Tisch hin und wieder zurück und von der Decke schüttelt es Sand herab. Ich stürze in das Nebenzimmer zu den Kindern, der dreijährige Knabe sitzt auf dem Kissen, lacht laut und ruft: Hops, hops, das ist lustig! Das Mädel kniet auf dem Bett, faltet die Hände, schaut mich starr an und kann nicht sprechen. Wie das Getöse vorüber ist, höre ich auf der Gasse lärmen: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! Ich

suche die Kinder um mich zu beruhigen, da kommt der zweite Stoß und ich höre, wie im ganzen Hause, neben mir, über mir die Wände krachen. Im Schlafzimmer prasselt es wie ein Donnerschlag, ist die Decke eingestürzt. In der Küche steht ein großer Kohlenkorb, in den werfe ich die beiden Kinder, Gewandzeug darüber, den Korb auf den Rücken, die Stiege hinab, und hinaus. — Gedacht habe ich nichts dabei, oder ich weiß nimmer, was. Dann habe ich mich gewundert, daß ich barfuß bin. Vor dem Hause begegnet mir mein Mann: Wo sind die Kinder? — Im Korb! — Dann ist's gut. Sei nur ganz ruhig, es ist nichts. Nur mitten auf die Straße, von den Häusern fallen überall die Ziegel herab. Wir gehen auf die Sternallee. Dort gehen wir auf und ab die halbe Nacht. Die Kinder sind still gewesen. Aber die vielen Leute! Und wie verrückt. Alle Heiligen angerufen, laut geweint, auch gelacht. 's ist nicht zu sagen, mir ist nicht anders, als wäre es ein Traum gewesen. Endlich dämmert der Morgen, mein Mann denkt ans Heimkehren in die Wohnung, geht nachschauen, kommt bald zurück: Bleiben wir lieber noch heraußen! Alle Türen offen, ich denke an keinen Dieb. Die Luft kalt, ich denke an kein Krankwerden, ich kann mich nicht erinnern, daß ich Angst gehabt hätte oder eine Sorge um die Kinder — gar nichts. Wir haben nur so hingewartet, was jetzt kommen wird."

Heldenhaft war das Verhalten eines Eisenbahnwächters auf der Strecke über das Moor. Es stürzte bei dem ersten Erdbebenstoße der Vorbau des Bahnwächterhauses zusammen und die Mauertrümmer fielen auf das Bahngeleise, auf dem der binnen kurzer Zeit zu erwartende Nacht-Kurierzug von Triest nach Wien fahren mußte. Der Wächter suchte schleunigst seine Laterne, um das Haltsignal mit

dem roten Licht geben zu können und den Zug vor einer Entgleisung zu retten. Die Laterne war unter dem Schutt begraben. Der Mann lief in größter Eile zum nächsten Wächterhause in der Richtung gegen Franzdorf, um dem Wächter zu sagen, daß er den Zug aufhalten möge, bis das Hindernis beseitigt sei. Er eilte wieder zurück, nahm zwei Arbeiter zu Hilfe, und es gelang mit großer Anstrengung, das Bahngeleise von den Mauertrümmern zu befreien, so daß der Zug mit kleiner Verspätung die Stelle anstandslos passieren konnte.

Erst nachdem dies geschehen, kümmerte er sich um seine Frau und Kinder, die sich bereits im Freien befanden, wobei er jedoch sein dreijähriges Kind vermißte, dessen Abwesenheit der fassungslosen, erschrockenen Mutter bis dahin gar nicht auffiel. In das halbzerstörte Häuschen zurückeilend, fand er das Kind in tiefem Schlafe und trug es hocherfreut zu den übrigen ins Freie. Im allgemeinen war eine dumpfe, phantastische Aufregung, die nicht zu beschreiben ist. Seltsame Auftritte, wie man sie nur noch in alten Chroniken beschrieben findet.

Den größten Schrecken brachte das Erdbeben überall dort, wo Tote lagen — aufgebahrte Leichen, die sich plötzlich bewegten. So war ein Mann aus Budapest nach Laibach gekommen zur Bestattung seines Vaters. Als er in der Nacht vor der Leiche stand, schlug diese mit den Füßen in die Luft, dann richtete sich der Oberkörper halb auf, um im nächsten Augenblicke mitsamt dem Sargbrette zu Boden zu kollern.

In den Kirchen tanzten die Kruzifixe, sprangen die Heiligen von den Wänden. Die Mönche, die Klosterfrauen flüchteten aus ihren Mauern und zogen laut betend durch die Straßen. Priester trugen die Hostie umher und er-

teilten dem Volke Generalabsolution, denn man glaubte, der Jüngste Tag sei gekommen. Nach alten Weissagungen soll er ja hereinbrechen an einem Ostertage. Gerüchte hatten sich erhoben: Da in Laibach sei noch nichts. Innsbruck sei zerstört, Troppau brenne, Triest liege im Schutt.

Trotzdem entwickelte sich das Leben weiter, und stellenweise war's, als schreite man durch ein Kriegslager. Da brannten lustige Feuer, an welchen man kochte. Man glaubt es nicht, wie rasch sich die Menschen den Verhältnissen anzubequemen wissen, wenn es sein muß. Frauen, die nur mit modernster Toilette auf die Gasse zu gehen pflegten, saßen hier in dürftigem Nachtgewande. Männer, die man sonst kaum ohne Frack und Glacéhandschuhe zu sehen bekam, liefen barfuß umher. Mancher hatte nichts als eine Bettdecke um den Leib geschlagen. Einen Herrn sah man in bloßer Gattie und auf dem Kopf einen Zylinder. So viel Trauriges und Drolliges durcheinander! — Plötzlich erhob sich zur Stunde meiner Anwesenheit in der Menge eine lebhafte Bewegung, aus den Häusern stürzten Leute, von den Dächern fielen Ziegel, rieselte Schutt. Erdstöße waren wieder gewesen. Immer und immer wieder Erdstöße! Im Freien merkte man sie kaum. Auf dem Boden trat es sich so sicher auf, wie immer, und doch sprach man von Rissen und Klüften, die sich stellenweise geöffnet haben sollten, von Flammen, die aus denselben hervorgebrochen wären in der Osternacht. So betäubt jäher Schreck die Vernunft und weckt die Phantasie.

Das Herz wurde mir schwerer von Stunde zu Stunde. Ich ging auf den Bahnhof, um mit dem nächsten Zug davonzufahren. Am Bahnhofe wurden eben Wände und Gewölbe gepölzt. Da hieß es plötzlich, der Zug komme nicht, er sei auf dem Karst in einem einstürzenden Tunnel verschüttet

worden. Ich eilte ins Telegraphenamt, um nach Hause zu drahten. Telegramme konnten nicht mehr angenommen werden; der eine sagte, weil man die Unmengen der Depeschen nicht überwältigen könne, der andere hatte gehört, es sei jede Leitung gerissen und also auch die letzte Verbindung mit der Welt abgeschnitten. Hingegen teilte mir der Beamte mit, daß eben die Hiobspost eingetroffen sei, Venedig wäre im Sinken, die halbe Stadt sei bereits unter dem Meere. Der Menschenandrang auf dem Bahnhofe, der Lärm, das Durcheinander war so groß, daß mit niemandem ein gelassenes Wort gesprochen werden konnte. Es waren auch meist nur slawische Laute, die man vernahm. Aber die Schreckrufe, das Weinen haben den gleichen Schall bei allen Völkern. Auch ich rannte planlos umher. In die Restauration wollte ich, um ein wenig Rast und Labnis zu suchen; an der Türe wurde ich zurückgewiesen und gleichzeitig flüchteten Männer und Frauen heraus, es krachte in den Wänden, es schwankte wieder der Boden. Nur einer stand ruhig mitten auf dem Platz, hielt ein uhrähnliches Instrument in der Hand und sagte kalt und geschäftsmäßig: „Der einunddreißigste Stoß. Ein Stoß dritter Ordnung."

Mein Lebtag habe ich mich nirgends so hilflos gefühlt, als zu jener Stunde. Zur Stadt der Waggons ging ich hinaus. Hunderte von Personen- und Frachtwaggons hatte die Südbahn zur Verfügung gestellt, sie waren alle überfüllt, manches Gelaß barg mehrere Familien mit den notwendigsten Geräten. Millionäre hatten kein anderes Heim als den Eisenbahnwaggon. Diese Waggons waren der sicherste Ort und sie hatten den Vorteil, daß sie fortgezogen werden konnten, wenn der Boden und die Stadt anhebe zu versinken.

Doch die Stadt Laibach ist nicht versunken, Venedig nicht zugrunde gegangen, Troppau nicht abgebrannt, Triest

nicht in den Schutt gefallen. Der Telegraph war nicht zerstört, der Eisenbahnzug nicht verschüttet. — Und alles kommt wieder in das Geleise.

Jedes große Unglück trägt den Keim zu neuem Glücke in sich. Die Stadt Agram ist seit dem großen Erdbeben (1881) ungeahnt schöner auferstanden, als sie früher gewesen. Laibach und die umliegenden Ortschaften, die schwer gelitten, sind nicht verlassen, und nach zehn Jahren, wenn wir durch die Straßen der krainerischen Hauptstadt spazieren, wird uns das Herz lachen ob der neuen schönen Gebäude, ob des Aufblühens dieses Gemeindewesens und — hoffen wir — ob der zurückgekehrten Eintracht zwischen den Bürgern. Deutsche und Slowenen, was soll das kindische Streiten! Ich glaube — vielleicht ist es nur eines Poeten Aberglaube — das Erdbeben hat die Herzen aufgerüttelt und die Menschen wissen nun wieder einmal, daß sie zusammengehören. Was die Sprache trennt, soll der Gedanke wieder einen. Das Äußere mag ein ungleiches sein, die Herzen sind alle gleich und näher miteinander verwandt, als die streitlustigen Leute es in guten Tagen wahrhaben mögen. Ein Laibacher hat mir damals strahlenden Auges erzählt: „Die Türen offen, die Habe auf der Straße, und kein Diebstahl! Auf einmal keine Feindseligkeit mehr zwischen Deutschen und Slowenen. Jeder steht dem nächsten bei, ohne auf seine Sprache zu hören oder nach seiner Abstammung zu fragen!" Sollten auch noch so viele Werke zugrunde gegangen sein, glückselig diese Osternacht, wenn sie solchen Segen gebracht hat!

O habt euch lieb,
Die Toten pochen laut in ihren Grüften!

Königin Elisabeth.

1896.

Noch einmal zurück nach Abbazia am Meere. Wieder eine Vorlesung im Hotel Stephanie. — Während derselben fiel es mir auf, daß im Zuschauerraum — gleich in der vorderen Reihe — jemand so herzlich lachte. Ein Kurortpublikum lacht sonst nicht so, wenn ihm auf echt stoansteirisch Bauernhumor in den Alpen vorgetragen wird. Darum wunderte mich das freie, natürliche Auflachen einer Zuhörerin.

Als ich nach Abschluß der Vorlesung, wie gewohnt, rasch meiner Wege gehen wollte, fiel mir vom Zuschauerraum her ein gehobener Arm auf, der über den Köpfen mir zuwinkte. Direktor Silberhuber war's, der gute Geist von Abbazia. Er bedeutete mir mit heftigen Gebärden, über das Trepplein abzusteigen in den Zuschauerraum und führte mich sofort zu einer Dame, die schon herantrat, mir die Hand reichte und in guten Worten dankte für die Vorlesung. Auffallend war's, daß das Publikum nicht davonging, sondern unbeweglich und schweigend, wie versteinert, im Hintergrunde stehenblieb. In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ja zur Zeit das rumänische Königspaar in Abbazia weile, möglicherweise war es eine Hofdame, die da so freundlich mit mir sprach. Nur daß die Dame keine jener banalen Fragen an mich stellte, wie das bei hohen Herrschaften, die für jeden ein höfliches Wort in Bereitschaft haben müssen, kaum anders möglich ist. Wir vertieften uns sofort in ein Gespräch über literarische Angelegenheiten und dabei kam mir zum Bewußtsein, dieses eigenartig schöne Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben. War mir nicht ein paar Jahre

früher, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, ein Bild zugekommen mit der Inschrift „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb" —? War dieses Bild nicht das Porträt der deutschen Dichterin Carmen Sylva? Und war Carmen Sylva nicht die Königin von Rumänien? — Dieses alles schoß durch meinen Kopf, während die Dame mit mir sprach über meine Werke, über die Art dichterischen Schaffens, über das Glück und Leid poetisch veranlagter Naturen, und endlich inniger Art die Bemerkung machte, nicht in hoher gesellschaftlicher Stellung läge das Glück, wohl aber in der Fähigkeit, Welt und Leben mit dem glühenden, zweifelnden, streitenden, hoffenden und jauchzenden Poetenherzen betrachten und fassen zu können. So ähnlich war ihr Ausspruch und jetzt wurde es mir klar: Sie ist es! Die Königin!

Nachdem wir im Angesicht des ehrerbietig lauschenden Publikums an zwanzig Minuten so gesprochen haben mochten, hatte ich das Gefühl: Wir wären ein seltsames Beobachtungsobjekt für die Zuschauer, und der Königin, die von der Vorlesung ohnehin ermüdet sein mußte, könnte das Stehen beschwerlich werden. Ich sagte daher plötzlich meinen Dank für die hohe Auszeichnung, — und wir gingen auseinander.

Später ward es mir deutlich, hiermit wieder einmal einer Reihe von Ungehörigkeiten mich schuldig gemacht zu haben: Kein Frack, kein Handschuh, keine der Allerhöchsten Frau geltende Ansprache bei der Vorlesung, und jetzt —? War es nicht gerade, als ob ich die Königin entlassen hätte, wie wir so mit einem Händedruck auseinandergingen? — Vor der Hofsitte könnte für mich kein Bestehen sein. Doch der Gedanke, daß diese Frau keine gewöhnliche Königin ist, sondern eine Dichterin, die des Lebens Tragik erkennt und in ihr leidet, die im Individuum nicht den Untertan oder den Diener sieht, sondern den ringenden, zagenden, leidgeborenen,

kindisch hintaumelnden Mitmenschen — dieser Gedanke hat mich beruhigt, gerechtfertigt, und die Königin hat dem Waldpoeten alles freundlich verziehen.

Eine Einladung für den nächsten Tag in die Villa Angiolina, wo eben auch das Königspaar wohnte, habe ich nicht annehmen können, weil die Heimreise unaufschiebbar war, doch bin ich dem Wunsche Ihrer Majestät, eine zweite Vorlesung in Abbazia zu halten, eine Woche später nachgekommen.

Als ich nun das zweitemal hinabkam an den einzig schönen Strand unseres Meeres, da wurde ich in die Villa Angiolina geladen. Es war wenige Stunden vor der Vorlesung. Beim Eintritte sagte ich mir: Nun nimm dich aber einmal zusammen! Wenn du auch Poet bist, alles geht doch nicht. Du nimmst dir ja auch sonst nichts heraus, und hättest wahrlich nicht das mindeste Recht dazu. Also denke, daß du jetzt ins Königsschloß gehst! Denke, was solche Herrschaften an Art, Auftreten und Höflichkeit gewohnt sind. Gib ihnen das Ihre, und du gibst ihnen nicht mehr als anderen, mit denen du nach der Sitte ihrer Kreise verkehrst. — Drei Diener nahmen mir Hut, Stock und Überrock ab, einer führte mich in den ersten Stock hinauf, in ein kleines Zimmer mit Schreibtisch und Büchern. Man bittet einen Augenblick zu warten, die Majestäten hätten eben den Herzog N. N. an den Hafen begleitet und würden bald erscheinen. Ich betrachtete die bürgerliche Einfachheit des Gemaches — es war das Arbeitszimmer der Königin. Ich stand am Fenster und schaute hinaus aufs Meer und auf den blühenden Rosengarten, wo einen Tag früher ein kleines Mädchen auf die promenierende Herrscherin zugegangen war und ihr eine Blume überreicht hatte mit den Worten „Guten Morgen, Frau Königin!" — Wie es im Märchen steht. — Nun sah ich vom Hafen

heran die Herrschaften nahen. Ich glaubte die Königin zu erkennen, den König hatte ich noch nie gesehen. In demselben Augenblick trat jemand zur Türe herein, rasch auf mich zu: „Nicht wahr, Herr Rosegger? — Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“ — Wer war das wieder? Ein Hofbeamter? Im einfachen, dunkelgrauen Zivilgewand, mit dunklem, gestutztem Vollbart, Adlernase, hoher Stirn und schlicht gekämmtem Haar. — Der König? — Ich war geradezu in die Lage versetzt, fragen zu müssen: „Majestät?“

„Ich werde heute auch in Ihre Vorlesung gehen,“ sagte er. Sein Blick war scharf, ernst, in seinem Gesichte glaubte ich ein ganz leichtes Zucken zu bemerken, vielleicht ob der etwas drolligen Situation, daß gleichsam ein fremder Mensch in seinem Hause ihn empfängt!

Ich äußerte mein Bedenken darüber, ob die obersteierische Bauernmundart den Allerhöchsten Herrschaften wohl nicht zu weitab läge?

„Ich werd' sie schon verstehen,“ sagte er, „ich bin ja viel in den Alpen herumgekommen, in Tirol, in der Schweiz, und habe mit Bauern verkehrt. Ich freue mich, Sie zu hören. Die Königin hat mir schon erzählt.“

Als hierauf die Königin eintrat, schritt der König ins Nebenzimmer, die Türe blieb halb offen.

Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch so schlicht, so mild! Ihr wohlgefärbtes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ich habe ihr das meine gerne aufgeschlossen. Ihre Poesien und meine Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Und nun begann

ein Gespräch, wie ein gekröntes Haupt mit mir noch nie gesprochen. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der Dichterin.“ Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat“ einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um die Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind.“

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher tun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. Ich halte mich nicht für berufen, den Inhalt dieser Schöpfungen anzudeuten, auch nicht, die Art des Vortrags zu beschreiben, ich sage nur, es war für mich eine Stunde poetischen Genusses und wahrer Erbauung. — Wohl auf hoher Warte muß man stehen, um Welt und Leben so ernst und tief zu fassen, als es Carmen Sylva kann. Bei einigen dieser Poesien hielt es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen gibt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder“ uns so bewegend verklären. Vorwiegend aber sah die hohe Frau die Tragik des Lebens. — Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu erraten und

bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuß Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen ‚Regenschirm' habe ich einen solchen gefunden."

Darauf mein Geständnis, daß ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche, daß man zu sehr auf das Publikum Rücksicht zu nehmen habe, welches sich leichthin unterhalten will.

„Ich liebe das Ernste," versetzte die Königin, „ich weiß, daß Sie zum Beispiel in den ‚Gottsucher' Ihre ganze Seele gelegt haben, ich liebe dieses Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir so wohl getan. Ach, wie sehr bin ich Ihnen dankbar."

„So möchte ich doch heute abends eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen."

„Ach nein," sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzter Zeit so sehr angestrengt, daß die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort."

Auf meine Bemerkung, daß es für die hohen Herrschaften wohl nicht angenehm sein dürfte, überall, wo sie sich ungeniert ergehen wollen, von einem neugierigen Menschenschwarm umgeben und verfolgt zu sein, sagte die Königin: „Ach, hier ist man ohnehin so liebenswürdig, so freundlich und aufmerksam, wir freuen uns der guten Menschen."

Dann kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Als wir von den Mysterien und Sym-

bolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol, und nichts, als ein Symbol. Die schwerste Prüfung des Lebens ist die Krone. Wenn man die Not des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichtum ist groß genug, zu lindern! Das ist hart. Da möchte man am liebsten gleich selber unter die Armen gehen und mit leiden helfen." Bezeichnend war ihr Ausspruch über die Bestrebungen der Sozialdemokraten: „Es soll uns ja freuen, wenn sie uns die Sorge aus der Hand nehmen und sich selbst emporbringen wollen. — Ach, die Menschen, man muß sie lieb haben, weil sie so ringen, so hoffen, so zweifeln und so leiden!"

Längst hatte ich auf mein Vornehmen besonders höflicher Ausführung vergessen, und wer es war, der da vor mir saß. Ich sagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Ansichten, die so hoch oben sonst nicht immer gerne gehört werden. Ich war gerührt von dem schlichten Freimute ihres Wesens. Ja, das war eine weltüberlegene und menscheninnige Frau, und so habe ich auch vergessen, die Ansprache „Majestät" zu gebrauchen, oder habe sie im Sinne als für seelische Würde gebraucht.

Was nun an demselben Abende die Vorlesung anbelangt, so sei zugestanden, daß mir recht besonders daran lag, das eine Türlein aufzumachen in das Volksherz hinein, und in die Winkel, die man selten sieht. Doch offen gesagt, ich war noch zu bewegt von den Eindrücken, die so unmittelbar vorausgegangen, ich hätte der gekrönten Sängerin lieber zugehört, als vorgelesen.

Wenn man nun von dieser lichtvollen Erscheinung ein zusammenfassendes Wort sagen sollte, vielleicht wäre es dieses: Eine Frau voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demut.

Die Heilandskirche.

1900.

Wie es gekommen, daß „der Katholik Rosegger den Protestanten zu Mürzzuschlag in der katholischen Steiermark eine evangelische Kirche gebaut hat?" hörte man oft fragen.

Diese Frage ist leicht zu beantworten, doch muß vor allem gesagt werden, daß ich die evangelische Kirche nicht „gebaut habe", sondern nur durch günstige Umstände beitragen konnte, daß sie entstanden ist. — Die Grundursache lag in der religiösen Bewegung der Zeit, von der auch solche erfaßt wurden, für die keine Kirche da war.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die evangelische Bewegung in Steiermark, die sich um das Jahr 1897 erhob, vielfach nicht religiöse, sondern nationale Gründe hatte. Für mich waren die religiösen Verhältnisse bestimmend.

Seit der Reformationszeit waren in Obersteiermark die Evangelischen nie mehr ganz verschwunden. Besonders auch in den Gegenden der oberen Mürz hatten sie sich erhalten, obschon die längste Zeit ohne kirchliche Organisation, ohne Kultus. Von den niederösterreichischen evangelischen Nachbargemeinden Naßwald und Mitterbach, an die sie sich wohl teilweise angeschlossen haben mochten, trennte sie eine zu große Entfernung. Die steirischen evangelischen Gemeinden waren noch weiter entfernt. In ihren entlegenen Kleinbauern-, Hirten- und Holzknechthütten pflegten die armen Familien ihren Glauben in langen Zeitläuften heimlich doch um so inniger. (Seit 1861 erst genießen die Evangelischen in Österreich die Gleichberechtigung mit der römisch-katholischen

Kirche.) Hernach als im Tal die großen Eisenwerke und andere Industriestätten entstanden, deren Gründer und Besitzer zumeist Reichsdeutsche waren, als mit diesen auch evangelische Arbeiter ins Land kamen, und als endlich die religiöse Bewegung unser Land erreichte, da war die Zeit gekommen zur Sammlung der weitverstreuten evangelischen Bekenner in dieser Gegend. Auf Bemühen der Evangelischen kam aus Württemberg ein Pastor, Adolf Kappus, nach Mürzzuschlag, als dem passenden Mittelpunkt; und dieser Mann, mit klarem Wollen und frischer Tatkraft ausgestattet, begann ein segensreiches Arbeiten für die Gemeinde, in welcher ihm die Werksbesitzer und besonders auch die Arbeiter, die entlegenen Gebirgsbewohner mit opferwilligem Vertrauen entgegengekommen sind. Aber die Hauptsache, die Erfüllung des Herzenswunsches, stand noch in weitem Felde; die Erbauung einer Kirche. Die größtenteils arme Gemeinde allein konnte nicht daran denken, eine solche zu stiften. Pastor Kappus hielt, ein wahrer Wanderprediger, einmal weit unten in der Stadt Bruck seinen Gottesdienst, einmal ganz oben im Hochgebirge, dann wieder in Mürzzuschlag selbst. Hier waren es die Turnhalle, der Kursaal, der Kindergartensaal, die zeitweise überlassen werden konnten. Es traten immer wieder Hindernisse auf, obschon von einer Opposition von seiten der katholischen Bevölkerung gegen die junge Gemeinde allerdings nichts zu spüren war.

Ein Jahr vorher hatte es im Mürztale Kirchenstreit gegeben. Bei Kindberg auf einem Hügel steht die alte St. Georgen-Kirche. Sie ist Privateigentum eines evangelischen Gutsbesitzers, dessen Hof unmittelbar hinter der Kirche steht. Die katholische Pfarre Kindberg hat seit alters her das Recht, in dieser Kirche jährlich mehrmals Gottesdienst zu halten, doch geschieht das fast nie, da ohnehin zwei katho-

lische Kirchen in nächster Nähe sind. Die etwas entlegene St. Georgen-Kirche steht unbenützt da. Als nun im Mürztale sich eine evangelische Gemeinde zusammenfand, die keine Stätte hatte, um ihren Gottesdienst halten zu können, stellte der evangelische Eigentümer diese Kirche zur Verfügung, daß darin das Evangelium gepredigt werden könne. Das geschah einmal, dann klagte die katholische Kirche bei Gericht. Sie habe das Recht, in der Georgen-Kirche jährlich sechsmal Gottesdienst zu halten und dürfe deshalb auch die übrige Zeit den evangelischen Kultus darin nicht dulden, weil er die Kirche entweihe und sie dann nicht mehr ihren katholischen Gottesdienst darin halten könne. Das Landgericht entschied zugunsten der Evangelischen, aber die oberste Instanz erklärte endgültig, daß der Eigentümer der Kirche nicht das Recht habe, sie seinen Glaubensgenossen für die Zeit, da sie von den Katholiken unbenützt bleibe, zur Verfügung zu stellen. Denn durch die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes würde die Ausübung des katholischen in derselben unmöglich, die katholische Kirche also in ihrem Rechte gestört.

Zu jener Zeit war schon von dem Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag die Rede, doch schien es eine Weile, als sei der Ausgang des Kindberger Prozesses dafür bestimmend. Und ich glaube, daß, wenn die katholische Kirche jene auch in anderen Ländern vorkommende Duldung geübt und das Georgen-Kirchlein den Evangelischen zeitweilig oder ganz überlassen hätte, in Mürzzuschlag heute die schöne Heilandskirche nicht dastünde. Eins ergibt sich aus dem andern.

Als ich nun hier — in der Nähe meines Wohnortes — einerseits das begeisterte Bemühen der Leute sah, zu einem Gotteshause zu kommen, andererseits die großen Widerwärtigkeiten, da dachte ich, ob man denn nicht irgendwie

helfen könnte. Und fiel mir ein, daß man draußen im Reich die evangelische Bewegung mit großem Interesse beobachte und daß ich dort Freunde hätte, die meiner Waldheimat stets eine warme Neigung entgegenbringen. Wie wenn ich mich an die Evangelischen des Reiches wendete, um sie zu bitten, ihren Volks- und Glaubensgenossen an der Mürz eine Kirche bauen zu helfen? Im Einverständnis mit der Gemeinde, oder vielmehr der evangelischen Vereinigung, habe ich also einen Aufruf verfaßt zur Geldsammlung für eine Heilandskirche in Mürzzuschlag. Der Name Heilandskirche war mir eines Tages in den Kopf gekommen und ist nachher von der Gemeinde angenommen worden.

Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

An unsere Freunde im Reich.

Mit dankbarer Freude der Teilnahme gedenkend, die wir Deutsche in den Alpen oft von euch erfahren, komme ich heute mit einem besonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist größtenteils katholisch, doch lebt — besonders im Mürztale — unter den Katholiken zerstreut eine Anzahl evangelischer Christen, teils noch aus der Reformationszeit stammend, teils seither aus Deutschland eingewandert, oder in neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitsammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, sie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienst, lebten für sich so dahin, in der Gefahr sich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottessehnsucht unserer Zeit hat auch diese Einsamen erfaßt, es überkam sie das Heimweh nach einem christlichen Gemeinleben. So haben sie nun aus Deutschland einen evangelischen Geistlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer tätig ist, die im Mürztale und Umgebung lebenden 500 Protestanten zu einem Gemeinwesen zusammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Täler und Wälder, steigt auf Alpenhöhen, um die einschichtigen Bekenner aufzusuchen. Er unterrichtet die evangelische Jugend, predigt den Erwachsenen, tröstet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, daß es sich hier nicht etwa um eine politische

Propaganda handelt, vielmehr um eine große sittliche Aufgabe für die einzelnen und die Gesellschaft. Hocherfreuend ist es ja, daß die Menschen sich abzuwenden beginnen von dem seelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur christlichen Botschaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Konfessionen doch auch hier friedlich nebeneinander bestehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Also ist in dem waldumkränzten Tale die junge evangelische Gemeinde in bester Bildung begriffen. Die Leute schicken sich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es ist keins vorhanden. Es fehlt der sichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine solche soll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürztales, im herrlich am Fuße des Semmering gelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Dort, von freier Anhöhe aus soll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpentäler. Die zum Teile sehr armen Gemeindegenossen, aus Holzknechten, Almern und Waldarbeitern bestehend, sind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden steuern kräftig bei, auch der Evangelische Bund wird Mithilfe leisten, allein — das will noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht sein soll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem christlichen Gewissen vereinbar, den evangelischen Stammesgenossen bei ihrem Kirchenbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuschlag. Zu euch ins gesegnete Deutsche Reich komme ich mit allem Vertrauen; ihr habet Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlassen. Ich bitte euch, ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu diesem Kirchenbau im Waldlande für euere Glaubensgenossen. Ihr habet ja gewiß auch schon erfahren, daß alles, was im Sinne des Christentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt.

Peter Rosegger.

In der Waldheimat, Anfang des Jahres 1900.

Gaben sind zu senden an den Herrn Adolf Kappus, evang. Vikar in Mürzzuschlag, Steiermark. Der Empfang wird in der Berliner „Täglichen Rundschau" bestätigt.

Am 2. Jänner desselben Jahres habe ich den Aufruf an 72 unterschiedliche Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und der Schweiz geschickt. Am 6. Jänner als dem Feste der heiligen drei Könige, kamen aus dem Norden bereits die ersten Gaben. Es waren drei Spenden schlichter Leute aus dem Volke — uns muteten sie an wie die Opfergaben der Hirten an das Jesukind. Und dann begannen sie zu rieseln, zu fließen, zu strömen, die Silber- und Goldbäche von allen Seiten her über alle Erwartung. Selbst aus Amerika, aus der Türkei sind Spenden gekommen, manche Post brachte auf einmal Dutzende von Briefen und Anweisungen, die Beträge meistens begleitet von glühenden Worten des Glaubens, der Liebe, der Freude. Die kleinste Gabe, eine Mark, kam aus Königsberg von einer armen Dienstmagd, die größte, sechstausend Kronen, von einem treuen Mann aus Koblenz. Beide Gaben sind gleich gewesen vor dem Herrn. — Mein Aufruf war es aber nicht allein, der die Früchte trug. Vikar Kappus hatte gleichzeitig einen die Verhältnisse näher beleuchtenden warmen Aufsatz versandt, er hatte in verschiedenen Blättern Deutschlands Stimmung gemacht für die Heilandskirche, er hatte seine Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten geltend gemacht und für die Sache im Reiche Vorträge gehalten. Diese Tätigkeit des eifrigen Mannes durfte nicht übersehen werden, wenn man staunend sich des Erfolges freute. — Auffallend viel ist uns aus Sachsen, Thüringen und der freien Schweiz zugegangen. Vereine sammelten, Zeitungen sammelten für unsere Heilandskirche, aus Schulen, aus Krankenhäusern kamen Spenden. Arbeiterfamilien, wie fürstliche Personen gaben. Der evangelische Bund förderte das Unternehmen mit ausgiebiger Beihilfe. Besonders viele Spenden kamen aus evangelischen Pfarrhäusern; doch auch Katholiken,

obschon bei diesen prinzipiell nicht gesammelt wurde, trugen hochherzig bei, — nicht zu Trutz, nur zu Liebe. Einzelne Personen, die nicht mit Gütern gesegnet sind, verkauften Bücher, Bilder und manchen Hausrat, um für die Heilandskirche Geld schicken zu können. Ein mittelloser Künstler schickte ein selbstgemaltes Bild, daß wir es verwerten sollten. Aus Bochum kamen von einem Ungenannten monatlich 5 Mark, wahrscheinlich aus einem geringen Monatsgehalt. Aus Basel schickten drei Kinder 15 Franken, die sie vom Onkel für einen Osterausflug erhalten hatten. In einem Orte Thüringens verordnete ein Knabe auf dem Sterbebette, daß der Inhalt seiner kleinen Sparbüchse für die Heilandskirche in Mürzzuschlag gespendet werde. Eine arme kranke Frau schickte für die Heilandskirche ein Altartuch. Andere machten sich schon erbötig, einzelne Teile der Kircheneinrichtung zu stiften. — In wenigen Monaten war das sehr ansehnliche Kapital von mehr als 60000 Kronen für die Heilandskirche beisammen.

In Mürzzuschlag, in der nächsten Nähe des Ortes, auf einem Hügel, von alters her der Ölberg geheißen, ist ein überaus schöner und passender Platz für die Kirche erworben worden. Nachdem die junge evangelische Pfarrgemeinde Mürztal von der Regierung sanktioniert worden war, wurde am 17. Juni — also kaum ein halbes Jahr nach Beginn der Sammlung — in Gegenwart geistlicher Würdenträger vom Superintendenten Herrn Winkler aus Ariach in Kärnten (evangelischem Bischof für die österreichischen Alpenländer) der Grundstein zur Heilandskirche mit großer Feierlichkeit gelegt. Viele Hunderte von Menschen, davon mindestens die Hälfte Katholiken, wohnten dem stimmungsvollen Feste bei, die Katholiken nicht mit geringerer Andacht und Ehrerbietung als die Evangelischen.

Am 18. November 1900 ist die Heilandskirche eingeweiht worden.

Die Kirche ist 25 Meter lang und 15 Meter breit, recht stattlich und würdig. Der gotische Bau mit seinem schlanken Turm leuchtet hinaus in das Fröschnitztal bis zu den Höhen des Semmerings, in des Mürztales waldreiche Berge und in das Neubergertal, wo die Felsen gegen Himmel ragen. Vier helle Glocken klingen über Berg und Tal und sollen — wie ich hoffe — mit dem Geläute der katholischen Kirche zu Mürzzuschlag keine üble Harmonie geben. Ich sehe im neuen Gotteshause nicht eine „protestantische", nur eine christliche Kirche. —

Für mich ist es eine Freude, daß meine geringe Mitarbeit zur Heilandskirche so reich gesegnet worden. Weil es aber nicht alle Tage vorkommt, daß ein Katholik für ein evangelisches Gotteshaus Steine trägt, so habe ich mir auch ein kleines Denkmal dessen ausgebeten. Ich bin ein Freund der Marien-Minne, und weil Maria, die Heilandsmutter, ja doch auch eine evangelische Person ist, so habe ich gesagt zu den Evangelischen im Mürztal: Wenn ich mittue, so müsset ihr mir ein schönes Marienbild in die neue Kirche stellen. Man will das Bild der Mutter, die einen solchen Sohn geboren, bisweilen mit Blumen schmücken und man will der Johannes sein, zu dem der Herr am Kreuze gesprochen: Siehe deine Mutter! — Also ist das rührend schöne Defreggerbild, die heilige Familie, unter des Meisters Leitung von einem seiner talentiertesten Schüler reproduziert, für die Heilandskirche gestiftet worden. — Wenn nun auch meine katholischen Landsleute, die Bauern und Holzer und Halter, die Eier- und Hühnerträgerinnen aus dem Jakellande, vom Gebirge kommen und vorübergehend einen scheuen Blick werfen in die Kirche, so sollen sie ein wenig an-

geheimelt sein von diesem Bilde und sollen bei den zwei christlichen Bekenntnissen denken nicht an das Trennende, nur an das Einigende. —

Um diese Zeit waren auch die Seelen meiner Kinder aufgerüttelt worden und sie fragten sich: Was bist du? Was willst du sein? Die Zeit heischte Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Freimut nach außen hin. Sie wollten es und sahen, ihr Empfinden und Denken stand näher dem deutschen Evangelismus als der römischen Kirche. Mein religiöses Fühlen fand sich stets daheim in jeder christlichen Kirche, unter Umständen auch außerhalb einer solchen, ich konnte stehen bleiben wo ich stand. Und so sind in unserer Familie die Eltern „katholisch", die Kinder „evangelisch", und es ist im Hause der denkbar größte religiöse Frieden. Könnte das nicht auch in der großen Familie des deutschen Volkes so sein?

Die Waldschule.

1902.

„Mariel — Hansel!" ruft die Mutter schon seit fünf Minuten an den Bettchen der Kinder. Sie soll diese Kinder wecken für den Schulweg, aber sie ruft es so flüsternd, so ängstlich, um mit ihren Weckrufen die Kleinen aus dem süßen Schlafe am Ende doch nicht zu — stören. Aber es ist sechs Uhr, die Not gebietet der Liebe. „Mariel! Hansel! Auf! Es muß sein!" Derb muß sie an der Decke rütteln, bis die Kinder wimmernd erwachen. Ganz schlaftrunken müssen sie aus dem warmen Nest in die spröden Kleider, sollen dann ihr kleines Frühstück verzehren, aber der Schlaf wäre viel süßer als die Milchnocken. Dann die Schulsachen in den Zegger, die zwei Stück Brot als Mittagsmahl dazu, dem Knaben noch den Wettermantel des Vaters umgehangen und dem Mädel das große, alte Wollentuch der Mutter und hinaus in die dunkle, kalte, stöbernde Winterfrühe! So weit die Mutter in der blassen Dämmerung den Kindern nachblicken kann, tut sie's. Sie empfiehlt ihre kleinen Lieblinge in den Schutz Gottes — man weiß nie, wenn sie so mühsam fortstapfen im tiefen Schnee, ob sie wieder heimkommen!

Denn die Schule liegt hinter dem Bergjoch in der Waldwildnis drüben; an zwei Stunden werden sie zu tun haben, wenn Wind und Schneetreiben heute überhaupt den Übergang nicht unmöglich macht. Zehn Stunden dann der Erwartung und Angst, bis sie zur Abenddämmerung voller Schnee und Hunger doch wieder, aber erschöpft nach Hause kommen.

Das war ein Schultag in Krieglach-Alpel — ein gewöhnlicher, keiner von den besten, keiner von den schlimmsten! Es kam vor, daß die Schulkinder unterwegs zu den Schülern von weitzerstreuten Nachbarhäusern stießen; wenn aber die meisten schlechten Wetters wegen daheim blieben, dann mußten die paar Kindlein allein vorwärts durch den Wald, über die Schluchten, über die sturmumbrauste Höhe, jenseits über kahle Blößen und Buschbestände hinab den Weg zu finden suchen, bis sie glücklich das einsame Schulhaus erreicht. Es war einmal, daß die Kinder nicht nach Hause kamen in der Abenddämmerung, daß man ihnen entgegengehen mußte mit Schneeschuhen und Schaufeln und daß man sie fand unter Baum oder Busch enge aneinandergeschmiegt und mit wirbelndem Schnee bedeckt — zum süßen Hinüberschlafen.

Unter sotanen Umständen war es kein Wunder, daß die meisten Familien ihre Kinder nicht in die Schule schickten, auch solche, die den Wert der Schule eingesehen hatten.

So war es in der weitum zerstreuten Ortschaft, die von dem verkehrsreichen Mürztale stundenweit entfernt hoch oben im Gebirge zwischen großen Wäldern liegt.

Es war in früheren Jahren erfolglos versucht worden, dieser Gemeinde eine Schule zu schaffen. Nun begann ich neuerdings Mittel und Wege zu suchen, meinen Heimatsgenossen eine ordentliche Volksschule zu stiften.

Und mein Bemühen war gesegnet. Bald war ein passender Bauplatz gefunden, ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde, auf sonniger Matte am Waldrand, bei den frischen Wässern des Tales, aber geschützt vor Überschwemmung und Sturm. Ein Fahrweg aus Krieglach führte nahe vorbei und die Poststraße ist eine Viertelstunde weiter oben an der Berglehne. Ein hochherziger Anrainer hatte das Bauholz zugesichert. Die

„Waldheimatgesellschaft“ in Mürzzuschlag sollte einen bedeutenden Teil der Baukosten decken. Ein uneigennütziger Baumeister war auch gefunden. Eine Großbuchhandlung im Deutschen Reich hatte die passende Schulbibliothek zugesagt. Das weitere lag noch auf meiner Schulter.

Da hub ich an — nach Geld zu streben.

Und ein Jahr später weihten wir es ein, das Waldschulhaus in Alpel. —

Weil mir die Sache große Freude macht, so darf ich doch noch ein wenig davon plaudern.

Von Krieglach im Mürztale aus die waldreiche Alpsteigstraße gewandert kommt man nach zwei Stunden zu dem Kreuze auf dem Höllkogel-Passe, wo von der Straße zur Rechten ein Weg abzweigt, der durch hohen Wald talwärts führt und nach zwanzig Minuten in ein enges Wiesental ausmündet, das von klaren Bächen durchrauscht und von dunklen Waldbergen umgeben ist. Der Wanderer, der etwa des Weges kommt, hört in den Wipfeln ein Glöcklein hallen. Es ist Mittagsstunde. Der Weg biegt um eine Böschung und knapp vor uns, links in der sachte aufsteigenden Wiesenmulde steht ein stattliches Haus im Salzburger Stil, über Steinsockel aus Holz gezimmert, mit rötlichen Wänden und grünen Fensterbalken. Es steht auf ebenem Platz behaglich da und lacht mit seinen spiegelnden Fenstern freundlich übers Tal hin. Von seinem Giebeltürmchen kommt der Glockenklang. An der Giebelwand steht das Wort „Waldschulhaus“ und über der Eingangstür, zu der einige Stufen hinanführen, die Inschrift: „Dieses Haus wurde im Jahre 1902 aus Liebesspenden erbaut und zur Lehr und Ehr den Bewohnern der Waldheimat gewidmet.“ Durch die feste Tür treten wir ins geräumige Vorhaus, wo uns an der Wand ein Spruch grüßt:

„O Waldheimat traut,
Von Ahnen bebaut,
Von Kindern betreut,
Von Enkeln erneut:
Gott segne dein Erdreich,
Gott segne den Fleiß,
Erleuchte den Landmann,
Auf daß er es weiß,
Und oft bedenkt
Und nimmer vergißt,
Wie treu und heilig
Die Heimat ist."

Links die Tür zum vierfensterigen, sonnseitig gelegenen Schulzimmer, mit allem Zugehör versehen, für vierzig Kinder eingerichtet. Daneben ein Raum für Lehrmittel und die Volksbibliothek, der fast reichlicher als manche Stadtschule ausgestattet ist. Rechts vom Vorhause die Lehrerwohnung mit Küche, Vorratskammer und drei Zimmern, wovon sich eines im Dachraume befindet. Alles durch die Güte eines Berliner Hauses gediegen und geschmackvoll eingerichtet. Ein zweites großes und lichtes Zimmer im Dachraume ist für den müden Wanderer bereit.

Das Haus, obschon an 1000 Meter hoch gelegen, ist geschützt vor Wind und Sturm und hat trotz der nahen Berge viel Sonne. Drei Täler laufen in diesem Wiesenkessel zusammen, jedes bringt seinen lustigen Bach aus den hinteren Waldgegenden herab und durch jedes führt ein Weg hin zu den weitum verstreuten Bauernhöfen, Jägerhäusern, Holzknecht- und Köhlerhütten.

Am 28. September 1902 vollzog sich auf der sonst so einsamen Waldstraße nach Alpel eine Völkerwanderung. Fußgeher in Reihen und Gruppen, Bauernkarren und Herrenwägen in langen Schneisen bewegten sich hinan, heiter und

froh unter der Herbstsonne, die von leichten Wolkenzügen manchmal flüchtig verdeckt war. Diese Menschenwanderung strebte dem wiesenfrischen Alpentale zu und hielt vor dem Waldschulhause. Das war mit Fahnen geschmückt, und im leichten Winde flog von den Birken und Ahornen manches gilbende Blatt über seinen Giebel.

Nachdem am 5. Mai des gleichen Jahres der Grundstein gelegt worden war, sollte an diesem Herbsttage das Schulhaus eingeweiht und eröffnet werden. Die Bewohnerschaft der Gegend war da und umlagerte das Schulhaus in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Manchem fiel eine weiß-rote Fahne auf, die am gegenüberstehenden Berghange auf Mattengrün einsam wehte. Die Kinder, in ihren dürftigen Kleidlein, aber reinlich herausgeputzt und mit Feldblumen geschmückt, standen in der vorderen Reihe. Bei der Schlußsteinlegung deutete der Erbauer mit dem Spruch: „Beständiger Wille führt zum Ziele", auf die langjährige Bemühung hin, die endlich mit einem Male Erfolg hatte. Dann war die kirchliche Einweihung, ein Weihegesang der Krieglacher Kapelle und die Übergabe des Schüssels, den der Bauherr mit einem Danke an den uneigennützigen Baumeister entgegennahm. Den Schlüssel hielt der „Bauherr" nicht lange in der Hand. Kaum eine Viertelstunde lang war er Eigentümer des schönen, fertigen Hauses, und auch in dieser Viertelstunde wohnte er nicht darin, sondern stand vor dem Hause der Menschenmenge gegenüber und sagte:

Geehrte Anwesende!

Liebe Freunde!

Heute ist ein Freudentag, den ich nicht mehr hoffte zu erleben. Ein Jugendideal, das mich seit fünfzig Jahren begleitet hat, ist in Erfüllung gegangen. Krieglach-Alpel hat eine Schule und ein Schulhaus. Ein kurzer Rückblick auf die Schulverhältnisse von Alpel

wird meine Freude recht verständlich machen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat diese Gegend nie eine Schule gehabt. Im Revolutionsjahre 1848 kam ein alter Schullehrer, der wegen eines Konfliktes mit der Kirche existenzlos geworden war, nach Alpel und machte den Bauern den Vorschlag, gegen Kost und Dach ihre Kinder zu unterrichten. Das ist angenommen worden und der arme Mann, Michel Patterer war sein Name, hat in den verstreuten Bauernhäusern herum, wo die Kinder zusammenkamen, Schule gehalten. Wir Alpelkinder haben von Michel Patterer nicht bloß lesen und schreiben gelernt, sondern auch Rechtschaffenheit und Wohlwollen für die Menschen. Dort drüben am Berghang, wo heute eine Fahne weht, ist ein kleines Haus gestanden, in welchem Michel Patterer zuletzt Schule gehalten hat, und dort ist er auch am 31. März 1857 einsam gestorben. Auf diesem Weg, den wir heute heraufgekommen, haben wir seinen Leib dahin nach Krieglach getragen. Sein Geist, hoffe ich, ist geblieben und wird einziehen ins neue Waldschulhaus. Nach Patterers Tode sind einige provisorische Lehrer dagewesen, aber bald wieder fortgegangen. Ums Jahr 1870 habe ich in Graz an dem damaligen Landesausschuß Dr. Fleckh einen einflußreichen Mann gefunden, der mir helfen wollte, in Alpel eine ständige Schule zu gründen. Aber es war grade zu Beginn der Neuschule, und zu der hatten die Leute kein Vertrauen, die Schule ist abgelehnt worden. Zwölf Jahre später wollte mein nun seliger Schwiegervater Knaur, der hier einen Besitz gehabt hat, den Alplern ein Schulhaus errichten, mir war schon eine tüchtige Lehrkraft zugesagt — allein auch diesmal haben die Alpler sich ablehnend verhalten. Die kleine Gemeinde kam immer mehr herab. Von der Not belehrt, war seither in der Gegend ein jüngeres einsichtsvolleres Geschlecht aufgestanden, das erkannte den unermeßlichen Nachteil, keine Schule zu haben. Nun endlich haben sie eine. Durch einige öffentliche Vorlesungen, die für diesen Zweck mehrere tausend Kronen einbrachten, ist man auf die Angelegenheit aufmerksam geworden, und es begannen — ohne daß eigentlich gesammelt worden wäre — von vielen Seiten Gelder einzulaufen für ein Schulhaus in Krieglach-Alpel. Insonderheit drei Spender sind es, die es ermöglichten, ein so stattliches Haus zu bauen und einzurichten: Gutsbesitzer Baron Seßler von Herzinger, der das Bauholz gab, der Berliner Großindustrielle Markiewicz, der den weitaus größten Teil der schönen

Hauseinrichtung lieferte, und Baumeister Habersack in Krieglach, der mir bei diesem Werke mit Rat und Tat stets zur Seite stand und das Haus in uneigennützigster Weise herstellte.

Aber auch dankbar zu gedenken der Landesschulbehörde, die rasch diese Lehrerstelle fundierte und eine junge frische Lehrkraft beigestellt hat. Diesen und allen, die zu dem Werke liebreich beigetragen haben, im Namen der Gemeinde Alpel und in meinem eigenen, innigsten Dank!

Nach meinem Sinn wäre es gewesen, das Schulhaus ganz schmucklos zu bauen und ohne öffentliche Festlichkeit aufzumachen, doch um die Spender auch in der Ferne zu ehren, glaubten wir ein öffentliches Zeugnis unserer Dankbarkeit geben zu sollen.

Aber dieses Haus, wie es heute noch vor uns steht, ist ein Körper ohne Geist. In ein schönes Gefäß gehört ein guter Inhalt. Der steiermärkische Landesschulrat hat uns an Herrn Leopold Kramer allem Anscheine nach einen tüchtigen Lehrer geschickt. Ob der neue und junge Waldschulmeister es ahnt, welch eine ernste, bedeutsame Aufgabe hier seiner harrt? Die große Einsamkeit, die ihn umgeben wird, soll ausgefüllt werden mit einem großen Werke. Der Lehrer muß hier in der Weltabgeschiedenheit mehr als anderswo, nicht bloß Schulmeister, sondern auch Führer und Freund der Kinder und treuer Anwalt der ganzen Bevölkerung sein. Er muß die Leute nehmen, wie sie sind, er muß sie achten und lieben lernen und er muß ihre Achtung und Liebe gewinnen. —

Nun noch ein paar Worte an meine engsten Landsleute. Liebe Leute! Strebet nicht hinaus in die Welt. Bleibet daheim in Eurem Waldlande. Hier werdet Ihr nicht reich, aber auch nicht so arm, als Ihr in der Fremde werden könntet, nicht so arm und verlassen, wie mancher geworden, der von dieser Heimat fortgezogen ist. Ich selbst bin draußen gewesen und wieder heimgekehrt, weil's mir hier am besten gefällt. Lernet, soviel Euch möglich ist, zu lernen, richtet Eure Wirtschaften mehr nach den Zeitverhältnissen ein, arbeitet mutig, haltet fest zusammen und vertrauet herzhaft auf Gott, dann werden für Euch Bewohner von Alpel wieder bessere Zeiten kommen.

Nun, meine liebe Waldheimat, überreiche ich dir das Geschenk. Ich bitte den Herrn Bürgermeister von Krieglach, diesen Schlüssel entgegenzunehmen. Es ist der Schlüssel zum Schulhause. Das bedeutet, daß in diesem Augenblick das Schulhaus ins Eigen-

tum der Gemeinde übergeht, und zwar auf Grund folgender Urkunde. Sie lautet:

Widmungs-Urkunde.

Endlich ist es gelungen, der armen Gemeinde Krieglach-Alpel eine Schule zu stiften. Bei diesem Werke haben viele Freunde der Waldheimat und Gönner der Volksschule so ausgiebig geholfen, daß das neue Schulhaus jetzt eröffnet werden kann.

Da das Haus nun in allen seinen Teilen wohl mit Fleiß und Gediegenheit fertiggestellt ist, schenke ich dasselbe der Gemeinde Krieglach, und zwar unter den Bedingungen, daß sie es stets bestens verwalte, es beständig in gutem Zustande erhalte und es als Schulhaus für diese Waldgegend Alpel verwende. So lange es in Alpel schulbedürftige Kinder gibt, sei dieser Bau unter dem Namen Waldschulhaus ihrer Schule gewidmet, zu welcher die löbliche Schulbehörde stets eine tüchtige Lehrkraft, mit entsprechendem Gehalt versehen, beistellt. Sollte in Alpel die Schule aus irgendeinem Grunde einmal überflüssig werden, so ist dieses Haus in einer anderen würdigen Art nutzbar zu machen und der Ertrag für Lehr- und Bildungszwecke der Gemeinde Krieglach — und zu keinem anderen Zwecke — zu verwenden. (Zum Zeugnisse dieser Widmung und ihrer Annahme Datum und Unterschriften.)

Dann eine rührende Szene. Die Alpel-Kinder kamen halb in Angst und halb in Freude heran, jedes in der kleinen Hand einen Strauß aus wilden Blumen. Diese hielten sie dem Menschen, ehe er sich noch ins Volk flüchten konnte, entgegen, und eines der Mädchen sprach die Worte: „Mir danken dir tausendmal schön für die Schule. Mir geben dir die Blumen, sonst hab'n mir nix. Mir danken dir tausendmal schön."

Damit war die Feier, die durch ihre stimmungsvolle Einfachheit auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, zu Ende. —

Das Waldschulhaus mit Zugehör, es sind Nebengebäude da, hat einen materiellen Wert von etwa 40000 Kronen.

Sein moralischer Wert für die Gemeinde ist in Ziffern nicht zu fassen. Und als Draufgabe zog sofort auch häusliches Glück ein. Der junge Waldschulmeister mit seiner ihm ein paar Tage vorher angetrauten jungen Frau (die dann in der Waldschule sechs Jahre lang geradezu musterhaft gewirkt haben).

Seither sind Jahre vergangen. Die erste Generation von braven, gesitteten Kindern hat die Schule bereits verlassen, die zweite ist auf gutem Wege. Das Schulhaus hat sich vergrößert und eine Werkstatt bekommen für Tischlerei, Schlosserei, Korbflechterei; ebenso wird auch Gärtnerei, Bienenzucht usw. getrieben. Ferner haben wir ein Grundstück dazugekauft, für einen kleinen Naturschutzpark, um eine Pflanzenschule anzulegen, und eine Kapelle zu bauen. Das vollzog sich unter der energischen Tätigkeit des zweiten Lehrers, Herrn Franz Rottenmanner, nachdem der erste auf einen ehrenvollen Posten nach Südtirol berufen worden war. Beide dieser Schulmänner, jeder in seiner Art für eine bessere Zeit der armen Leute sorgend, sind ein Segen geworden für die kleine Waldgemeinde, die durch der Zeiten Wendung mit einem geradezu furchtbaren Geschicke zu ringen hat. Die Schule hat ihr frischen Mut gebracht. Sowie Andreas Erdmann in den „Schriften des Waldschulmeisters“ sucht der Lehrer erzieherisch und wirtschaftlich die kleine Waldgemeinde zu heben, ihr Führer, Berater und Anwalt zu sein. Es ist schon heute frischeres Leben dort und morgen kommt die erste, in dieser Schule gebildete Generation dran.

Der große Waldbruch.

1902.

Wenige Wochen nach Eröffnung der Waldschule hat sich rings um sie herum ein Naturereignis zugetragen, das auch noch erzählt werden muß, weil es so eigenartig, so gewaltig war, ohne dem stattlichen neuen Hause auch nur ein Schindelchen zu verletzen. Man wird in unseren Alpen schwer jemand finden, der früher eine ähnliche Katastrophe erlebt hat, als jene war in der ersten Dezemberwoche 1902.

Es war ein trüber, lauer Spätherbst gewesen. Die Nebel brauten regungslos über Berg und Tal und mit Beginn des Dezember kamen große Niederschläge. Sie waren verbreitet über Mitteleuropa und besonders in den Alpen entluden sie sich unter dem Wechsel von Wärme und Frost zwei Wochen lang. In den Niederungen war es Regen mit Schnee, auf den Höhen war es Schnee mit Regen. Von den Fenstern der Gehöfte sah man nicht bis zum nächsten Baum, so dicht fielen die großen Schneeflocken, langsam und lautlos sanken sie herab, ununterbrochen Tag und Nacht. Von den blätterlosen Laubbäumen fiel der Schnee anfangs ab, bald blieb er kleben und beschwerte manchen Ast so lange, bis er brach. Besonders alte Ahorne und Kirschbäume, die rauh berindet und mit Flechten bewachsen waren, mußten brechen; solche Bäume spalteten sich, so daß der eine Teil nach rechts, der andere nach links fiel. Manch alter Riese brach in drei und vier Teile auseinander. Die Gebüsche der Gemarkungen sahen nicht mehr

aus wie Gebüsche, sondern wie Schneewälle, die von Tag zu Tag niedriger wurden, weil unterhalb der Wuchten die Sträucher sich zu Boden legten. Die Spatzen und Ammerlinge fanden ihre Nester nicht mehr, oder konnten nicht dazu und flatterten ratlos über den Menschenwohnungen, Herberge heischend in ihrer Not. Aber das war nur ein Winter, wie es deren manche gibt. Es kam anders.

In den Nadelwäldern, von denen das weite Bergland bedeckt ist, legte der weiche Schnee sich ins Geäste und blieb daran kleben. Denn die Luft war ganz ruhig und kein Lüftchen strich, wochenlang. Sonst sind es die Stürme, die den Wald brechen, diesmal war es die Windstille gewesen. Selbst ein mäßiger Wind, wie er im Gebirge fast immer zu streichen pflegt, hätte den Schnee von den Bäumen geschüttelt. Die reglose Luft brachte das Verderben. Der Schnee, der tagsüber feucht und weich vom Himmel fiel, fror in der Nacht an den Ästen und Wipfeln fest. Dann kam einmal Regen und Frost und verbackte die Lasten mit dem Reisig. Hernach begann es neuerdings zu schneien, auch dieser Neuschnee legte sich an die hängenden Wuchten und blieb kleben. Es kam Tauwetter und es kam Frost, so daß von den Schneewuchten an den Bäumen Eiszapfen und ganze Eisvorhänge niederhingen. Endlich kam wieder Schneefall und deckte die Bäume so gründlich zu, daß die einzelnen Aststufungen des Astwerks nicht mehr zu erkennen waren und die Gestalten dastanden wie Riesenzuckerhüte. In dichten Beständen klebten ganze Baumgruppen aneinander und wer vom Berggipfel niederschaute, dem schien es, als seien weite Waldflächen mit einem einzigen weißen Tuche überdeckt.

Eine Weile war das so gestanden in der Ruhe der Luft. Dann hat es allmählich begonnen. Hier ein Knistern,

da ein Schnalzen, dort ein dumpfer Schlag. Bisweilen brach ein Wipfel nieder, dann brach ein Stamm, dann wankte der Zuckerhut und legte sich gelassen um, ohne daß die angefrorenen Schneelasten von ihm abfielen. Weil sonst alles in größter Ruhe war und keine Kraft sich regte, so war dieses Niederbrechen gespensterhaft zu sehen. Stellenweise brachen viele Stämme auf einmal, wie die Säulen eines Domes, die das gemeinsame Dach nicht mehr zu tragen vermögen. In den Schleiern des Nebels und des Schneiens haben es ja nur wenige Augen sehen können, wie es im einzelnen und im ganzen vor sich ging. Aber der einsame Waldstraßenwanderer erlebte unvergeßliche Dinge.

Auf dem Tannbachweg glitt ein Kohlenfuhrwerk dahin im schönen Hochwald. Als der Fuhrmann den ersten Baum auf halber Höhe brechen und niederstürzen sah in den Schnee, verwunderte er sich, wie bei stiller Luft so die Stämme brechen können. Bald darauf begann ein zweiter Baum unter seiner Schneewucht sich zu neigen — anfangs langsam, dann rascher, und sausend fiel er unter dem Krachen seiner zerreißenden Wurzeln in weitem Bogen über die Straße. Das Pferd hatte einen Sprung getan, der Schlitten einen Stoß nach rückwärts, daß ein Kohlensack hinausgeschleudert wurde. Der Fuhrmann sah, er war heute am Ziele, denn der Weg nach vorwärts war verlegt, es ging nicht mehr weiter. Er faßte das erschreckte Pferd am Strang, in demselben Augenblicke krachte es wieder am Hang, und zwei Riesenstämme stürzten gleichzeitig zu Boden. Nun erst wurde ihm die Gefahr deutlich, in der er schwebte, da fiel auch hinter ihm ein Baum über den Weg, während andere Schäfte im Bogen sich neigten und so wie riesige Halbreifen über die Straße schweben blieben, bis einer und der andere entzweisprang. Das Fuhrwerk war gefangen, es konnte nicht

nach vorwärts und nicht zurück. Der Mann hatte aber nicht Zeit, sich zu fürchten, er mußte das Roß zu bändigen suchen, das vor Schreck wild geworden war. Plötzlich flog ein Wipfel nieder und schlug die stäubende Kohlenfuhr tief in den Boden, daß Splitter, Kohle und Schnee ein wüstes Gemenge waren. Wieder brachen ein paar der großen Bogen, die sich über die Straße gereift hatten. Der Fuhrmann war mitten in der Verheerung, rings um ihn brachen Bäume; Stämme spalteten sich, Wipfel stürzten nieder und eine wuchtige Tannenkrone traf das Pferd und erschlug es. Hoch auf flogen die Wolken des gepeitschten Schnees. Mitten im Splitterhagel und Schneestäuben war der Fuhrmann; halb betäubt kauerte er unter dem Geäste einer gebrochenen Fichte und schloß die Augen. Nach späterer Aussage hatte er kein eigentliches Angstgefühl, er dachte nur: was ist denn das, was soll denn das? Und jetzt ist ja mein Roß hin! — Als es in seiner Nähe ein wenig ruhiger geworden und nur weiterhin noch das Krachen und Schmettern war, wie in einer Schlacht, da sah er die großen Lücken, die in dem Walde entstanden waren. Vor ihm eine blendend lichte Öffnung, so daß man den gegenüberliegenden Berg sah, an dessen steilem Hange auch alles lebendig zu sein schien. Der Fuhrmann hatte unter seinem Baumschlupf warten wollen, bis dieser gespensterhafte Sturm vorüber war, aber es begann immer wieder, es krachte und stürzte immer und war nie vorüber. So sehr der Wald sich lichtete, war immer noch unendliches Gestämme, das dastand und jeder fallende Baum gab den Blick frei auf weitere Verwüstungen.

Endlich begann der Mann zu denken. Was ist das? Ist alles jählings morsch geworden? Hat der Wald doch immer die Winterslast getragen. Ist es ein Erdbeben, das

die Grundfesten erschüttert und lockert? Ist es der Jüngste Tag, weil die riesigen Wurzelscheiben der Bäume aufstehen, als ob sie Gräber freilegen müßten! Die Wipfel lagen tief im Schnee und die Wurzeln ragten wie ungeheuere Klauen, die noch Erdreich und Gestein festhielten, in die Lüfte auf. So lebendig war es geworden auch in den Gründen, wo seit Menschengedenken sich nichts bewegt hat, als kleines Getier und die Fächer der Germen. Raben und Krähen flatterten umher. Das Wiesel, der Marder und andere Tiere waren aufgeschreckt gleichsam aus dem Winterschlaf und schossen dahin; Eichhörnchen sprangen planlos über das Gewüste ihrer zusammengebrochenen Welt dahin und zwischen Gewurzel und Astwerk hervor ragte der hochgehobene Kopf des schreckigen Rehes, sah den Menschen und konnte nicht flüchten. Wo das Tier über gefallene Bäume sprang, da brach es zwischendurch in Reisig und Schnee, bis es erschöpft in eine Höhlung niedersank. — Der Fuhrmann schaute hin und kam kaum zum Bewußtsein, was er sah. Plötzlich schrak er auf. Es war dunkel geworden. Die Abenddämmerung war da. Wie sollte er entkommen, da es noch ringsum krachte im Walde! Er starrte hin auf sein totes Pferd. Auch ihn kann es so treffen, wenn er jetzt den Heimweg sucht. Es ist ja auch unmöglich, Weg und Steg, Wald und Hang sind zu schrecklich verbaut. Wer hätte je denken mögen, daß ein Mensch im Walde so gefangen werden könne! — Unter den dichten Ästen einer gestürzten Fichte suchte er sich eine Wohnung herzurichten für die Nacht. Dort glaubte er sicher zu sein. Aber Feuer zu machen mißlang, das Reisig war zu feucht, gloste und rauchte und verlosch. Sein Körper schütterte vor Frost und Angst. Da fiel ihm ein: Zünde die Kohlen an! Die halb zerschlagenen Bündel raffte er auf und zerrte sie unter die Asthütte; mit Fleiß berechnete er den

Vorrat und so hatte er Feuer die ganze Nacht. In seiner Stirn war es wie Blei, aber einzuschlafen wagte er nicht. Das Feuer beschäftigte ihn, tröstete ihn; aus Holzkohlen springen so schöne blaue Flammen. — Die ganze Nacht hatte es weithin in den Wäldern geschmettert und gekracht. Als es endlich Morgen wurde, lag grauer Nebel über allem, aus dem wieder Flocken zu fallen begannen; aber das Krachen und Brechen hatte aufgehört, nur zeitweise noch ein Donnern aus der Ferne; von den schlanken Lärchen, die unter ihrer Wipfellast sich aus der Höhe wie Reifen niedergebogen hatten, sprang noch manche ab und stürzte.

Der Fuhrmann wagte den Heimweg. Es war kein Gehen, es war ein Klettern und ein Kriechen stundenlang, bis er endlich auf die freien Flächen des Tales kam. Als er Leuten begegnete, zeigte er nur gegen den Bergwald hin: „Da oben, da hat's mich derwischt! Die Straßen sieht mich sobald nimmer!" Sonst sagte er nicht viel. Erst nach Tagen konnte er erzählen. —

So ähnlich mochte es manchem Waldwanderer ergangen sein in jenen Winterwochen, aber daß ein Mensch getötet worden sei, das hat man nicht gehört. Es ist ein wahres Wunder. Wer nicht hinaus mußte, der blieb freilich unter seinem Dache, sah nur den feuchten Nebel und das ewige Schneien und hatte keine Ahnung, wie draußen die Wälder zugrunde gingen. Als es tage- und tagelang so gedauert, wurde den Leuten in ihren Häusern bange, um so mehr, als ihr eigenes Dach bisweilen unter der Schneelast zu knistern begann. An vielen Gehöften ragen über den Dächern große alte Schirmbäume auf, solche wurden zur drohenden Gefahr. Da rief der Bauer seine Knechte, um mit ihnen sich an den Baumschäften emporzuarbeiten und mit

langen Stangen die Schneelasten abzuschütteln, soweit es möglich. Trotzdem hat es hie und da wohl auch Gebäude zusammengeschlagen.

Als das Frühjahr kam zeigte es sich, daß die Zerstörung eine ungeheure war. Der dieses schreibt, sieht aus den Fenstern des Waldhauses die Verwüstung. Es sind ja freilich auch Waldstrecken, denen wenig anzumerken ist, die vielleicht ein wohltätiger Luftzug erlöst hat von den Lasten. Auf den Berggraten ist es besser gewesen, da war der Schnee trockener und fiel ab; auch sind hier die Bäume abgehärteter und starrer. In manchen Hochwäldern liegt's noch heute wie in den ersten Tagen. Unabsehbar hingebrochene Stämme, stellenweise ganze Waldpartien niedergelegt. Dasselbe laue Wetter, das den Schnee oben anklebte, weichte und lockerte unten den Boden auf, der sonst zur Winterszeit hart gefroren dem Stamme mit seinen zeitweiligen Schneelasten eine gute Stütze gibt. Wenn sonst bei Windbrüchen die Stämme zumeist in gleicher Richtung hin liegen, so gibt es hier ein unentwirrbares Durcheinander von Schäften, Wurzelballen, Astwerk, Wipfeln und Splittern. Vieles Gestämme schief aneinander lehnend, ineinander verklemmt, hängend noch an Strünken hoch oben. Graue Geier schwirren darüber hin und betäubender Harzgeruch erfüllt die Luft. Im Jungwald sind die Stämme, besonders die zähen Lärchen, die nicht brechen konnten, krumm gedrückt wie Triumphbogen, und in manchem Wald nur wenige, die keinen geknickten Wipfel haben. —

Manches Bäuerlein war anfangs fast vergnügt gewesen, daß durch den Waldbruch das Kapital der Zukunft so plötzlich „fällig" geworden, bis es sich bald zeigte, daß dieses fällige Gut niemand vollgültig einlösen wollte. — Wie über das Schlachtfeld die Raben, so schwirren fremde

Händler durch das Land, um den Leuten das Gefällholz gegen schlechten Preis abzudrücken.

Kenner des Waldes sagten auf diese Katastrophe eine besondere Fruchtbarkeit der Wälder voraus. Im Menschengeschlechte ist es so, nach Krieg und Seuchen folgt ein mächtigeres Werden. Und tatsächlich konnte man in dem darauffolgenden Frühjahre an den Bäumen größere und reichere Triebe sehen als sonst. Das Leben läßt sich nicht unterkriegen.

Und solches war für die junge Waldschule ein erstes Hauptstück über das Leben und die Schicksale des Waldes.

Die Kathreiner Kirche.

1904.

Hochsommerfrieden! —

Ich saß in der kühlen Stube meines Sommerhauses im Schaukelstuhl und las Adalbert Stifters „Feldblumen", die lieblichste aller Jugendgeschichten. Manchmal sank die Hand mit dem Buche und die Augen träumten hin auf die dunklen Bücherkästen und schimmernden Wandbilder der Stube, über welchen ein grünlicher Widerschein ruhte. Denn vor den Fenstern standen die Birken und Lärchen in der goldenden Morgensonne. Und weiche taufeuchte Luft lag in den offenen Fenstern.

Zur Tür trat rasch mein Sohn herein, stand eine Weile da und sagte: „Vater! Gestern soll Sankt Kathrein am Hauenstein abgebrannt sein. Das große Einkehrhaus und die Kirche."

Ein Bote hatte die Nachricht nach Krieglach gebracht. Solche Boten sind oft recht wortkarg. Das Hauensteinerhaus abgebrannt. Die Kirche abgebrannt. Weiter nichts. — Wieso das geschehen? Man wisse es nicht.

Gewisse Geschehnisse scheinen einem, wenn sie plötzlich kommen, unmöglich. Man hat nie gedacht, daß sie eintreten könnten. Die liebe weiße Kirche auf dem Föhrenriegel, sie war mir seit Kindheit und Jugend ein unveräußerliches Gut. Die Feste des Jahres, seit ungezählten Jahren in der weiten Welt begangen, alle verlegte ich sie, mich zurückerinnernd, in und um die weiße Kirche auf dem Föhrenriegel. Ich schloß die Augen davor, wie in den Domen die Feste begangen wurden, ich beging sie heimlich

in mir und sah die weiße Kirche im fernen Waldlande, und hörte ihre hellen Glocken, ihre hochgestimmte Orgel, ihre alten Gesänge und sah ihre lichten Altäre und ihre roten Fahnen. War mir weh um meine vergangene Kindheit, so durfte ich nur die Kirche auf dem Föhrenriegel vor mein geistiges Auge rücken — da war sie wieder, da war die Kindesfreude hinterlegt, konnte mir von ihr holen, sooft ich wollte. Und ich wollte oft. In schlaflosen Nächten sah ich diese Kirche im Sonnenschein; zu Zeiten der Krankheit schloß ich die Augen und sah die lichten Wände und vergoldeten Altäre und den kristallnen Kronleuchter, in dem alle Funken des Regenbogens brannten. Und im Sommer zu Krieglach, wenn ich mir einmal einen guten Tag antun wollte, wanderten meine Füße vier Stunden lang bis zur Kirche in St. Kathrein.

Aus Frömmigkeit? Hundertmal herrlichere bedeutsamere Kirchen hatte ich gesehen, die Dome zu Wien, zu Köln, zu Mailand, zu Rom; so lieblich schön war nichts, wie das Kirchlein auf dem Föhrenriegel. Ich guckte es eben immer noch mit den Kindesaugen an, obschon diese endlich in einem sechzigjährigen Schädel staken.

Und nun sollte diese Kirche auf einmal nicht mehr sein? Die Gemeinde war seit jenen Tagen ja schon einmal ausgestorben, um die Kirche herum war der Friedhof, da schlief sie. Doch daß auch die Kirche nachsterben sollte und in die Asche niedersinken — das hatte meine sonst emsig spinnende Phantasie mir nie gesponnen. —

Bald stand ein Steirerwäglein vor der Tür. Ich fuhr mit meiner Frau davon, entlang der Alpsteigstraße. Dort, wo sie Alpel berührt und der Seitenweg abzweigt, saß auf dem Scheiterhaufen ein Holzknecht, am Rücken hatte er die Kraxe mit Werkzeug, ein Bündel Mehl, einem Topf Schmalz

und einem Laib Brot. Er war auf dem Wege in den Holzschlag und brannte sich hier eine Pfeife Tabak an.

„O, der Peter!“ rief er mir als alter Kamerad zu, „wohin die Reis'?“

„Nach Sankt Kathrein.“

„Um einen Tag bist zu spat. Gestern häst solln enten sein, gestern ists lustig gwest — o Narri, vorgestern will ich sagen. Leut hats dir geben, daß man schier nit schliefen hat mögen. Kein Mauserl und kein Lauserl hätt mehr Platz ghabt in der Kirchen. Und das Musizieren! Eine Freud ists gewesen, ich sag dirs!“

„Vorgestern sagst, Maxl?“

„Dem Hausteiner Wirt habns sechs Faß Bier ausgsoffen. Is ja der Bischof dagwest. Firmung. Weißt eh.“

„In Kathrein? Vorgestern?“

„So ein' lustigen Festtag wie vorgestern habn die Kathreiner noch nie ghabt.“

„Und einen so traurigen noch nie, wie gestern.“

„Warum?“ fragte der Holzknecht, „warum gestern trauri?“

So hat er mir den Bischof gegeben und ich ihm die Feuersbrunst und so sind wir auseinandergegangen. Bei mir habe ich dann gedacht: Es ist doch vielleicht nicht wahr, weil er nichts davon gewußt hat. Niemand ist uns weiter begegnet den langen Weg. Endlich kam ein altes Weib mit ihrem Eierkorb heran, sie ging gegen das Mürztal, sie kam von Kathrein, sie wußte sicher alles. Und ich habe nicht den Mut gehabt zu fragen. Fünf Minuten später an der Straßenbiegung haben wir's ja schon gesehen. Über den Föhren und Fichtenwipfeln, wo sonst die Kuppel des Kirchturmes mit dem funkelnden Knauf geleuchtet hatte, ragte

die achteckige dachlose Mauer des Turmes auf, glatt abgeschnitten oben, wo der Kuppelbau gestanden. Aus den Höhlen der Fenster zogen sich geschwärzte Streifen. Die Zifferblätter der Uhr glotzten wie erblindete Augen. Wenn ich in einer Nacht plötzlich den Mond hätte niederfallen sehen, der Eindruck wäre nicht größer und grauenhafter gewesen als der, von dieser Ruine des Kirchturmes zu St. Kathrein. Wenn man seit Ewigkeit oder was das gleiche ist, seit seinem frühesten Erinnern eine Gestalt hoch in die Lüfte ragen sieht und auf einmal ist sie nicht mehr und die Lüfte streichen durch den körperlosen Raum, als ob in demselben nie etwas gewesen wäre, so sieht man schaudernd die lückenlose Welt, die auch nach uns kommen wird.

Und nun die müßigen Fragen: Wie ist es geschehen?

Als nach dem glanzvollen Bischofsfeste die beglückte Gemeinde wieder in ihren Alltag eingelenkt und das Einkehrhaus, das am Fuße des bewaldeten Bergleins liegt, seine Leute hinausgeschickt hatte auf Feld und Wiesen — es ist ein heißer Hochsommertag, der 14. Juli 1904 — da schlägt aus der Scheune plötzlich die Flamme auf und unter der Musik des pfeifenden Windes tanzt sie hin über die zunderdürren Schindeldächer, von Gebäude zu Gebäude. In wenigen Minuten steht der weitläufige Hauensteinerhof in Feuer. Und während die Herbeigeeilten noch einige Habe zu retten suchen unter Lebensgefahr, züngeln die Flammen schon hinterwärts durch den Wald hinauf, wo sie Nahrung wissen. An das Dach der Kirchhofsmauer springen sie und eine zuckt wie ein hämisches Irrlicht hoch oben auf dem Firste des hölzernen Kirchendaches hin. Der Schullehrer ist mit einem Schaff Wasser herbeigeeilt, es hätte ausgereicht, das Flämmchen in den Schindeln war nicht größer wie ein Vogel. Aber keine Leiter. Leute eilen herbei, sie haben Ratschläge, aber

keine Leiter. Das rote Vöglein wächst zum Hahn, flattert dem Turme zu und hinauf, hinauf über den Helm bis zur Kuppel, zum Knauf, wo sich die Siegesfahne entfaltet weit in die Luft hin. In den Glocken singt noch der heiße Samum; auf den vier Zifferblättern tanzen, wie wahnsinnig geworden, die Zeiger; da stürzt der kupferne Knauf herab, auf dem Steinboden springt er auseinander und schleudert die Urkunde heraus, die hoch oben über hundert Jahr und Tag verborgen gewesen. Sie erzählt nicht von den uralten Zeiten, als die ersten Mauern dieser Kirche entstanden waren, erzählt auch nicht, wie im 18. Jahrhundert der vordere Zubau entstanden; sie sagt nur, daß dieser Turm erbaut worden in den Zeiten der Revolution und Napoleons, als die Welt aus Rand und Band war. — Doch, wer liest jetzt Urkunden, da das ganze weitläufige Kirchendach ein prasselnder Feuerherd ist und inwendig die Holzdecke mit den schönen Stuckarbeiten schon anfängt, niederzubrechen. Nach der ersten Verwirrung der zusammengelaufenen Leute hat sich bald ein planmäßiges Retten und Bergen entwickelt. Neben dem Kirchentore an der äußeren Mauer hängt an Klammern ein hohes Kreuz mit dem überlebensgroßen Christus, ein von Kunstkennern bewundertes Holzschnitzwerk.

Die Wassereimer stehen bereit, dieses Wahrzeichen zu schützen, siehe, da steigt das Feuer vom Dache herab, nach dem Haupte, den ausgespannten Armen; aber noch bevor die Gestalt versehrt ist, lockert sich wie von selbst an der Mauer das Kreuz, langsam neigt es sich, sinkt und wird von mehr als ein Dutzend Händen aufgefangen. In der Kirche kracht das Feuer, durch die Orgelpfeifen brüllt der Glutstrom. „Alles, was Atem hat, lobe Gott!" stand geschrieben auf dem Emporium des Musikchores, der nun nach diesem letzten Liede niederbrach. Auf die Kanzel fliegen die feurigen

Zungen herab; so eindringlich haben sie noch nie gepredigt, als an diesem Jüngsten Tage, aber ein alter Bauer gießt all seine Wasserkübeln an die Kanzel hin — just allein diese Stätte des Wortes Gottes will er retten. Nur teilweise verkohlt, so hing die Kanzel nachher monatelang am dachlosen Gemäuer. So kämpften die Leute um ihr Heiligtum. Die Kirchenfahnen, der neue prachtvolle Baldachin, die wohl gestern noch über dem Haupte des Bischofs so feierlich ins Freie schwankten, jetzt werden sie fluchtartig zur Tür hinausgebracht, während manche Seidenfranse schon zu glosen beginnt. Die Bildnisse, an denen der Küster jeden Sonn- und Feiertag fromm die Weihkerzen angezündet, sie vergehen nun selbst in Opferglut, und die weiße Bildgestalt der Jungfrau wird umzüngelt von einem Flammenkranz, der die Ankunft, die Gegenwart des Herrn offenbart. Drei Bauersfrauen schleppen Wasserkübel in den erstickenden Raum und retten das Bild. Aber der vielarmige Lüster fällt klirrend zu Boden und die ewige Ampel stürzt auf den Flies, da Gott sich nun selber ein Licht angezündet hat und die Kirche ein brennender Dornbusch geworden ist.

Vom Bache des Tales herauf waren die Eimer gelaufen von Hand zu Hand; stundenlang hatten die Leute, mit feuchten Lappen Gesicht und Hände umwunden, in Rauch und Qualm gegen die Gluten gekämpft, umsichtig und heldenhaft. Aber endlich waren sie erschöpft — — siehe, das Feuer war es auch. Mit Staunen sahen die Leute, was gerettet war. Dahin ist der Turm mit Glocken und Uhr, der Chor mit Orgel und allen Musikinstrumenten, der rückwärtige, ältere Teil der Kirche mit den Betstühlen und Bildnissen. Das alles vernichtet. Aus dem Schutt- und Aschenhaufen steigt ein träges Flackern und Rauchen auf. Der vordere Teil mit den drei Rundschiffen, dieser sorg-

fältig eingewölbte Zubau aus dem 18. Jahrhundert, war, scheinbar wenigstens, fast unversehrt. Es standen die drei Altäre, die Betstühle, die Bildnisse an der Wand; es stand das Taufbecken und der Beichtstuhl, als Prophezeiung gleichsam, daß in dieser Kirche noch künftige Generationen getauft und entsühnt werden sollen.

So haben wir's gefunden an diesem Tage.

Auf dem Kirchhofe waren die Gräber verwüstet, Kohlenbrände lagen auf den Hügeln und manches Holzkreuz war verbrannt, so daß nur der Stumpf aus der Erde hervorragte. Da standen Bauersleute herum und schauten schweigend auf die Ruine und schüttelten ihre Köpfe darüber, daß auch Kirchen abbrennen können... Die flachkuppelige Wölbung des vorderen Kirchenteiles, von welchem das Schindeldach herabgebrannt war, schaute sich von außen an, wie eine Moscheewölbung. Wenige Tage vor dem Brande hatte die Kirche ein neues Dach bekommen, die kleine Gemeinde war noch in Sorgen, wie man das bezahlen würde, und nun sollte die Kirche neu erbaut werden! Seit vierundzwanzig Stunden kein Glockenklang mehr, das war nicht auszuhalten. Und wenn das jetzt ein Jahr so bleiben soll oder länger, oder für immer? Denn wer kann in dieser armen Gegend eine solche Kirche bauen?

Bekümmert verließen wir die Brandstätte, stiegen die steinerne Treppe hinab, gingen an dem unversehrt gebliebenen Pfarrhofe vorüber den steinigen Weg hinab ins Tal, wo die andere Brandstätte war. Was von dem Hauensteinerhof aus Holz gewesen, das war reinlich zu seiner Asche verbrannt, in der noch die Eisenteile der Geräte herumlagen; im übrigen standen die rötlichen Mauern mit den Fensterlöchern lautlos da. Dort und da stieg noch dünner Rauch auf. Ein paar Leute standen herum, tatlos, ratlos

vor der ungeheuren Arbeit, die bevorstand. Obwohl der Besitzer ganz gelassen hinsagte: aufbauen, das werde er nimmer. Er gehe auf und davon. Aber hörst du? Aus dem Gemäuer des Gasthofes schallt Gelächter. Mitten in der Ruine, teilweise schier unter Schutt begraben, war die Gaststube unberührt geblieben, von der überschütteten Stubendecke wohl beschützt. Die Fenster waren zersprungen, aber die Tische und Bänke, der Gläserkasten waren da, wie sie immer dagewesen, und der Keller tiefer unten war erst recht erhalten. So saßen in der Stube Fuhrleute, Beamte des Bezirkes und der Feuerassekuranz, tranken Bier, besprachen lebhaft das Ereignis und knüpften mancherlei Anekdoten dran. Sie waren leiblich munter.

Unter ihnen saß auch der Herr Pfarrer. Der alte Herr bedauerte mein „speres" Aussehen und auf das Anerbieten, mit meinen geringen Kräften zur Wiedererbauung der Kirche beizutragen, lehnte er gemütlich ab, es sei am besten, einstweilen gar nichts zu tun. — Vor dem Unglück tatlos dazustehen, das dünkt mich allerdings noch das Trostloseste zu sein. Betrübt kehrten wir zurück in das Mürztal.

Dort war mittlerweile ein Schreiben an mich eingelangt. Der Schulleiter von St. Kathrein bat im Namen mehrerer Ortsgenossen, eine öffentliche Sammlung einzuleiten. Und wenige Tage später, als sich noch von keiner Seite Hilfe gemeldet, kam der Gemeindevorsteher von St. Kathrein zu mir, ein Jugendkamerad, mit dem ich auf der Schulbank gesessen. Er bat mich, die Kathreiner jetzt nicht zu verlassen. Es kümmere sich kein Mensch um sie. Die Gemeinde habe gar keine Schätzung, ob das Aufbauen fünftausend oder hunderttausend Kronen kosten werde.

Noch an demselben Tage verfaßte ich einen Aufruf zu Beiträgen für die abgebrannte Kirche, der an Zeitungen

katholischer Länder verschickt und anfangs August veröffentlicht wurde.

Der Aufruf lautete:

Für die abgebrannte Kirche in der Waldheimat.

Der sinnliche Mensch bedarf, um zu sich selbst zu kommen und Gott zu ahnen, gleichsam einer Burg, die von weltlichen Dingen ihn zeitweilig absondert und schützt. Also ist gerade unserm Landvolke seine Dorfkirche mit ihrem Kultus die einzige Pflegestätte idealen Lebens.

In diesem Sinne geschah es, als ich vor einigen Jahren mich an das evangelische Deutschland wandte mit der Bitte, den evangelischen Bewohnern des Mürztales eine Kirche bauen zu helfen. Diese Bitte ist reich gesegnet worden. Und nun tritt das zweitemal und noch ungestümer die Notwendigkeit heran, mich an die Mitmenschen, diesmal an die katholischen, zu wenden mit solchem Anliegen.

In meiner Waldheimat ist am 14. Juli d. J. die Pfarrkirche St. Kathrein am Hauenstein durch Brand größtenteils zerstört worden. Die Gemeinde, aus einigen dreißig Gebirgsbauern und Häuslern bestehend, ist arm, die Beiträge der Versicherungsgesellschaft und des Kirchenfonds reichen an die Größe des Schadens bei weitem nicht heran. Die Leute stehen ratlos vor der Ruine; es ist nicht die Klage um verlorenes irdisches Gut, es ist ein Weinen um die geliebte Stätte, wo sich die bedeutsamsten Vorgänge ihres Lebenslaufes abgespielt haben, wo sie stets Mut und Kraft geschöpft haben für ihr mühevolles Dasein und Arbeiten. Und mitten unter ihnen stehe auch ich, nicht anders wie vor dem versunkenen Himmel der Kindheit; denn in dieser hellen Kirche der dunklen Waldheimat ist es gewesen, wo zwischen Vater und Mutter die Gottesnähe mich glückselig gemacht hat.

Wild und furchtbar ist der Kampf unserer Zeit, allein das recht erfaßte Christentum einigt und versöhnt, in ihm suchen wir die guten Herzen. Und so komme ich nun vertrauend zu Freunden des Christentums und des Volkes, zu Freunden der stillen Waldheimat und, wenn ich sagen dürfte, zu Freunden jener meiner Schriften, die in der Waldheimat wurzeln und wovon manche ihr friedsames Licht von diesem Bergkirchlein empfangen haben. Ich komme zu bitten

um Beiträge zur Wiederherstellung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein.

Wenn diese Bitte auch nur annähernd so gesegnet ist als jene dazumal für die Heilandskirche, so können nach Jahresfrist vom Turme des wiedererstandenen Gotteshauses die Glocken hinausklingen in die waldumkränzten Berge, mit der Botschaft, daß trotz Brand und Asche die Liebe noch lebt.

Krieglach, im Juli 1904.

Unter ein paar glänzenden Ausnahmen zeigte es sich, daß dem Klerus meine Mithilfe zu diesem Kirchenbau nicht erwünscht war. Einer behauptete sogar, ich hätte für eine Sammlung zu diesem Zwecke kein Mandat gehabt, ein solches könne nur der hochwürdige Herr Pfarrer von St. Kathrein erteilen, nicht aber die Gemeinde! Der Ortspfarrer schien nicht entzückt gewesen zu sein darüber, daß ich ohne seine ausdrückliche Bewilligung der Gemeinde was Gutes tun wollte. Ich vermute, der sonst kreuzbrave Mann trug mir die evangelische Kirche in Mürzzuschlag nach. Allerdings war meine Sammlung für die Heilandskirche weitaus erfolgreicher gewesen, als diese im katholischen Lande für eine katholische Kirche! Damals hatten manche Leute gesagt: „Warum sammelt er denn nicht lieber für katholische Kirchen?" Ich glaube, nicht einer von diesen, die sich damals so überflüssig ärgerten, hat jetzt, da ich für eine katholische Kirche sammelte, auch nur einen Heller gegeben. Hingegen kam ein sozialdemokratischer Arbeiter zu mir: „Ich halt' zwar nit viel auf Kirchen. Aber wer sie braucht, für den sind sie not. Da haben's auch von mir fünf Kronen."

Wenn man den Ertrag dreier Vorlesungen abrechnet, stammt der weitaus größte Teil der bei mir eingegangenen Summe von — Evangelischen.

Vor vielen Jahren bin ich von einem Gebirgspfarrer

Südtirols gebeten worden, für die Pfarrkirche seiner armen deutschen Bauerngemeinde, die mitten im Stockitalienischen liegt, ein paar Kirchenglocken schaffen zu helfen. Ich leitete eine Sammlung ein, natürlich nur unter Katholiken — das Resultat war ein Ertrag von dreizehn Gulden.

Hätte ich dann für mein Waldschulhaus nur in katholischen Kreisen gesammelt, so wäre es mir wahrscheinlich auch nicht viel besser ergangen. Bin ich doch, als es sich um ein Armenhaus in meiner Heimatsgegend handelte, gerade bei den Wohlgesessenen und Frommen des Ortes gründlich abgeblitzt. Das sind veraltete Gegnerschaften, sie stammen aus Zeiten, da ich mit kindischer Leidenschaft kirchliche Schäden abstellen wollte. —

Für die Kirche von St. Kathrein, die an 50000 Kronen gekostet hat, habe ich kaum viel mehr als den zehnten Teil direkt auftreiben können. (Das jenen Leuten, die es in die Welt tragen, die Kirche hätte i ch erbaut, zur Korrektur.) Trotzdem wurde der Bau alsbald begonnen. Im folgenden Frühjahre war es schon so weit, daß die Glocken auf den Turm gezogen werden konnten. Es war am Tage der Himmelfahrt.

Da war die ganze Gemeinde ein einziges erhobenes Herz geworden. Aus allen Gräben und von allen Höhen waren sie herbeigekommen im Festgewand und mit leuchtenden Augen, die Männer wie die Weiber, die Greise wie die Kinder. Das Kircheninnere lag noch voller Schutt und der Kirchhof ringsum war verrammelt mit Gerüsten, Stein- und Bretterwerk. Aber auf hohem Turmgerüst wehte die Festfahne und den Leuten war, als wäre schon die ganze Kirche fertig. Die zwei kleineren Glocken waren bereits auf dem Turm, die große wurde auf bekränztem Wagen von einer frohen Menschenmenge bei klingendem Spiel den

Berg heraufbegleitet. Vom nahen Wäldchen her krachten die Böller. Der Hügel vor dem Turm war gefüllt mit Menschen; keiner von ihnen hatte bisher das noch erlebt: Glocken auf den Turm ziehen! Man hörte nicht jenes vorwitzige Hin- und Herreden, welches sonst in solchen Volksmengen vorkommt; schweigend oder nur leise und ehrerbietig flüsternd sahen alle zu, wie nun vermittelst Flaschenzuges die Glocke durch die Öffnungen des Gerüstes langsam emporschwebte, während sechs junge Burschen in Steirertracht ohne Gepolter und Geschrei, ruhig und ernst, von einem Monteur unauffällig angeführt, den Aufzug durch das Gebälke leiteten. Viele der Zuschauer, so schien es, haben in diesen Augenblicken aufs Atmen vergessen.

Und als die Glocke endlich im Turmfenster verschwunden war, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Man wollte miteinander sprechen, aber getraute sich nicht recht, als müsse die ganze Stille und Feierlichkeit dieser Frühlingsnachmittagsstunde den metallenen Zungen vorbehalten bleiben. — — Plötzlich der erste klingende Schlag der kleinen Glocke. „Es ist schon gewonnen!" rief ein Bauer aus. „Sie bimmelt nicht, wie die alte." Sie läutete ein paar Minuten lang. Dann kam die zweite dran. „Die läutet schon so tief, wie früher unsere größte!" sagten einige. „Sollt' man nit beten, statt schwatzen?" bemerkte eine behäbige Bäuerin. Darauf ein vorlauter Bursche: „Nix schwatzen und nix beten — nur losen." — So begann nun in langsamen Schlägen feierlich die große Glocke zu läuten. Da machten die Leute weite Augen. Ein solcher Klang war in diesen Bergen noch nicht gehört worden. Nach ein paar Minuten schwieg auch sie. Dann setzte wieder die kleine ein und nun läuteten alle drei zusammen. Den Leuten wurde anders, weinen mußten sie. Das alte Geläute,

das vor einem Jahre verstummte, war vergessen, denn so hatten die Hundertjährigen von damals nicht geklungen. Alle Bergwälder ringsum grüßten zurück und sagten die Leute zueinander: „Jetzt hören wir sie wieder!“ Und an diesem Tage ist es mir erst recht klar geworden, die Glocke, sie ist die Seele der Gemeinde. Die Glocke hat eine soziale Bedeutung. Weit über den Bau der Kirche klingt sie hinaus in die Welt zu allen. Sie spricht Menschliches und Göttliches zu den Weltkindern der Städte, die nie eine Kirche besuchen, sowie zu den Landleuten, die in Feld und Wald und in den einsamen Höfen sind. An diesem Nachmittage war herbeigekommen, was Füße hatte, und die Jährlinge ließen sich tragen und die Achtzigjährigen kamen in Karren; doch immerhin waren auch Menschen zurückgeblieben in den einsamen Berghäusern, um den Hof zu hüten. Die standen vor der Haustür Stunde um Stunde und schauten und horchten gegen die Kirche hinab, die manchem vom Wald oder Berg verdeckt war, und horchten und horchten sehnsüchtig nach der Stimme des Rufenden in der Wüste. Die Sonne sank tiefer und tiefer, es blieb still. Endlich, endlich! Das Glockengeläute kam weich und lieblich in den Lüften heran.

Seit die Gemeinde besteht wird selten ein solcher Freudentag gewesen sein als an diesem Himmelfahrtsfeste, so daß jemand die Bemerkung machte: „Wenn das Unglück nicht gewesen wäre, hätten wir heute keinen solchen Freudentag!“

Aber es kam auch die andere Stunde. Die Stunde, da nun für alle geläutet wurde, die während der glockenlosen Zeit ins Grab gesenkt worden waren. So als ob die Toten des Jahres mit dem Einschlafen gewartet hätten, bis sie von den Glocken zur ewigen Ruhe gesungen würden.

Mittlerweile war auch das mitabgebrannte Einkehrgasthaus „Zum Hauensteiner“ stattlich aufgebaut worden, das heute eine beliebte Sommerfrischstätte ist.

Und hernach, ein Jahr später, am 16. September 1906 hat die Einweihung der gänzlich neu hergestellten Kirche stattfinden können. „Sie ist noch viel schöner, als die alte!“ sagten die Leute. Mein kindisches Herz schwieg und träumte zurück in die alten Zeiten . . .

Die deutsche Schutzstiftung.

1909—1913.

Im Jahre 1908 habe ich unter dem Eindruck einer gehobenen Friedensstimmung das folgende niedergeschrieben:

Man kennt sie gar nicht auseinander! Die Leute verschiedener Nationalitäten, die in unserem Lande seit Jahrhunderten nebeneinanderwohnen und altgesessenes Heimatsrecht haben — sie sind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterscheidet. Die Kaste unterscheidet. Die Bildungsunterschiede sind groß. Die Klassen unterscheiden weit mehr als die Rassen, die sich längst gemischt haben. Ein deutscher Bauer und sein Nachbar, der windische Bauer, stehen sich näher, als ein deutscher Bauer und ein deutscher Großstädter. Was Lebenshaltung und Gesinnung anbelangt. Mancher Deutsche unterscheidet sich mehr von seinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenseits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieser Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unser Leben so sehr verroht, verbittert, so würdelos macht. Nachdem wir längst darüber einig waren, daß die Menschen an sich gleich sind, daß bei den europäischen Bewohnern der Unterschied ganz wo anders liegt als in der Abstammung, ist jetzt die schreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit seinen großen Geistern und Lehren — ist es denn ganz für uns verloren gegangen?

Ein paar Wochen später steht im Tagebuch:

„Jene Zeilen enthalten Wahrheit und Deutschheit. Sind aber nicht angebracht in einer wahnsinnigen Zeit, die den Menschenwert oder Unwert nur mehr nach seiner Abstammung und seiner Sprache mißt, in einer Zeit, da wir Deutsche in Österreich vom Slawentum zurückgedrängt werden, so brutal anmaßend, daß ein slawischer Führer sich öffenlich zu sagen getraute: für Deutsche ist in diesem Lande nur auf dem Friedhof Platz! Es gab schon Tage wahrhaftiger Deutschenverfolgung in Prag, Laibach, Cilli usw. Die Landleute sind noch ruhig, aber die Städter sind wild verhetzt.

Selbst in kerndeutschen Provinzen wie in Niederösterreich steigert sich tschechische Anmaßung bis zur Frechheit. Rasch und rascher sammeln sie sich an mitten unter Deutschen und verlangen tschechische Schulen, amtliche Doppelsprachigkeit und schließlich wohl slawische Einsprachigkeit."

So habe ich jäh furchtbar deutlich gesehen, um was es sich handelt, um Notwehr, um Schutz des Vätererbes! Da muß jeder voran, persönlich, jeder nach seiner Weise, nach seinem Können. Und nun frägt man sich: Was kann der einzelne tun? Was kann ich tun? fragte ich mich in schlaflosen Nächten.

Da fiel mir mein Versuch ein, den ich etwa zehn Jahre früher gemacht. Damals hatte ich vorgeschlagen, daß jeder Deutsche in Österreich den zehnten Teil seines Vermögens für nationale Zwecke opfern solle. Probieren wir's, bevor es ans Schwert geht, mit anderen Mitteln. Geld für deutsche Schulen. Ich tat, um den Anfang zu machen, schon mein Brieftaschel auf. Aber sie haben mich ausgelacht, meine deutschen Brüder. Den zehnten Teil des Vermögens! Wie dumm! — Nur eine einzige Tirolerzuschrift hat mir, falls mein Plan aufgegriffen würde, 3000 Kronen zugesagt. Die Zeitungen, auch die deutschnationalen, haben sich über meinen, allerdings herzlosen Vorschlag, mit Behagen ausgeschwiegen.

Und in einer der Sorgennächte nun fiel mir ein: Versuche es noch einmal, aber klüger. Verlange weniger, vielleicht trägt das mehr. Und gründe deinen Plan auf Gegenseitigkeit, auf eine gegenseitige Nötigung zur Opfertat. „Nur wenn du gibst, gebe ich auch." Etwa eine Schutzstiftung zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen an den Sprachgrenzen und sprachlich gefährdeten Gegenden. Sie soll mindestens betragen zwei Millionen, die durch gegenseitig be-

bingte Zeichnungen wohlhabender Deutscher zustande komme. Wenn sich tausend Personen finden, wovon jede 2000 Kronen spendet, so bin ich dabei. In diesem Sinne soll sich jeder verpflichten, dann haben wir zwei Millionen. Das könnte gehen. — Einige Vorbesprechungen mit nationalen Männern ermutigten mich zwar nicht. Das war feuchtes Stroh. Mit kleinen Aufsätzen im „Heimgarten“ und im weiterverbreiteten „Neuen Wiener Tagblatt“ prüfte ich den Boden. Der zeigte sich nicht ungünstig, die meisten Leute, mit denen ich von meiner Idee sprach, wurden warm, mit Ausnahme der Reichen, die hatten Bedenken.

Der Deutsche Schulverein hatte meinen Gedanken aufgegriffen, er war entschlossen ihn auszuführen und warb die anderen Schutzvereine zur Mitwirkung.

Im Mai 1909 ist — zuerst im „Heimgarten“ und dann im „Neuen Wiener Tagblatt“ — folgender Aufruf veröffentlicht worden.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen!

Aufruf

zu einer großen, gegenseitigen Nationalspende für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben uns geweckt zu heißer Sorge um unsere Sprachgrenzen. Freilich wohl unser aller hohes Endziel ist die Gemeinsamkeit der Menschen. Doch der mitten in Stürmen um seine geistige Existenz ringende, heißblütige Mensch gruppiert sich in Nationen, die fremden Gewalten gegenüber sein starker Leib sind. Unsere Erfahrungen des vorigen Jahres sind schwer zu vergessen, und doch soll es nicht zu Trutz und Feindseligkeit gegen unsere nationalen Gegner geschehen, was wir jetzt durchführen werden. Wir wollen nicht über die Grenzen greifen,

wir wollen nur unserer Väter deutsches Erbe verteidigen und unseren Nachkommen bewahren. Wir wollen an unseren Sprachgrenzen deutsche Schulen stiften und erhalten, so wie es unsere Gegner an ihren Grenzen tun, und wir glauben so sehr an die Kraft und den Segen einer guten Schule, daß wir von ihr nicht bloß unseren sprachlichen Schutz, sondern auch Gesittung und Verständigung für beide Lager erhoffen.

Aber das liebe Geld. Wir wissen wohl, daß Geld allein kein Volk vor dem Niedergang bewahren kann, aber notwendig ist es doch. Unsere deutschen Schutzvereine arbeiten ja unermüdlich, nur die Mittel reichen nicht, um an unseren Sprachgrenzen genügend deutsche Schulen zu gründen und für beständig zu erhalten. Hätten wir da zu dem gewöhnlichen Einkommen der Schutzvereine noch auf einmal ein paar Millionen Kronen, so könnte man schon mit den Zinsen allein einer Generation z. B. an hundert Schulen gründen, beziehungsweise versorgen, und so würde das Kapital zu nationalen Zwecken fortwirken in unbegrenzte Zeiten. Natürlich nur, wenn deutscher Idealismus hohe sittliche Ziele vorsteckt; ohne solche schafft alles Geld der Erde nur Lumpereien.

Nun, so ist es mir eingefallen, wie man durch ein bestimmtes Verfahren auf anständige Art ein paar Millionen zusammenbringen könnte.

Jeder Deutsche in Österreich, und auch unsere treuen Brüder im Reiche, bangen um unser gefährdetes Volkstum. Man ist überzeugt von der Notwendigkeit einer großen Abwehr, und gottlob, viele sind auch bereit Opfer zu bringen. Wenn sich nun eintausend wohlhabende Deutsche fänden, von welchen sich jeder verpflichtete, jetzt für unsere nationale Sache zweitausend Kronen zuzusagen und wirklich zu spenden, sobald der tausendste sie gezeichnet hat! Für den Fall, als innerhalb einer gewissen Zeit auf diese Art nicht zwei Millionen Kronen zusammenkommen sollten, wäre für keinen die Zusage bindend. Es gibt so viele vom Glück begünstigte Leute, es gibt so viel Geld auf der Welt, ich halte es für unwahrscheinlich, daß im ganzen deutschen Volke nicht tausend Deutsche zu finden sein sollten, wovon jeder gerne zweitausend Kronen auf den Tisch legt, wenn sie gleichsam zwei Millionen bedeuten. Denn man gibt ja nur, wenn zwei Millionen gezeichnet sind.

Mich leitet der Gedanke, daß der einzelne selbst für den besten

Zweck zweitausend Kronen schwer, ungern, ja gar nicht gibt, wenn dasselbe Opfer nicht auch so viele andere bringen und wenn nicht damit was Bedeutendes geleistet ist; daß er aber freudig mittut bei einer Riesenspende, an der die Besten des Volkes sich beteiligen und die ein für jetzt und die Zukunft segensreiches Ergebnis verspricht.

So lautet nun meine Frage an jeden wohlhabenden Deutschen: Geben Sie für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen zweitausend Kronen, wenn zwei Millionen daraus werden?

Aber ich sehe eine Menge Leute die Köpfe schütteln — und das ist mir gerade recht. Je zweifelnder sie den Vorschlag ansehen, je munterer können sie zeichnen in der Hoffnung, daß es ohnehin nicht dazukommt. Tausend solcher Pessimisten brauche ich und die zwei Millionen sind gesichert. Doch im Ernste gesprochen: so empfindlich die Gabe für manchen einzelnen sein mag, wenn der große Erfolg da ist, wird's doch keinen reuen und jeder wird durch seine Mitspende ein noch treuerer Deutscher geworden sein, denn für was man Opfer gebracht hat, das liebt man um so mehr. Der Edle freut sich nicht bloß an dem Erfolg, sondern auch an der Größe seines Opfers.

Der Deutsche Schulverein hat die Durchführung dieses Werkes übernommen. Er wird die Unterschriftensammlung betreiben und nach abgelaufener Werbefrist die Einziehung der gezeichneten Spenden, sowie die Verwaltung und Verwendung derselben im Sinne der Spender besorgen. Sind nach abgelaufener Werbefrist die zwei Millionen, auf denen die Spender bestehen werden, nicht gezeichnet, so verlieren alle Zeichnungen ihre Gültigkeit und die Geschichte ist aus. Ist die Summe vor der abgelaufenen Frist gezeichnet, so werden die Gelder eben zu dieser Zeit eingehoben. Daß sich als juridische Personen auch Gemeinden, Vereine, Familien und andere Gruppen unterzeichnen können, versteht sich.

Und ich hoffe, so gelingt es. — Vertrauend auf die gute Erde streue ich das Samenkorn ins Vaterland und zeichne als erster zu den Millionen mein tausendstel Teil.

Graz, am 1. Mai 1909.

Peter Rosegger.

Diesem Aufruf hat der Deutsche Schulverein einen auch von den übrigen Schutzvereinen Deutschösterreichs und mehreren deutschnationalen Persönlichkeiten unterzeichneten Appell beigeschlossen, folgenden Wortlautes:

An das deutsche Volk!

In den bald dreißig Jahren seines Bestandes hat der Deutsche Schulverein über K 2000000 für Schulbauten ausgegeben. Weit mehr aber wird noch gebraucht, wenn an allen national bedrohten Punkten, an denen es notwendig ist, Schulen und Kindergärten erbaut werden sollen. Deshalb muß jeder Deutsche den Vorschlag unseres Rosegger mit Freuden begrüßen und nach Kräften zu seiner Verwirklichung beitragen.

Der Deutsche Schulverein hat die Verwirklichung des Roseggerschen Vorschlages in die Hand genommen. Es ergeht nun an alle Volksgenossen die dringende Einladung, der Aufforderung Roseggers nachzukommen und dem Deutschen Schulverein für Schulbauzwecke eine Spende von K 2000 zuzusichern für den Fall, daß sich bis Ende 1910 tausend Volksgenossen bereit erklärt haben, eine solche Spende zu gewähren.

Volksgenossen! Bewahrt unser Volk vor der Schmach, daß das angestrebte Ziel nicht erreicht werde. Sorgt dafür, daß dem Deutschen Schulverein zur Feier seines dreißigjährigen Bestandes die erwünschte und notwendige Jubelgabe dargebracht werde, unserem Volkstum zum Schutze, unserem Dichter zur Ehre!

Spendet für die Rosegger-Sammlung!

Wien, im Mai 1909.

Der Deutsche Schulverein:

Der Obmann:	Das Ausschußmitglied:
Dr. Gustav Groß.	Dr. Konrad Twerdy.

Den Aufruf, von besonderen Werbebriefen begleitet, sandte der Deutsche Schulverein von Wien aus nun in alle Welt. Ich hatte im Laufe des Sommers an 20000 mit der Hand geschriebene Werbebriefe, die vom Schulverein all-

wöchentlich in Kisten nach Krieglach kamen, mit meiner Unterschrift zu versehen, bevor sie an die einzelnen Persönlichkeiten und Körperschaften abgeschickt wurden.

Nachdem diese Werbeaktion zur Aufbringung von tausend „Bausteinen" zu je 2000 Kronen in geregelter Tätigkeit war, konnte ich von Zeit zu Zeit Stimmungsberichte veröffentlichen, die — weil sie manche bezeichnende Einzelheiten enthalten — an dieser Stelle mitgeteilt seien, zur Erinnerung an die merkwürdigen Tage, da unsere Deutschen einmal nicht in kriegerischen Worten, sondern in friedlichem Werke nachdrücklich redeten. Daß ich jedoch in einer Beziehung nicht zufrieden sein konnte, wird wohl zu ersehen sein.

Das folgende aus meinen Tagebuchblättern jener Zeit:

I.

„Als mir das System einfiel, nach dem der Deutsche Schulverein jetzt so erfolgreich arbeitet, habe ich mir die Entwicklung ganz anders gedacht, als sie sich nun wirklich vollzieht. Ich habe gedacht, die Menschen, denen Gott die Güter gegeben hat, würden den Ruf zuerst wohl eine Weile überhören, allmählich aber doch beachten und etwa in fünf Jahren würde die Sache beisammen sein. So dachte ich, und so kam es gerade nicht. Anstatt der einzelnen Spender waren es Gruppen. Das Ding demokratisierte sich. Einzelne der Reichen und Edlen sind allerdings bald gekommen, herrliche Vorbilder! Im ganzen aber rankt jetzt die Aktion im breiten Volke dahin, und jene, die immer da waren, wenn die Nation, das Vaterland rief, die kommen auch jetzt wieder. Sie und immer wieder sie beschützen das Volkstum, durch welches manche, die jetzt noch vermißt werden, groß und reich geworden sind.

Was erlebte ich denn? Ein Studentenverein von kaum dreißig Mitgliedern, ein armer Verein, beschloß, daß jedes seiner Mitglieder ein Jahr lang täglich um ein Glas Bier weniger trinken wird, um das dadurch ersparte Geld der Schutzstiftung zuzuwenden. Es macht mehr als zweitausend Kronen! Ein Mann, der schon jahrelang auf eine Reise nach dem Norden gespart hatte, verzichtete auf die Reise

und gab das Geld der Schutzstiftung. Ein Promovent gab statt eines Doktorumtrunkes das Geld für die Schutzstiftung. Fünf Geschwister, Gewerbsleute, die täglich um ihre wirtschaftliche Existenz arbeiten müssen, taten sich zusammen und zeichneten den für sie empfindlich hohen Betrag. (Im Tagebuch habe ich solcherlei mehr.) Manche arme Leute kommen mit einigen Kronen daher, eine Sache, die nicht ins System paßt und doch auch nicht wie ein gewöhnlicher Schulvereinsbeitrag behandelt werden kann. In fröhlichem Wettstreit kommen noch manche Studentenvereine, nationale Vereine, Fachvereine, Künstlervereine, Geselligkeitsvereine, Theater, es bilden sich Komitees, um sogenannte Bausteine zu je zweitausend Kronen aufzubringen. Aber auch Gemeinden zeichnen, und manche mehrere Bausteine.

Zur Zeit dieser Notizen sind ungefähr 800000 Kronen gezeichnet. Eine hohe Summe, gerade so hoch, um von ihr aus zu sehen, wie bänglich weit wir noch ans Ziel haben. Aber bange ist mir deshalb nicht. Denn bis die Not heiß wird, bis die Gefahr naht, daß wir das schon Gewonnene wieder fahren lassen müßten, dann kommen auch die andern. Dann kommen sie gewiß, auch die, die bisher vermißt wurden.

Mit dem gesteigerten Erfolge stellte sich williger auch die Presse ein, gern die Gelegenheit ergreifend, um ihr nationales Wort gründlich zu einer nationalen Tat zu machen. Herzhafte Zeitungsfürsprachen sind gar gewichtige Bausteine. Ich habe mein Lebtag nicht um Zeitungshilfe gebeten. Für sich darf der Schriftsteller so was nicht, da muß er warten, bis es von selber kommt. Aber diesmal glaube ich das Recht zu haben, von der deutschen Presse starken und beharrlichen Beistand zu verlangen, bis das Werk gelungen ist. Meinen Namen aber soll sie dabei besser im Hintergrunde halten, denn meinetwegen ist die Sammlung nicht da, ich habe daran kein größeres Interesse als jeder andere Deutsche. Doch immer wieder aufgezeigt soll werden, wie groß und wichtig die Sache an sich ist.

Das dreiste Wort eines alten Universitätsprofessors muß ich verraten. Der sagte: „Man weiß nie recht, wie weit es das deutsche Volk wert ist, daß man mit Gut und Blut sich dafür einsetze. Daher kommt mir diese Zweimillionenstiftung gelegen. Die soll mir Prüfstein sein. Finden sich in diesem Volke tausend Persönlichkeiten, die in so kurzer Zeit gleich ein paar Millionen für deutsche Schulen

zeichnen, dann bin ich überzeugt von dem Werte der Deutschen, überzeugt von ihrer nationalen Begeisterung und Abwehrbereitschaft, überzeugt von dem besonderen Kulturwert dieses Volkes. Finden sich die tausend Deutschen nicht, dann gedenke ich fürder unbekümmert um die nationale Sache meiner Wege zu gehen."

Seit zwölf Wochen habe ich fast jeden Tag ein paar hundert Werbebriefe zu unterschreiben. Bei jedem Autograph, das ich hinschreibe, kann ich mir einbilden, es trage zweitausend Kronen. Nie habe ich fester vertraut als diesmal, nie sicherer gehofft auf den vollen Erfolg.

Nebst der Arbeitslast hat meine Anregung mir auch eine widerliche Folge gebracht. Die Anstrudelung mit nationalen Lobgedichten und andern Phrasen Tag für Tag. Da habe ich mir gedacht, wie es unserm Herrgott sein muß. Er hat gewiß viel weniger persönliche Eitelkeit als so ein dummer Menschenpoet und muß sich anloben, ansingen, anbeten lassen ohne Aufhören. Obschon er als Schöpfer einer so wunderschönen Welt und, wenn man recht berichtet ist, eines noch schöneren Himmels, das Lob durchaus verdient. Es muß kaum zu ertragen sein. Nur ein Unsterblicher kann so was aushalten. Besonders unleidlich, wenn sie bloß mit Worten loben, in ihren Werken aber das Gegenteil tun. Mir wenigstens wäre es schon lieber, sie kämen mit der Zeichnung von zweitausend Kronen, als mit deutschtümelnden Gedichten. Nun, jeder kann dies halt nicht: dichten aber kann jeder. Man muß nur nicht glauben, daß man damit das Vaterland rettet.

Von Zeit zu Zeit kriege ich einen anonymen Schimpfbrief. Solche Briefe sind immer anonym, weil man das, was man nicht verantworten kann, auch nicht unterschreiben mag. Einer meinte, bisher sei ich ganz nett gewesen, ziemlich friedfertig, und hätte auch Nächstenliebe gehabt. Und jetzt sei ich auf einmal deutschnational geworden. — Nun, das ist freilich arg. Kann mich zwar nicht erinnern, je einmal gegen ein fremdes Volk gehässig gewesen zu sein. Aber das Volk, das mir am nächsten ist, habe ich halt doch noch am meisten lieb. Wäre das nicht auch so ein bißchen Nächstenliebe?

Der Name „Roseggerstiftung", den die Zeitungen aufgebracht haben, hat auch sein Gutes. Er macht mich zum reichen Mann; aber leider auch zu einem Filzian. Bittende Briefe kommen heran aus allen Winden. Ein Mann, der Millionen zu verschenken hat,

wird auch die geringen Schulden eines armen Teufels zahlen; wird auch das Geld vorstrecken zur Ausführung einer wirtschaftlich eminent wichtigen Erfindung, die Luft so in Stücke zu komprimieren, daß sie wie Scheiter als Brennholz verwendet werden kann; wird auch das Kapital vorstrecken, um in einer Provinzstadt ein Volksvarieté zu bauen. Was weiß ich, was sie alles jeden Tag von mir wollen. Und siehe, der Krösus gibt nichts!

Ich glaube gar nicht, daß er einer ist. Wir wollen anstatt „Roseggerstiftung" doch vielleicht lieber Deutsche Schutzstiftung sagen. Dieser Schutzname schützt mich und ist auch nicht ungerecht gegen die tausend Stifter.

Bloß tausend! Eine Adelsauslese des deutschen Volkes. Man meint, die Leute müßten sich drum reißen, mit dabei zu sein.

Lustig machte mich mein Nachbar, der Hammerherr. Schon seit Monaten merkte ich, daß er mir auswich. Und als wir gerade einmal ums scharfe Eck zusammengerieten, so daß er standhalten mußte, fing er gleich überlaut an zu reden vom Kometen, der demnächst kommt, und was er etwan wieder Schlechtes bedeuten werde, da die Zeiten ohnehin lausig genug seien. Ich aber ließ den Kometen ruhig auf seinen unergründlichen Bahnen und sagte: „Was ist's, Nachbar, zeichnest du?" Da gab's ihm einen Ruck. „Na, wie ich halt sag'!" kreischte er, „dir in d' Näh' kommen ist grad so gut wie.... Ein gemeinschädliches Individuum bist! Andre Leut' werden hopp genommen, wenn der Geldsack nit sicher geht vor ihnen!" Er lachte zwar dazu, so wie die Wirtin über den ranzigen Braten die Sauce tut, damit er genießbarer sein soll. Doch wie Bettlerherzen kein Erbarmen kennen, obschon sie's von andern verlangen, so sagte ich ruhig: „Mach' keine Geschichten. Zeichne!" Und lege ihm Notizbuch und Füllfeder recht bequem in die Hände. Gezeichnet hat er!...

Ich führe das zur Warnung an. Im heurigen Jahre kostet jeder Besuch bei mir zweitausend Kronen. So weit ist es gekommen. Einst, ach ja! Mit Kleinem fängt man an. Vor mehreren dreißig Jahren bin ich schier zufällig veranlaßt worden, zur Gründung einer Ortsfeuerwehr in Krieglach ein bißchen Geld zu sammeln, wie man eben mit dem Aufschreibbogen von Haus zu Haus geht, der Bäuerin die Schweindlen lobt und dem Bauern die Ochsen und dann mit dem Segen vorrückt. Es gelang, nun und seither treib' ich's. Das Ende ist eine beispiellos dreiste Millionenbettelei.

Ich habe eben meine Freude dran. Allerdings in stillen Stunden wird mir manchmal ein bißchen unheimlich. Wenn ich dieses Mal noch glücklich durchkomm', dann will ich's lassen sein. Denn ich sehe mit Schaudern, daß böse Beispiele gute Sitten verderben. Die Polen machen mir's bereits nach, und zwar, wie man hört, mit bewundernswerter Fertigkeit. Und die Italiener in Südtirol fangen auch schon an, für italienische Grenzschulhäuser zu sammeln.

Sei es drum. Ein Schulhäuserbau um die Wette! Schulhäuser gibt's nie zu viel. Wenn die Schulen danach sind, und sie sollen danach sein, dann werden die Nachkommen vielleicht einsehen, daß die gegenseitige Befeindung der Nationen eine abgrundtiefe Torheit ist. Ein besserer Grenzschutz als die Kriegsfestung ist die Schule: die Herzensbildung, die Gesittung. So meinen es wohl auch unsere Schutzvereine, der Deutsche Schulverein voran, durch dessen großartige Sammelkraft binnen Jahresfrist das Ziel erreicht sein wird."

II.

Gehen wir nur immer zu den Reichen! Aber die sind schwer anzutreffen, sie sind in Marienbad oder auf einer Automobilreise oder auf der Jagd. Aus dem Volk aber kommen sie ungesucht und ungeladen. Aus den Amtskanzleien, aus den Lehrsälen, von den Eisenbahnbureaus, aus den Sparkassen und Banken, aus den Fabriken kommen die Beamten und legen ihre Gaben zusammen auf einen Baustein. So haben die Universitäten mitgebaut. So haben die Mittelschulprofessoren Wiens allein reichlich sechs Bausteine aufgebracht, wieder ein Beweis, daß man von diesen Lehrern nicht bloß Griechisch und Latein lernen kann, sondern auch Opferwilligkeit für das deutsche Volkstum. Und wie die Lehrer, so sammeln unter sich auch Schüler. Kleine Dorfgemeinden stellen sich mit großen Stadtgemeinden auf den gleichen Vorderposten und geben ihren Baustein und setzen die Arbeit munter fort in ihren Steinbrüchen.

Und dann erst der biblische Groschen der Witwe! Ein armer Pfarrer vom Rhein schickte mir 5 Kronen 60 Heller zu, weil er 2000 Kronen nicht erschwingen könne. Ein kränkelnder Tagschreiber kam zu mir mit der verschämten Bitte, 2 Kronen von ihm anzunehmen, mehr hätte er nicht übrig. Von einem armen Schulknaben hörte ich, der seit Monaten für ein Paar Winterhandschuhe sparte

und dann veranlaßt wurde, mit verfrorenen Fingerchen das Handschuhgeld als Beitrag für einen Baustein herzugeben. — Und da mußte ich's wieder hinausschreien: „So ist es ja nicht gemeint. Lasset die Armen in Ruh'!" — Hätten wir aber all diese Sammelbausteine zurückgewiesen, so wäre heute unser Werk nicht gesichert. So will ich auch nicht mehr zanken, die Erfahrung ist ja trostreich: wir haben die Majorität, denn wir haben die Unbemittelten. Und wir haben die Zukunft, denn wir haben die Jugend.

Aus Heidelberg schrieben Studenten: wir tun auch mit. Wir rufen unsre Kollegen im Reiche und bringen Bausteine für deutsche Schulen an euern Sprachgrenzen! — Abgeblitzt sind wir daheim bei etlichen Teutonen, in deren Programm unsre deutschen Schulen an den Sprachgrenzen nicht stehen. Bei uns aber heißt es nicht, politisch deutsch zu werden, sondern national deutsch zu bleiben.

Aus dem Deutschen Reiche sind Stimmen gekommen: gerne möchten wir zu eurer Millionensammlung mithelfen, aber uns gefällt nicht, daß ihr so wenig auf euer schönes Österreich haltet und über eure altehrwürdige Dynastie hinweg zu uns herüberschielet. — Solchen habe ich leibig müssen antworten: „Wir schielen nicht, wir schauen zu euch hinüber, aber nicht über unsre treugeliebte Dynastie hinweg. Im Gegenteil, unsre Augen suchen die hilfewilligen Brüder, weil wir unter unserem deutschen Herrschergeschlechte deutsch bleiben wollen! — Nun laufen auch aus Deutschland immer mehr Bausteine ein, einer erst gestern, sein Spätkommen entschuldigend mit dem Merkwort: „Ihr bautet den Grund, wir krönen den Giebel!"

Wer öffentlich etwas Gemeinnütziges durchzuführen trachtet, dem regnet es, wie bemerkt, anonyme Briefe. So einer sagte mir vor kurzem „offen und freimütig" ins Gesicht: „Sie Herr, Sie! Das tun Sie ja gar nicht dem deutschen Volke zulieb, sondern nur, weil Sie alle Tag Ihren schönen Namen in der Zeitung lesen wollen."

.... Ich bin entlarvt!

Also darum Räuber und Bettler! Es ist doch gar zu lustig, täglich mit der Sammelbüchse in der Öffentlichkeit herumklingeln zu können, so daß die Leute schon überall aufschreien: „Ah, der ist wieder da! Laßt's mich aus mit dem!" Es ist ein angenehmes Geschäft, Herr Anonymus!

Nein, da hat jener Prager Tscheche schon einen besseren Humor, der mich in einem so viel als anonymen Schreiben lustig auszankte, wie

folgt: „Ihre feindselige, aber auch grundlose und ungerechte Denunziation gegen das tschechische Volk hat in demselben eine bittere Enttäuschung hervorgerufen, denn Sie galten bei den Tschechen bisher für einen Menschenfreund. Als Sie noch ‚Am Wanderstabe‘ standen und nicht unter ‚Allerhand Leut‘ kamen und ‚Als ich jung noch war‘ und Sie die ‚Feierabend- und Sonntagsruhe‘ heiligten, dazumal siedelte in Ihrem Herzen noch ‚Allerlei Menschliches‘ und wir waren, wenn gleich persönlich unbekannt, ‚Gute Kameraden‘. Seitdem Sie aber die großen ‚Dorfsünden‘ mit Ihren gehässigen, antitschechischen ‚Bergpredigten‘ begingen, seitdem Sie aufgehört haben, zu fühlen und zu handeln wie ‚Die Älpler‘ — die echten und biedern —, seit dieser Zeit halte ich Sie nicht mehr für ‚Martin, den Mann‘, sondern eher für den ‚Schelm aus den Alpen‘, und Ihre Sache wird es sein, Ihre böse Tat gegen die Tschechen ‚Am Tage des Gerichts‘ selbst zu verantworten. Möchten Sie doch ‚Jakob der Letzte‘ sein, der gegen mein gutes und liebes Tschechenvolk die unschöne und menschenunwürdige Hetze treibt! Hochachtungsvoll **Václav Řeřicha. Ve zlaté slovanské Praze, 6. září, 1909.**“

Es wundert mich nur, daß ein Mann, der meine Werke so gut kennt, mein Werk so arg verkennt! Habe ich denn die Tschechen etwa ein „Nixnutzig Volk“ genannt, dem man „Das Sünderglöckel“ läuten soll? Oder das mit „Weltgift“ zu vernichten wäre? Eher könnten die Tschechen „Wildlinge“ sein, denen man das „Höhenfeuer“ der Kultur gönnt und den „Sonnenschein“, auf daß in ihrem Lande „Erdsegen“ sei. Mir sollen sie aber die deutsche „Waldheimat“ lassen, denn sie ist „Mein Himmelreich“!....

Wenn irgendwo im Freien ein Feuer brennt, so kommen gern arme Leute, um daran ihr Süpplein zu kochen. Aus allen Winden eilen jetzt junge Poeten herbei, um zur Nationalsammlung beizutragen. Dem einen soll ich seinen Roman drucken lassen, das Honorar widme er als Baustein. Dem andern soll ich einen Verleger für seine Gedichte verschaffen. Der Ertrag ein Baustein. Dem Dritten soll ich ein Drama auf die Bühne bringen. Die Tantiemen ein Baustein. Noch unbekannte Sängerinnen wollen Konzerte gebe, die soll ich arrangieren. Die Einnahme ein Baustein. Junge Maler möchten mich in Öl zubereiten. Der Verkauf des Bildes ein Baustein. — Die armen Guten! Alle müssen sie heimgeschickt werden. Es ist ein wahres Kreuz! Andere tragen sich an, für die Sammlung

agitieren zu wollen, ersuchen aber um einen Vorschuß zur Deckung der „Betriebskosten".

Wenn es mir vor vierzig Wochen klar gewesen wäre, welche Änderung für mich dieses Jahr durch den Plan der Zweimillionensammlung nehmen würde, ich hätte ihn siebenmal beschlafen, ehe ich ihn ausschrie. Und dann hätte ich's erst recht getan. Trotz einzelner Spießigkeiten kann es ja doch nicht leicht eine frohere Zeit für mich geben als dieses fruchtbare Jahr, das im hundertjährigen Kalender gar nicht verzeichnet steht. Und so habe auch ich sie kennen gelernt, die Jagd nach Millionen. Frieden ist keiner in diesem Zeichen. Selbst der harmloseste Weg zu ihnen ist voller Unfried. Ich werde froh sein, sie fern von mir in einer guten Statt geborgen zu wissen. Nun, so Gott will, bald ist das Ziel erreicht."

Vier Jahre später. — Das Ziel, zwei Millionen Kronen für die deutsche Schutzstiftung in Österreich, war damals nach einer Sammelzeit von neun Monaten erreicht worden. Die Volksstimmung ist so gewesen, daß die Sammlung weitergeführt wurde. Und heute sind rund drei Millionen gezeichnet.

An den Sprachgrenzen ist mit dieser Geldkraft bereits Großes geschehen, nach den Ausweisen, die der Deutsche Schulverein in Wien, der Verwalter dieser Stiftung, von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Ungefähr ein Dritteil der Summe wurde sofort ausgegeben für neue Schulhäuser, Kindergärten und Gründung mancherlei wirtschaftlicher Lehranstalten. In Böhmen, Mähren und Galizien, in Steiermark, Krain und dem Küstenlande, sowie neuerlich in Kärnten und Tirol ist auf gefährdetem Boden kraftvolle, mutfrische Wehr entstanden — nicht den Nachbarn zu Trutz, sondern uns zu Schutz. Und das soll so weitergeführt werden Jahr für Jahr, bis die Stellungen wieder erstarkt sind und das deutsche Volk an den Grenzen wieder zu seinem ruhigen Bestand gekommen ist. —

Nun wäre ich am Ende. Das, was diese Bücher gestaltet und erzählt haben, ist so ziemlich alles, was ich für unsere Heimat und unser Volk tun konnte. Ich bin müde. — Nach mir werden andere kommen mit demselben Willen, aber mit größerer Kraft. — Eine wilde, finstere Zeit steigt herauf. Herrgott, hüte deinen Menschen das kindliche Gemüt, die Güte und die Treue!

Inhalt.

Schlüssel

zu

Peter Rosegger: Gesammelte Werke

Vom Verfasser neu bearbeitete
und neu eingeteilte Ausgabe

Vollständig in 40 Bänden
erschienen in den Jahren 1913–1916

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Zusammenstellung der einzelnen Bände.

Bd. 1. Die Schriften des Waldschulmeisters. Mit der Lebensbeschreibung des Verfassers und einem Jugendbildnis.
Bd. 2. Das Buch d. Novellen I.
Bd. 3. Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgestalten.
Bd. 4. Heidepeters Gabriel. Eine Geschichte in zwei Büchern.
Bd. 5. Alpensommer.
Bd. 6. Sonnenschein.
Bd. 7. Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute.
Bd. 8. Der Gottsucher. Ein Roman aus dunkler Zeit.
Bd. 9. Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel in 4 Aufzügen nebst kleinen dram. Szenen, und Mein Lied.
Bd. 10. Abelsberger Chronik.
Bd. 11. Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit I: Das Waldbauernbübel.
Bd. 12. Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Bd. 13. Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit II: Der Guckinsleben. Mit einem Bildnis.
Bd. 14. Volksleb. in Steiermark. In Charakter- u. Sittenbildern dargestellt.
Bd. 15. Martin der Mann. Eine Erzählung.
Bd. 16. Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit III: Der Schneiderlehrling.
Bd. 17. Der Schelm aus d. Alpen.
Bd. 18. Dorfsünder.
Bd. 19. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit.
Bd. 20. Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit IV: Der Student auf Ferien.
Bd. 21. Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.
Bd. 22. Der Höllbart und andere Geschichten aus der Vorzeit.
Bd. 23. Sonderlinge.
Bd. 24. Das Buch d. Novellen II.
Bd. 25. Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.
Bd. 26. Geschichten aus Steiermark.
Bd. 27. Fremde Straßen.
Bd. 28. Das Sünderglöckel.
Bd. 29. Weltgift. Roman.
Bd. 30. Höhenfeuer. Allerhand Beleuchtungen mit Sternen und Laternen.
Bd. 31. Die Försterbuben. Roman aus den steirischen Alpen.
Bd. 32. Das Buch der Novellen III.
Bd. 33. Heimgärtners Tagebuch.
Bd. 34. Mein Himmelreich. Ein Glaubensbekenntnis.
Bd. 35. Die beiden Hänse. Ein Roman aus unserer Zeit.
Bd. 36. Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und eigenartige Zeitgenossen.
Bd. 37. Das Buch von d. Kleinen. Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre.
Bd. 38. I.N.R.I. Frohe Botschaft eines armen Sünders.
Bd. 39. Mein Weltleben. Erinnerungen eines Siebzigjährigen I.
Bd. 40. Mein Weltleben. Erinnerungen eines Siebzigjährigen II.

A.

G.

J (i).

J (j).

K.

L.

M.

P.

Q.

R.

S.

T.

Ü.

V.

W.

Z.